

Türke

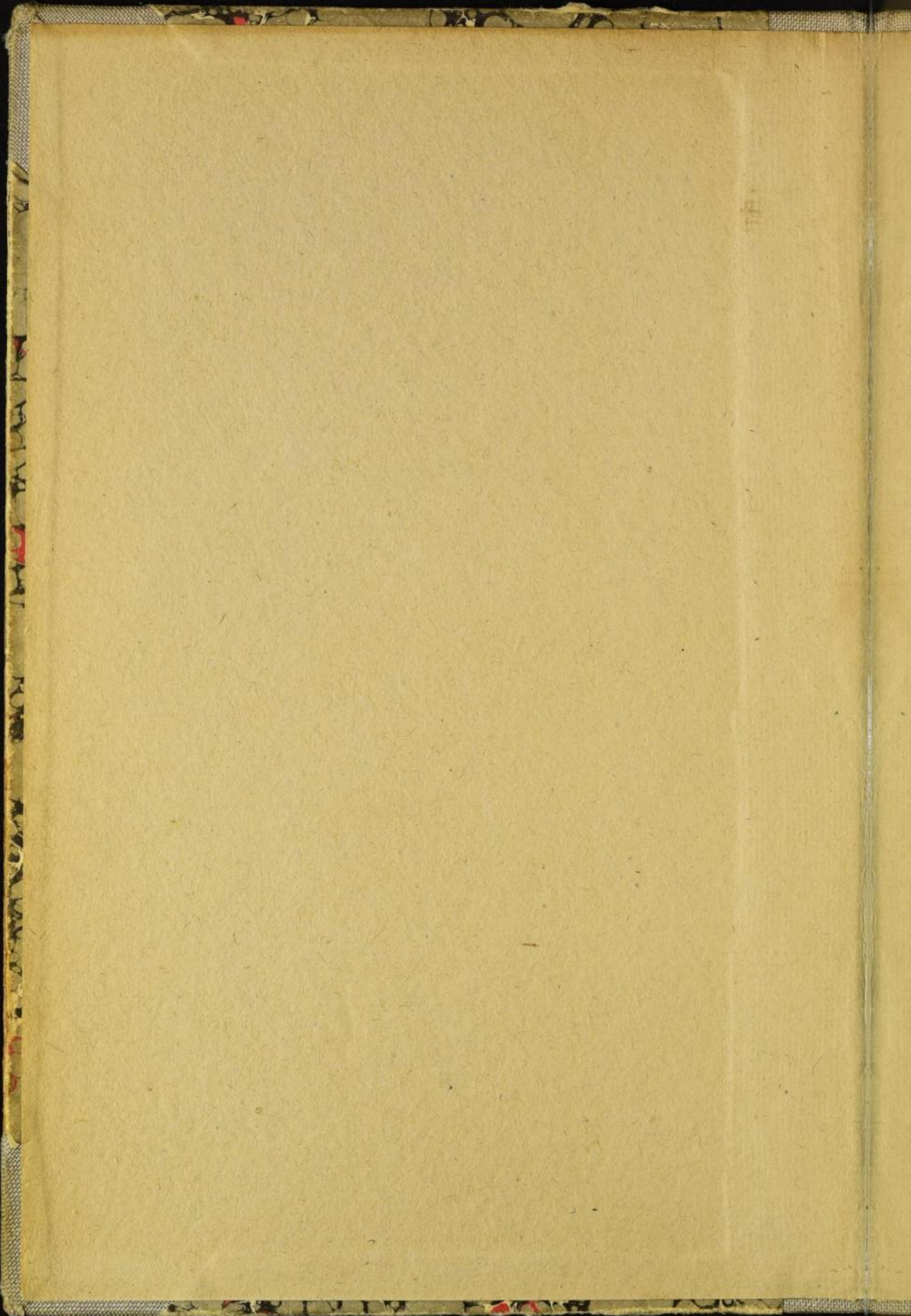
1949

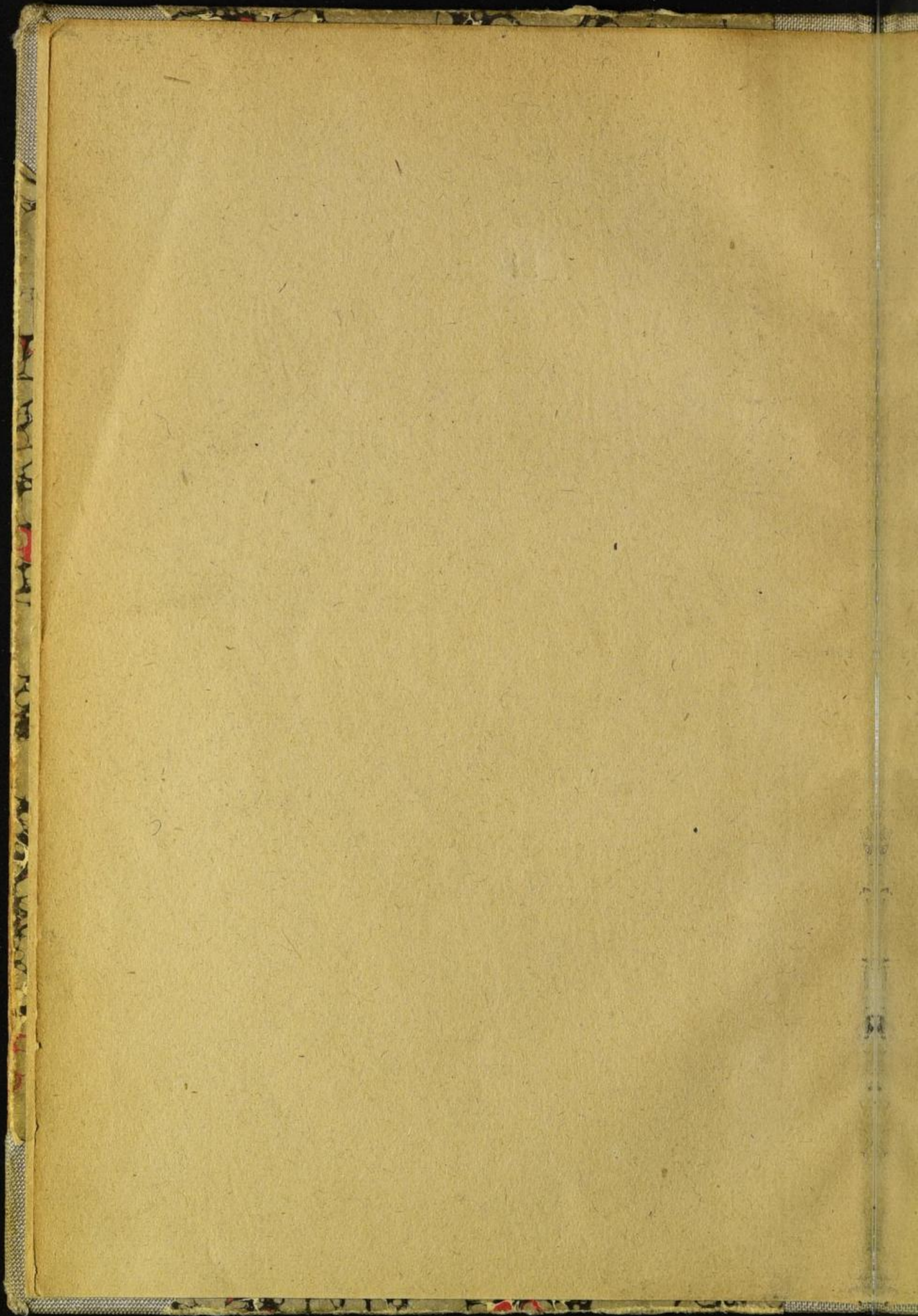
deutsche

80

19

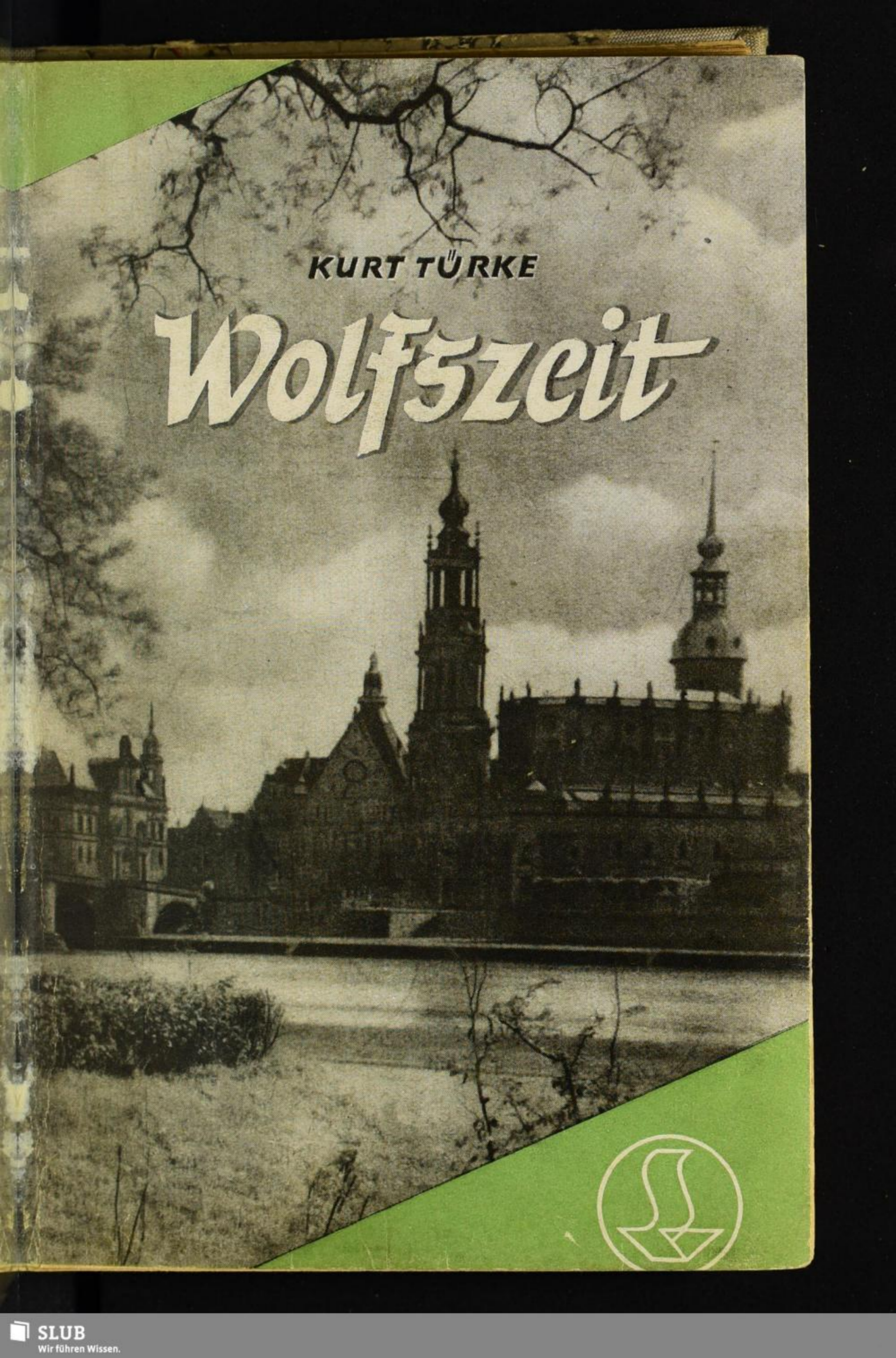
stibl.





KURT TÜRKE

Wolfszeit



Das verhaltene Liebeserlebnis Der Dichter wurde 1920 in Tauscha, junger Menschen gibt diesem Roman, der im unzerstörten Dresden, in der böhmischen Elbland und in der Sächsischen Schweiz spielt, seinen besonderen Reiz. Der Dichter schildert, wie ein Mann unter schweren inneren Kämpfen sich aus einer unwürdigen Ordnung löst. Nicht zuletzt ist es die tapfere Serena mit ihrem beharrlichen, liebenswerten Wesen, die dem Mann seinen Weg aus dem äußeren und inneren Chaos weist. Der Roman ist ganz aus dem Menschlichen heraus gestaltet, fesselnd in Aufbau und Ablauf einer bewegten Handlung und von Liebe zum Menschen und zur Natur durchströmt. In den Landschaftsschilderungen bewährt sich die erstaunliche Beobachtungsgabe Kurt Türkes. Trotz mancher bedrückenden Szenen geht Trost von diesem Buch aus. Die beiden Menschen, die durch mancherlei Wirrnis gehen müssen, bewahren ihre innere Sauberkeit und finden in einer gemeinen und verwirrten Welt den rechten Weg. So wird das Buch zu einem hohen Lied auf die Menschlichkeit.

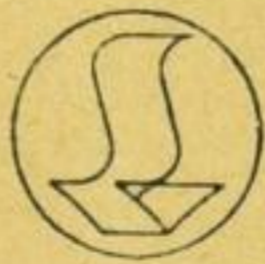
Der Dichter wurde 1920 in Tauscha, einem abgelegenen Heidedörfchen nahe Königsbrück, geboren. Dort wuchs er bei seinen Großeltern heran. Der Großvater war Holzfäller; die Großmutter hatte sich frühzeitig auf dem Rittergut zuschanden gearbeitet. Seine Mutter sah der Junge selten. Sie diente in Herrschaftshäusern. Kurt Türke ging zur Dorfschule. Mit 14 Jahren kam er als „Osterjunge“ zu einem Bauern, hielt aber nicht lange aus, sondern kehrte zu den Großeltern zurück und klopfte in der folgenden Zeit Steine an den Gemeindestraßen. Ein zäher Wille war in ihm, weiterzukommen, etwas zu schaffen. Erste dichterische Versuche entstanden. 1939 wurde Kurt Türke Soldat. 1943 wurde er schwer verwundet. Während des Krieges lehnte er das Ansinnen eines Verlegers, „zeitgemäße Romane“ zu schreiben, ab. Jetzt lebt der junge Dichter in der Nähe von Kamenz. Erste Erfolge ermutigten ihn, sich ganz der literarischen Arbeit zu widmen. Novellen, Erzählungen, Gedichte entstanden; dann der erste Roman „Wolfszeit“, dem bald ein Erzählungsband und ein zweiter Roman folgen werden.

Kurt Türke: Wolfszeit

KURT TÜRKE
✓

WOLFSZEIT

Roman



SACHSENVERLAG DRESDEN

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

DNA 150, 7/292

1950 III 410

Veröffentlicht unter der Lizenz-Nummer 158 der SMAD (5967/49 — 8046/49)
Copyright 1949 by Sachsenverlag, Dresden · Printed in Germany · Alle Rechte vorbehalten
Satz, Druck, Einband: Sachsenverlag, Druckerei- und Verlags-GmbH., Werdau (Sachs) (04)
Archiv-Nummer 2006

I

Nach Ausheilung schwerer Kopf- und Halsverwundungen aus dem Lazarett entlassen, gehörte der Unteroffizier Arthur Hagmann vorübergehend dem Lehrstab IV der Heeresnachrichtenschule Halle an, bis er, als nur noch bedingt zum Wehrdienst Tauglicher, auf ein entsprechendes Gesuch hin nach Dresden und damit in die Nähe seiner Heimat versetzt wurde.

Zu dieser Zeit dauerte der Krieg schon über vier Jahre. An den Fronten wurde nicht minder erbittert gekämpft, wenn auch die Waagschale des Verlierens höher und höher schnellte. Und in eben dem Maße, wie die Niederlage, entgegen dem siegesgewissen Getue der Offiziere, stündlich offener wurde, verlor für den Soldaten das Weiterkämpfen jedweden Sinn, sofern ihm ein solcher überhaupt aufgegangen war.

Arthur Hagmann fühlte sich mit seinen dreiundzwanzig Jahren als altes erfahrenes Frontschwein, wie es im Buche steht. Er kannte all die Kniffe, mit denen sich der Soldat von jeher das stumpfe Dasein erleichterte. Wenige Monate nach dem Tod seines Vaters, der schon im Feldzug gegen Polen gefallen war, meldete sich Arthur Hagmann freiwillig zur Panzerjägertruppe. Er meldete sich aber nur darum freiwillig, weil neidische Nachbarinnen empört waren, daß Hagmanns ihrer, wie sie sich ausdrückten, immer noch zu Hause rumliefe. Für die Vernichtung von sechs Panzern an einem furchtbaren Kampftag im Mittelabschnitt der Ostfront wurde Hagmann mit dem Eisernen Kreuz Erster

Klasse ausgezeichnet und kurze Zeit später zum Unteroffizier befördert. Natürlich standen über diese Ereignisse lobhudelnde Berichte in den Zeitungen.

Dann trafen den neugebackenen Unteroffizier die Splitter einer Granate. Fast ein halbes Jahr weilte er im Lazarett. Wegen allzugroßer Schwächung bekam er mehrfach Blut übertragen. Nichtstun, viel Freizeit und gewisse seelische Zerwürfnisse, die aus dem Wechsel von der Front zur Heimat entstanden, erlaubten es Hagmann während der Genesung erstmals, sich ernstlich über Dinge klar zu werden, zu denen langes und gründliches Nachdenken gehört, und gerade das fehlte dem tags wie nachts ununterbrochen eingespannten Frontkämpfer gänzlich. Lang und breit über den Sinn des Krieges zu schwätzen, hielt Arthur Hagmann für überflüssig. Zu Anfang hatte er den in jeder Zeitung gedruckten Satz nachgeredet, der den Krieg als Vater aller Dinge bezeichnet. Und Hagmann setzte von sich aus hinzu, daß man dies am sichersten aus dem Leben in der Natur beweisen könne.

In langen, schlaflosen und vom Gestöhn leidender Kameraden erfüllten Lazarett Nächten lernte er manches anders beurteilen und änderte mehr und mehr seinen Standpunkt von Grund auf. Er sah im Krieg keinen Sinn mehr. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, antwortete jeder einzelne, den er im Vertrauen fragte, ob er ein Interesse am Krieg habe, mit *nein*. Doch das ganze deutsche Volk wollte angeblich den Krieg. Wie ging das zu? Wie ließ sich das erklären?

Hagmann kam zu ungefähr folgendem Schluß:

Einzig im Krieg beruft sich der Mensch auf die Natur, weil er einen Grund braucht, sein angenommenes grausames Wesen zu erklären. Sonst ist ihm die Natur höchst gleich-

gültig. Die bestehende Gesellschaftsordnung strebt von der Natur fort. Der Krieg ergibt sich niemals als Notwendigkeit einer unvermeidlichen Entwicklung. Krieg ist gewollt. Krieg ist die Summe aller menschlichen Unzulänglichkeiten, die der Staat durch beauftragte Machthaber weiterentwickelt, und die im Frieden von niemand heftiger bekämpft werden als von genau diesem Staat. Was da nicht stimmte, war doch sehr offenbar. Man kann nicht menschliches Tun, das im Frieden mit Zuchthaus oder Tod bestraft wird, im Krieg plötzlich zu Heldentaten stempeln.

Selten nur ließ der Unteroffizier seine Gedanken laut werden, er hängte sich ein Schloß vor die Schnauze, wie er sagte, weil er wußte, daß aus jedem Winkel verräterische Aufpasser ihre horchenden Ohren spitzten. Und auch die drohenden Strafen kannte Hagmann genügend.

Nach der Ankunft in Dresden fuhr er mit der Straßenbahn bis zum Pohlandplatz und ging zur Wittenberger Straße hinüber. Gasmasken und Koffer hatte er in der Gepäckaufbewahrung des Hauptbahnhofes gelassen.

Weit und federnd schritt Arthur Hagmann aus. Er freute sich, nach dem spießigen Halle wieder in einer richtigen Großstadt zu sein, die noch dazu vom Bombenkrieg verschont war. Der Asphalt- und Benzingeruch in den Straßen belebte ihn.

Die Wittenberger Straße war ziemlich menschenleer. Nur aus dem Ecklokal, vor dem Linden standen, kam ein Mädels, das einen gefüllten gläsernen Bierkrug am Henkel trug und vor sich hin trällerte. Sie hatte ein straff auf dem Leib sitzendes braunes Kleid mit Halbärmeln an. Hagmann, der das Mädchen nett fand, lächelte ihm unverfroren zu. Leider achtete sie nicht darauf.

Deutlich spürte man, daß der April sich seinem Ende neigte.

Ostern war schon drei Wochen vorüber. Laue Luft strich durch die Straßen. Forsythiensträucher blühten allenthalben wie Stengel mit Flittergold an den Gartenzäunen. Die Straßenbäume bekamen zusehends Laub.

Während der Eisenbahnfahrt von Leipzig nach Dresden versuchte Hagmann, sich an Bekannte in der Stadt zu erinnern, weil er doch mindestens für Monate dort blieb. Ein Absteigequartier würde ihm jedenfalls äußerst willkommen sein. Man wußte ja nie, in welche Verlegenheiten man sich verwickelte. Doch trotz krampfhaften Nachdenkens fiel ihm außer den Eltern eines ehemaligen Kameraden, die er anlässlich eines Urlaubs besuchte, um einen Brief abzuliefern sowie ein Paket für den Sohn mitzunehmen, niemand ein. Er entsann sich lediglich, daß die Leute auf der Wittenberger Straße wohnten, und hoffte das Haus auf gut Glück zu finden, da auch die Nummer ihm entfallen war.

Suchend blickte Hagmann die Straße entlang. Dort, hinter der Kreuzung rechts, könnte es gewesen sein! Aber der Unteroffizier war unsicher. Ein vierstöckiges Gebäude, vor dem er bald stand, glich tausend anderen Mietshäusern, die weniger des Wohnens wegen, sondern um den Besitzern Einkünfte zu verschaffen, errichtet waren.

Am Verzeichnis der Hausbewohner, das im Flur hing, stand der gesuchte Name nicht. Unteroffizier Hagmann durchschritt den engen, zugigen Flur, in dem ein Roller an der Wand lehnte, und stieg die linoleumbelegte, nach Bohnerwachs riechende Steintreppe zum dritten Stockwerk empor. Das glattgescheuerte Geländer gab seiner greifenden Hand kaum Halt. Auf Fensterbrettern und in Türwinkeln standen Kisten oder Säcke mit Löschsand. Je höher Hagmann gelangte, um so durchdringender wurde im Treppenhaus ein abscheulicher Gestank nach verbrannten Zwiebeln.

Schon im zweiten Stock wußte der Unteroffizier mit Bestimmtheit, daß er das falsche Haus betreten hatte. Dennoch stieg er bis zum dritten Stock. Das goldgeprägte Schild eines Heilpraktikers hing an der zweiteiligen Tür, wo Hagmann den gesuchten Namen vermutete.

Enttäuscht sah er nach den anderen Türschildern und stieg die Stufen wieder hinab. Er versuchte danach sein Heil erfolglos in einigen weiteren Häusern. Dann gab er es auf.

Unentschlossen ging Hagmann bis an den Schillerplatz, überquerte langsam die Loschwitzer Elbbrücke, und fuhr vom Körnerplatz mit der Standseilbahn zum Weißen Hirsch hinan.

Sein Überlegen war zu dem Entschluß gediehen, einfach ziellos zu bummeln. Bei dem neuen Truppenteil wollte Hagmann nicht vor Mitternacht eintreffen. Die kurzen Stunden der Freiheit mußten ausgekostet werden.

Von der Höhe des Weißen Hirsches schweifte sein Blick lange über die blaudentige, zu seinen Füßen hingebreitete Stadt. Alles: Dächer, Türme, Kuppeln und Elbstrom, nahm er wie hungrig in sich auf. Voller Freude fand er die Namen von Kirchen, Palästen und Stadtgegenden wieder, die seinem Gedächtnis in jahrelanger Abwesenheit fast verschwunden waren. Unmittelbar vor ihm blühten blaue und gelbe Blumen in so dichten Fleckchen zwischen den grauen Brocken eines Steingartens, daß es wie gestickte seidene Zierkissen aussah. An den Abhängen grüntem Birken und gaben den vereinzelt Häusern mit ihren Türmchen, Erkern und Veranden, die etwa Schöne Aussicht, Villa Daheim oder Haus Cosima hießen, einen freundlichen lichten Rahmen. Die beiden Wagen der Standseilbahn krochen wie große gelbe Käfer aufeinander zu, wichen sich in der Gleisabzweigung aus und verschwanden wieder in rundgemauerten Tunnels.

Alles hier war so friedlich und wohltuend.

Doch da schnarrte plötzlich eine Stimme hinter Hagmann:
„Sie, Unteroffizier, kommen Sie doch mal her! — Ja, Sie da!“

Wie unter einem Stich war Hagmann zusammengefahren und hatte sich mit schlaff hängenden Schultern umgedreht.

Vor ihm stand ein Leutnant, die Hände auf dem Gesäß verschränkt. Seine blankgewichsten schwarzen Stiefel waren mit Riemchen an den zu dünnen Waden festgeschnallt. Eine alte aufgetakelte Dame, wohl seine Mutter, stand neben ihm und blickte stolz drein.

So abwesend und in seine Betrachtungen versunken hatte der Unteroffizier sich verhalten, daß ihm nun vor Schreck das Herz gegen die Rippen pochte.

Knochen zusammenreißen! befahl er sich innerlich. Seine Hacken klappten gegeneinander, die Hände klebten vorschriftsmäßig mit eingezogenen Daumen und geschlossenen Fingern an der Seite.

„Herr Leutnant!“

Die alte Dame nickte anerkennend und ihr von seidenen Spitzen garnierter Kropf wackelte.

„Egon, nicht zu streng!“ sagte sie.

Der Leutnant rügte ungehalten:

„Sie dösen hier rum wie'n Angeschossner. Haben Sie schon mal was von Grußpflicht gehört? Ihr Soldbuch, Mensch!“

Hagmann knöpfte seinen Mantel auf und nestelte das in einer durchsichtigen Hülle verwahrte Soldbuch aus der Brusttasche.

Spitzfingerig blätterte der Leutnant, der einen Handschuh abgezogen hatte. Mit wichtiger Miene prüfte er die Eintragungen.

„Sie gehören zur Heeresnachrichtenschule Halle, zum Lehrstab. Was machen Sie in Dresden? Haben Sie Urlaub?“ fragte er und reckte das Kinn vor.

„Ich bin nach Dresden versetzt, Herr Leutnant“, entgegnete Hagmann und zog seinen Marschbefehl aus dem Mantelaufschlag.

Als der Leutnant die Verleihungsurkunde des Eisernen Kreuzes Erster aus der Klappe des Soldbuches nahm, entfaltete und las, wurde er sichtlich verlegen.

Um vieles freundlicher sagte er:

„Grüßen müssen Sie, Unteroffizier! Bitte, rühren Sie! Wenn das nun alle so machen wollten! Wo kämen wir denn da hin?! Disziplin muß sein. Melden Sie sich noch heute bei Ihrer Einheit, verstanden?!“

„Jawoll, Herr Leutnant!“ sagte Hagmann.

Er bekam das schmale Büchelchen zurück, und der Zwischenfall war erledigt.

Stelzbeinig entfernte sich der junge Offizier an der Seite seiner Mutter, die heftig auf ihn einredete.

„Grünschnabel!“ schimpfte ein Mann unter den Leuten, die neugierig stehengeblieben waren. „Der hatte ja noch die Eierschalen hintern Ohren.“

Hagmann lief nicht zu rasch hinter dem Leutnant her, denn er wollte ihn nicht überholen. Zum Bummeln fehlte ihm nach diesem Vorkommnis jegliche Lust. Überall zittern solche Schnösel rum und machen sich wichtig, dachte er.

Schließlich kam er wenigstens wieder soweit zur Ruhe, daß er vom Park-Hotel zum Hauptbahnhof fuhr und ein Kino auf der Prager Straße besuchte. Es war das Soldaten-Kino. Bevor der Film lief, sprach ein baumlanger Oberleutnant wie rasend vom Siegen. Er stand an der lichtbestrahlten, mit Papierranken geschmückten Rampe und schrie:

„Keiner darf zurückstehn! Schluß mit der Drückebergerei! Siegen oder sterben!“

In Hagmanns Nähe saßen mehrere Obergefreite, Fronturlauber, wie mühelos aus ihrem Benehmen festzustellen war.

Deutlich hörbar bemerkte einer:

„Guck dir den Kasernenschlot an! Der steht ja weit genug hinten Posten. Soll erst mal hin riechen, wo wir hin geschissen haben . . .!“ In der Umgebung des Landsers lachten alle.

Wenig vor Mitternacht meldete sich Unteroffizier Hagmann im Geschäftszimmer des Standortbataillons in der Grenadierkaserne und gab seinen Marschbefehl ab. Der diensthabende Schreiber, ein spitznäsiger Gefreiter, der dauernd grundlos an seiner Brille rückte, händigte dem Unteroffizier zwei Schlafdecken aus und führte ihn in den Raum für Zugänge.

Das Licht brannte nicht, aber Schnarchen klang Hagmann entgegen und ein fürchterlicher Mief benahm ihm den Atem.

„Sind schon etliche hier“, sagte der Schreiber schläfrig. „Die Schweine haben alle Fenster zu.“

„Ich merk's“, erwiderte Hagmann schnüffelnd.

Bevor er sich auf eine der holzwollegefüllten Pritschen warf, schritt der Unteroffizier rauchend im verdunkelten Flur hin und her. Seine letzten Zigaretten gingen dabei flöten.

*

Morgens erfuhr Hagmann, daß er der ersten Kompanie in den Blumen-Sälen zugeteilt sei.

„Binder Ernst — und das genügt!“ sagte einer der mit angetretenen Soldaten, der ebenfalls neu zum Standortbatail-

lon kam, und dem der linke Arm fehlte. Der leere Feldblusenärmel war mit einer Sicherheitsnadel festgesteckt.

Hagmann entsann sich einer Zeitungsanzeige mit diesem großgedruckten Werbespruch von Binder Ernst, so hieß der Besitzer der Blumen-Säle, eines anrühigen Tanzbodens in der Blumenstraße, der im Krieg als Truppenunterkunft Verwendung fand.

Arthur Hagmann hatte nur wenig und sehr unruhig geschlafen.

Mit reichlich gemischten Gefühlen machte er sich auf den Weg nach den Blumen-Sälen.

Am Sachsenplatz verließ Hagmann die Straßenbahn und suchte eine Telefonzelle. Ihm war endlich eingefallen, einmal im Telefonbuch nachzuschauen, ob vielleicht die Leute von der Wittenberger Straße darin zu finden seien, denn der Mann war immerhin beim Reichsstatthalter angestellt.

Hagmann blätterte und blätterte. Schubert, Schilling, Schober, Paul, Schober, Theodor, Bindfaden en gros. Also nichts. Schober, Rudolf, gab es nicht.

Draußen hämmerte jemand ungeduldig an die Glaswand.

Vorwurfsvolle Augen sahen Hagmann entgegen, als er die Tür aufstieß und seinen Koffer durchzwängte. Draußen folgte er mit dem Blick wie unter einem Zwang einem erhobenen Zeigefinger und las das Emailleschild: Fasse dich kurz!

Das Wesen in dunkelblauem Faltenrock und weißen Kniestrümpfen mit Bommeln verschwand ungestüm in der Zelle. Knallend flog die Tür zu.

Wildes Mädchen! dachte Hagmann. Wie ihre Haare zotelten, wie der Faltenrock schwang...!

Er setzte seinen Koffer hin.

Vorübergehende Landser grüßten den Unteroffizier.

In krampfhafter Haltung marschierte ein bejahrter Schütze daher, der die Hände anlegte, die Brust vorwölbte, dann die rechte Hand mit durchgedrückter Handwurzel in lächerlicher Bewegung an die Mütze führte und sie dort sieben Schritt lang am Mützenschild ließ. Vor Aufgeregtheit zitterte ihm der Kopf auf dem Hals. Seine zu engen Hosenbeine wurden emporgezerrt, so daß die herabgerutschten grauen Strumpflängen in Ringen um seine Fußknöchel zu sehen waren. An beiden Schuhen hingen die Schnürsenkel unordentlich herum.

Schütze Arsch, dachte Hagmann, hättest Zivilist bleiben sollen. Aber er grüßte gegen seine Gewohnheit zackig wieder.

Straßenbahnen bimmelten zur Albertbrücke. Schleifen und Quietschen klang in den Schienenkurven. Bläuliche Flämmchen blitzten aus dem elektrischen Leitungsnetz über der breiten Straße. Mütter schoben ihre Kinderwagen vorbei. Knaben spielten auf dem Rasen Panzervernichtungstrupp. Ein Hund lief mit einer geflochtenen gelben Lederpeitsche im Maul auf den Anlagenwegen.

Irgend etwas erregte Hagmann beim Anblick des Hundes, der brav seinen eigenen Ziemer schleppte. Ein Vergleich drängte sich ihm auf, aber er kam nicht zu Ende damit.

Glocken läuteten aus der inneren Stadt.

Arthur Hagmann überließ sich dem glücklichen Empfinden, in der Heimat und in Sicherheit zu sein.

Vogelzwitschern, Sonne, Grasduft, ein Geruch nach schlammigem Elbwasser und die mannigfaltigsten Geräusche der Großstadt vereinten sich diesem Fühlen wie unterirdische Wasseräderchen einem Quell, der ans Licht der Oberfläche drängt.

Frühling und Heimat, dachte Unteroffizier Hagmann. Gibt es denn das wirklich noch?

Bilder, Bruchstücke schauerlicher Erlebnisse des Krieges suchten Eingang in seine Sinne. Dreck, Läuse, Blut, Tod, Leichen . . .!

Hagmann hätte im Überschwang irgend einen wildfremden Menschen von der Straße umarmen mögen: Denk dir nur, ich bin in Dresden!

Schüchtern fragte ein verhutzelttes altes Frauchen den Unteroffizier:

„Herr Polizeier, wo kommch denn zur Gerokstraße?“

Hagmann wies ihr den Weg, und sie trippelte über die Fahrbahn, diesmal von einem richtigen Polizisten geleitet. Auf ihrem Hut steckten künstliche Blumen, von langen blanken Nadeln mit Perlmutterknöpfen gehalten.

Anno dazumal, dachte Hagmann hinter der Alten her.

Was warte ich denn noch hier? fragte er sich selbst.

Da krachte die Tür der Telefonzelle.

Stehenden Fußes drehte sich Hagmann um und prallte das haarscharf an ihm vorbeisausende Wesen leicht an.

„Verzeihung!“ sagte er.

Das Mädchen verhielt den Schritt, blickte naserümpfend aus mutwilligen Grauaugen und wollte weiterhasten.

„Verzeihung!“ sagte Hagmann nochmals, „wie komme ich hier am kürzesten nach der Blumenstraße?“ Er kannte sich natürlich genugsam in Dresden aus, um die Blumenstraße zu wissen, aber die Frage fand wie selbsttätig von seinen Lippen.

Das Fräulein schüttelte den ein bißchen zerzausten Kopf, so daß Hagmann ein entzückend kleines Ohr unter den wegfliegenden Blondhaaren wahrnahm, und sagte: „Blumenstraße?“, wobei ihr Zeigefinger an die Nase tippte.

„Genau die“, bestätigte Hagmann.

Indes sie ihren Fuß in den Sand stieß und gesenkten

Blickes überlegte, blieb Hagmann Zeit, sein Gegenüber zu betrachten.

Sie rieb immer noch den Finger leicht am Näschen, das sie krauste, so daß auf dem schmalen Nasenrücken lauter Fältchen wurden. Ihre sehr rote Unterlippe zog sie wie schmelzend mit den kleinen wohlgeformten Zähnen ein und stieß die Luft leise pfeifend hervor. Das regelmäßige, gar nicht schöne und dennoch ungemein anziehende Gesicht war schon sonngebräunt. Oberhalb des rechten Mundwinkels saß ein winziger Leberfleck, der den Ausdruck von Keckheit verstärkte.

„Na, Sie scheinen's ja auch nicht zu wissen?“ sagte Hagmann. Furchtbar gern hätte er etwas anderes gesagt, doch bedauerlicherweise fiel ihm nichts ein. Anmut und Frische gingen gleicherweise von dem Mädchen aus und bezauberten ihn.

Hintergründige Spottsucht oder vielleicht mehr Schalkhaftigkeit leuchtete aus ihren klugen grauen Augen.

„Nein“, sagte sie, „ich weiß die Straße nicht.“

„Aber Sie wissen sicherlich, wo ich Zigaretten kaufen kann?“ fragte Hagmann und wunderte sich, wie er auf Zigaretten verfiel. Die Abschnitte seiner Raucherkarte für April fehlten längst.

„Zigaretten? — Bin ich vielleicht ein Auskunftsbüro?!“ erwiderte sie schnippisch. „Zum Kuckuck! Dort sehen Sie ein riesengroßes Schild: Zigarren!“

Hagmann lachte. Während er noch in Richtung ihres ausgestreckten Armes spähte, eilte sie geschwind davon.

„Ich weiß die Blumenstraße . . .“, begann er einen Satz, den er mit: nämlich allein, vollenden wollte, doch er konnte nur noch ein langes Gesicht hinter dem Mädchen herziehen, das sich längst auf dem anderen Gehsteig befand.

Einmal wendete sie noch flüchtig den Kopf über die Schulter und hob lebhaft die Hand.

Ihm war, als ob sie ihm eine Nase drehe.

Bevor er sich zu winken entschloß, sah sich das Mädchen nicht mehr um.

Bis die weißen Strümpfe endgültig verschwanden, blieb Arthur Hagmann stehen und schaute ihr nach.

„Schade, dreimal schade!“ zürnte er sich., „Aber ich konnte doch nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen und nach der Adresse fragen...“

Dann strafften sich seine Schultern, er nahm den Koffer und schritt über den Fahrdamm.

*

Vom Feldwebel aufwärts waren fast alle Vorgesetzten der ersten Kompanie des Standortbataillons z. b. V., zur besonderen Verwendung, in Dresden beheimatet und schliefen nachts bei ihren Ehefrauen. Dieser Umstand erklärt hinreichend den elenden Zustand der Unterkunft. Auf den Aborten konnte man es vor stinkendem Unrat nur rauchend aushalten. „Schweine, seid allein dran schuld“, erklärte der Spieß bei Beschwerden, und im Grund hatte er recht.

Nach mir die Sintflut, lautete die Parole der hierher Versetzten, denn alle waren kriegsbeschädigt oder sonst untauglich. In ihren Wehrpässen standen als Tauglichkeitsgrade av, arbeitsverwendungsfähig, oder du, dienstunfähig, und sie hofften, bald entlassen zu werden. Manche wurden während der Wartezeit zu den zahlreichen Dienststellen in Dresden und Umgegend als Schreiber, Ordonnanzen, Wachen oder Gefangenen-Aufseher kommandiert. Wieder andere fuhren mit Festgenommenen in der Weltgeschichte herum und lieferten die Missetäter bei ihren zuständigen Truppenteilen ab.

Wer solch ein Pöstchen, vor allem als Schreiber, ergattern konnte, hatte es günstiger. Bei einigermaßen Geschick bekam er von der Kommandantur im Taschenberg-Palais ein privates Quartier angewiesen. Zu diesem Behufe mußte man freilich den Kompanie-Schreibern um den Bart gehen.

„Willkommen bei Binder Ernst!“ feixte der diensthabende Unteroffizier. „Hier setzt du dich in den richtchen Kuddelmuddel rein. Woher?“

„Heeresnachrichtenschule Halle“, sagte Hagmann.

„Ui, ganch vornehmer Haufen“, grinste der Unteroffizier, dem vorn ziemlich alle Zähne fehlten, weswegen er ganz wie ganch aussprach.

„Vornehm habt ihr's hier“, meinte Hagmann und schaute sich angelegentlich um.

Der Raum des Unteroffiziers vom Dienst war wohl früher die Garderobe des Ballhauses gewesen. Lange Reihen mit Kleiderrechen waren noch da. Um ein kleines eisernes Öfchen war Asche verstreut, obwohl seit Tagen nicht mehr geheizt wurde.

Nahe dem Ofen stand ein buckliger Soldat neben seiner Frau, die zusammengesunken auf einem Gartenstuhl saß. Die beiden redeten gedämpft miteinander.

Der Bucklige drückte sich ungemein gewählt aus, wenn er etwas erklärte. „Ja, gewiß“, sagte er, und „selbstredend.“

„Rechtsanwalt“, meinte der Unteroffizier verhalten zu Hagmann. „Soll entlassen werden. Aber 's klappt hinten und vorn nich...“

Die Frau wurde zusehends kleiner, bis sie auch einen Buckel bekam. Ihr Gesicht drückte tiefste Niedergeschlagenheit aus.

Durch die große Tür, deren Flügel ausgehangen waren, konnte man einen Ausschnitt des Saales sehen.

Ein gescheuerter langer Tisch. Vor einer Spindreihe Schemel. Auf einem Schemel stand eine Wasserkanne. Am Ende der Tafel saß ein Soldat in Hemdsärmeln, der sein künstliches Bein abgeschnallt und auf den Tisch gelegt hatte. Die vernickelten Beschläge und das gelbe Leder sahen neu aus.

„Ich muß mich zuerst im Geschäftszimmer melden, was?“ fragte Hagmann.

„Klar. Schwirr nur ab!“ sagte der Unteroffizier vom Dienst. „Dort rechts! Fall nich über die Stufe!“

Hagmann lieferte seine Papiere ab, begab sich zum Kammerbullen, zur Küche, zum Rechnungsführer, der unter dem Dach in zwei Stübchen hauste, und was sonst noch an Stellen auf dem Laufzettel vermerkt war. Er blieb überall äußerst zurückhaltend, vergewisserte sich jedoch um so gründlicher über Lage und Stimmung in der Kompanie. Hier und da sprach er ein paar Worte, fragte, hörte gut zu und merkte sich vielerlei, was für den Tagesverlauf wichtig werden konnte.

Antreten, Wache, Ausgang, Urlaub, Luftschutzdienst — über das Hauptsächlichste wußte Hagmann Bescheid, als er sich seine zwei Kellen Mittagessen in einer weißen Steingutschüssel holte. Die anderen Unteroffiziere gingen nicht selbst, sondern schickten Landser.

Hagmann wußte auch, daß die Kompanie durch viele Außenkommandos und Abstellungen sehr gelockert und übersichtslos war, ja, ein alter glatzköpfiger Stabsfeldwebel erzählte ihm, man wisse im Geschäftszimmer nie genau, wo die einzelnen Leute gerade steckten. Man versetze gar Soldaten doppelt oder suche welche, die längst anderswo seien. „Sauwirtschaft!“ schimpfte der Stabsfeldwebel, der bei Lettow-Vorbeck in der afrikanischen Schutztruppe gedient und ein bronzebraunes, pockennarbiges Gesicht hatte. Hagmann

mutmaßte später, daß sich der Stabsfeldwebel nur darum mit ihm unterhielt, weil Hagmann das Eiserne Kreuz Erster trug, denn die Feldwebel hielten sich abgesondert von den Unteroffizieren.

In dem großen Saal roch es muffig, obwohl einige Fenster offen standen. Zweistöckige, aus ungehobelten Brettern gezimmerte Bettstellen und Spindreihen füllten den Saal. Mannslange schmale Spiegel waren in die Säulen eingelassen. Früher haben sich da drin die Tanzmädchen beguckt, dachte Hagmann. Wer keine Lust zum Dienst verspürte, kroch während des Antretens und Einteilens in seinen Schrank und bummelte nachher zur Stadt. Unteroffiziere wie Soldaten verließen während der Dienstzeit unter den Augen des Spießes das Quartier. Manche blieben über Nacht fort. Kein Hahn krächte deswegen.

Arthur Hagmann belegte Bett und Spind bei den Unteroffizieren, denen die Balustrade, die den Saal an drei Seiten wie ein Theaterrang umzog, vorbehalten war. Er kümmerte sich nicht um seine neuen Kameraden, die Skat oder siebzehn und vier um Geld spielten, auch auf ihren Betten lagen oder aßen. Er packte nur das Nötigste aus, insgeheim von dem Gedanken bewegt, so schnell wie möglich von hier zu verschwinden.

Nachmittags schrieb Hagmann Briefe und sah eine Zeitlang zum Fenster hinaus.

Die Straße lag eintönig da. Im Saal drunten spielte jemand stümperhaft Schifferklavier. Mit dem langsamen Sinken der Sonne verdunkelten lange und längere Häuserschatten die blaugraue Fläche des Asphalt. Vor den Blumen-Sälen schippten Soldaten unter Aufsicht eines Feldwebels Kohlen von einem Pferdewagen ins Kellerloch. Träge, mit unwilligen Bewegungen arbeiteten sie und lachten aufsässig zu

dem Feldwebel hin, der Reitstiefel und eine lederbesetzte Hose trug.

Im ersten Stock des gegenüberliegenden Gebäudes befand sich ein Büro. Junge Mädchen in weißen Bürokitteln, an denen sie die Ärmel aufgestreift hatten, saßen vor Schreibtischen und Schreibmaschinen. Manchmal trat eine ans Fenster und blickte scheinbar grundlos hinaus, wie Hagmann wähnte.

Am nächsten Vormittag, als die Frühsonne die Hauswand der Blumen-Säle beschien, wurde Hagmann eines Besseren belehrt. Mit ihren Taschenspiegeln, in denen sie Sonnenstrahlen fingen, blinkerten die frechen Unteroffiziere zu den Tippmamsells hinüber. Diese taten zuerst so, als ob sie von den flirrenden Sonnenflecken auf ihren Gesichtern gar nicht gestört würden und schrieben stur weiter, bis sie plötzlich eine nach der anderen den Kopf in den Nacken legten, die Nase aufstülpten, den Mund ein wenig öffneten, und endlich mit einem schnellen Kopfnicker niesten. „Wohl bekomms! Die Schöpse niesen, 's wird schön Wetter!“ grinsten die Übeltäter dazu. Abends holten sie die Mädchen ab und gingen mit ihnen spazieren.

Überdies gab es auch sonst allerhand Ergötzliches zu sehen und zu hören.

Und das nicht nur, wenn Hauptmann Schütz, ein Reisender in Ölen und Fetten, blau war und mit dem Spieß Tischtennis spielte. Der Hauptmann wurde von den Landsern Hannibal gerufen, weil er sich im Suff rittlings auf einen Stuhl setzte, umher rackerte und zu grölen pflegte: „Wir reiten jetzt wie Hannibal auf 'nem Elefant über die Alpen!“ Zur Dienstausgabe wurde der frühere Ausschank geöffnet, der als Kantine diente. Von dort führte eine Tür zur Küche der Wohnung Frau Binders. Hinter der meist nur angelehnten Tür, die der Kantinenverwalter wohlüberlegt offenließ,

hörte man den Papagei Lorchen laut schwatzen. „Hauo — Hauptmann Lorken...!“ kakelte der spaßhafte Vogel, „schischann“, was stillgestanden hieß, und trat die Kompanie scharrend weg, zeterte er: „Terremmtetä, terremmtetä!“ Das konnte auch geschehen, während Hauptmann Schütz eine Ansprache hielt. Lorchen war launisch und rücksichtslos. Doch nie wurde die Tür geschlossen, um dem Übel abzu helfen, wenn es einmal im Gange war. Nur notdürftig verbissen sich die Soldaten das Lachen. Neulinge wieherten lauthals los, sobald der Papagei das Schischann des Hauptfeldwebels nachäffte. Der Hauptfeldwebel zog selbst den Mund breit. Niemand wurde wegen unziemlichen Lachens bestraft.

Schon eine Stunde vor Dienstscluß fanden sich Frauen, ehrbare und leichtsinnige, die nach Erlebnissen gierten, in den Blumen-Sälen ein. Sie saßen versteckt in den Fensterwinkeln oder auf Betten. Manche Ehefrauen, die leicht an ihren verhärmtten Gesichtern kenntlich waren, brachten ihren Männern Essen, weil sie vielleicht Luftschutzdienst hatten.

Eigentlich beabsichtigte Hagmann abends zum Zwinger zu fahren. Seit er die Staatsbauschule in Dresden besuchte, hatte er keine Gelegenheit mehr gefunden, die Bauwerke Pöppelmanns zu betrachten.

Aber Hagmann war unlustig, weil er nichts mehr zu rauchen besaß. So waren die meisten Soldaten: vom Rauchen hing ihre Stimmung ab.

Er bummelte ans Elbufer, schaute den geduldigen Anglern zu und sah sich oft nach spazierenden Mädchen um. Laue Abendluft strich im Elbtal hin. Weiden prangten mit silberweißen Knospen an gelben steilrutigen Zweigen, die gleich Haaren um verknollte Kopfstämme standen. Stromaufwärts zogen sich im bläulichen Abendnebel die Loschwitzer Höhen hin. Vom sinkenden Sonnenlicht über den

wie pures Gold leuchtenden Kirchen und Palästen an der Elbe schimmerte der von zartroten und gelben Lämmerwölkchen bedeckte Himmel.

Hagmann empfand Sehnsucht nach irgend etwas, das keine begrenzten Formen in seinem Inneren gewann. Ich will für nächsten Samstag Urlaub einreichen, nahm er sich vor, Urlaub nach Kirchnitz.

Unversehens hatte er sich zwischendrein vom Elbufer entfernt und ging in einer Straße, die ihm unbekannt war.

Hohe, düstere Häuser machten die nicht sehr breite Straße im Abenddämmern zur Schlucht, um so mehr, als sich nicht ein einziges Lichtscheinchen hinter den Fenstern zeigte. Drohende Bombenangriffe ließen die Menschen vorsichtig sein. Jede Nacht warteten die Dresdner auf die Zerstörung ihrer heilgebliebenen Stadt. Spaßvögel streuten das Gerücht aus, die Engländer schonten die Stadt nur, weil sie hier ihren Sitz aufschlagen wollten.

Ein Mädchen überholte Hagmann auf dem schmalen Bürgersteig. In eine wahre Wolke aufdringlichen Parfüms gehüllt, strich sie an dem Unteroffizier vorbei und sah sich um. Holzabsätze klapperten aufs Pflaster.

Es war noch hell genug, daß Hagmann ihren aufreizenden Gang sehen konnte. Ihre Beine waren lang und gut geformt.

Der Herzschlag ging dem Mann rascher, und rascher schritten auch seine Füße aus. Unwillkürlich ärgerte er sich über den Lärm seiner genagelten Stiefel und beschloß, so bald als möglich Halbschuhe mit Gummiabsätzen von zu Hause mitzubringen.

Das Mädchen zögerte an der nächsten Ecke, als ob sie den weiteren Weg nicht genau wisse, sah sich nochmals um und verschwand.

Hagmann hinterher.

Sie überschritt die Straße, blieb vor einer Tür stehen, bis der Nachfolgende dicht heran war, und trat in den Flur. Merkwürdigerweise mußte die Tür offengewesen sein.

Stehenbleibend gewahrte Hagmann eine zweite Frau im düster von einer blaugeschmierten Birne erleuchteten Hausgang.

„Komm rein!“ flüsterte es schwül.

Endlich schoß Hagmann das Blatt, er ahnte, wem er nachgestiegen war.

„Wie?“ fragte er verdattert und wußte keineswegs, wonach er fragte.

„Komm rein!“ flüsterte die Stimme, und Hagmann spürte eine greifende Hand an sich.

Er packte die Hand, wobei er Ringe an den Fingern fühlte, und schob das Freudenmädchen von sich.

Die zweite lehnte an der Wand und rührte sich nicht. Nur manchmal glühte das gelbe Pünktchen einer glimmenden Zigarette vor ihrem Mund.

„Laß ihn doch laufen“, sagte sie lässig zwischen den Zähnen.

Als Hagmann weiterging, spuckte die erste aufs Pflaster.

„Schschütt! Dämlicher Affe!“

Eigenartigerweise erinnerte sich der Unteroffizier auf einmal des Mädchens von der Telefonzelle. Zum Kuckuck, hatte sie gesagt, ehe sie weglief. Er sah die weißen Kniestrümpfe mit den fliegenden Bommeln vor sich. Zum Kuckuck — Dämlicher Affe . . . Wiederholung von Ereignissen unter umgekehrten Vorzeichen.

Irgendwie hatte das Mädchen mit den weißen Bommelstrümpfen teil daran, daß Hagmann der Dirne entgangen war. Eine kaum verständliche Freude verbreitete sich in ihm.

Den Weg bis zur Blumenstraße legte der Unteroffizier zu

Fuß zurück. Seine Gedanken schweiften unbezähmbar immer wieder zu dem nichtssagenden Geschehnis vorm Telefonhäuschen auf dem Sachsenplatz. Quatsch, das alles! Ich sehe sie doch nicht wieder. Zufälle gibt's höchstens, wenn man sie nicht braucht, dachte Hagmann, und trotz des Verzichtes, der sich in diesem Gedanken äußerte, blieb, gewaltsam unterdrückt, das Gefühl, als ob dem Erlebnis mehr Wichtigkeit beizumessen sei, als er sich eingestehen wollte.

Das Dunkel der Nacht in den Straßen verwischte gleichsam die Gedanken und bauschte sie auf, wie im Mondlicht die vergrößernden Schatten jeden Strauch als Baum vor-täuschen.

Kommen und gehen, dachte Hagmann, immer ein und dasselbe.

Aus der runden, dachlosen Wellblech-Pißbude vor der Abzweigung zur Blumenstraße kam der erste Schreiber, leicht angesäuselt, hervor. Er knöpfte seinen Hosenschlitz im Gehen zu.

Hagmann schloß sich ihm an, und sie gingen das letzte Ende zusammen.

Der Unteroffizier schmeichelte dem Schreiber, einem Gefreiten, duzte ihn und ließ sich du nennen. Schließlich bat er ihn, möglichst rasch ein Kommando für ihn zu besorgen.

„Ist doch klar wie Wasser! Ich geb dir'n Kommando!“ prahlte der Gefreite nach Schreiberart, als ob er höchsteigen der Kompaniechef sei. „Früher hatte ich mal 'n großes Bankhaus in Köln. Da ging es nur Herr Direktor vorn und Herr Direktor hinten. Alles zum Teufel, Jung!“

„Na, vergiß das Kommando nicht!“ sagte Hagmann vor der Tür.

*

Vorerst erfuhr Hagmann beim Unteroffizier vom Dienst, daß er früh vier Uhr zu einem Gefangenen-Transport nach Torgau geweckt würde.

„Kotz!“ sagte Hagmann. „Wieso ich?“

„Die Neulinge werden immer gleich eingespannt“, erklärte der Unteroffizier vom Dienst, der inzwischen gewechselt hatte, „die Neuen müssen erst mal spinnen, das ist überall so.“

„Quatsch kein Blech“, sagte Hagmann.

„Nur nicht aufgeregt“, meinte der Unteroffizier, „das legt sich wieder. Stabsfeldwebel Hofmann fährt auch mit. Ihr schafft schwere Jungs fort. Ganz interessant!“

Arthur Hagmann entsann sich, bei der Eisenbahnfahrt von Frankreich nach Schlesien durch Torgau gekommen zu sein. Besondere Eindrücke verknüpften sich damit nicht. Er wußte nur, daß Torgau eine gefürchtete Festung war.

Mißmutig legte sich Hagmann nieder, konnte aber nicht schlafen, weil ihn die Wanzen bissen. Halb verrückt vor Wut wickelte er sich zuletzt in den Bettbezug, zählte zischend unter der Decke alle ihm bekannten Schimpfworte von Ausputzer bis Zirkusaffe her und pennte darüber ein.

Als der Unteroffizier vom Dienst ihn weckend an der Schulter rüttelte, brummte Hagmann:

„Hau ab, krummer Hund!“

Aber es blieb ihm nichts anderes übrig, als aufzustehen, das Bettzeug ins Spind zu stopfen, und waschen zu gehen.

Der finstere Saal schütterte förmlich von Schnarchtönen, Zähneknirschen und halbläutem Schlafmurmeln. Einer schrie laut nach dem Sanitäter.

„Hier stinkt's wie in 'nem Affenstall“, sagte Hagmann zum Unteroffizier vom Dienst, der Kreuzworträtsel löste und an einem Bleistiftstummel knaupelte.

„Weißt du'n Gefühl mit L, fünf Buchstaben?“ fragte der Unteroffizier vom Dienst.

Hagmann erwiderte:

„Ja, leck mich!“

„Das sind doch acht Buchstaben, Mensch! Liebe ist's!“

Das Waschen im Keller war alles weniger als ein Vergnügen. Schüsseln gab es nicht.

Hagmann zog sich nackt aus und überschüttete sich mit kaltem Wasser aus dem Leitungshahn. Nachher rumpelte er sich tüchtig mit dem Handtuch ab, bis sein Körper wieder rot und warm wurde.

Zum Frühstück kaute er ein Stück trockenes Brot, das von der Marschverpflegung übriggeblieben war. In Halle hatten wir Dampfheizung, dachte Hagmann. Nachts konnte Margot auf Bude bleiben. Damit ist's hier Essig.

Einigermaßen munter erschien er schließlich im Vorraum, wo Stabsfeldwebel Hofmann samt einem Unteroffizier wartete. Ein Feldwebel gesellte sich ihnen noch bei. Die drei waren Dresdner und hatten zu Hause geschlafen.

Gähnend und mürrisch standen sie da.

Hofmann verteilte vernickelte Kettenfesseln und tschechische Pistolen. Er erklärte umständlich, wie man dem Gefangenen die Kette ums Handgelenk legte und wie die Knebel gehalten wurden, um dem Häftling bei einem Fluchtversuch durch schnelles Drehen das Gelenk zu zerbrechen.

„Paßt mir uff!“ sagte Hofmann. „Ich nehme den schwersten Jungen sowieso uff meine Kappe. Traut den scheinheiligen Brüdern nich! Sprechen is verboten, nu wißt ihr's!“

Sie fuhren mit der ersten Straßenbahn vom Sachsenplatz nach Neustadt zur Haftanstalt beim Kriegsgericht.

Unteroffizier Hagmann sah im Zwielight des Morgens die Telefonzelle und erinnerte sich des Mädchens. Mit einem-

mal erschien ihm das Gehen hinter den verschlafenen brummenden Kameraden nicht mehr so trostlos.

Unterwegs erzählte Stabsfeldwebel Hofmann aus seinen Erfahrungen mit Gefangenen.

„Dolle Brieder! Je schwerer die Strafe, je doller. In der Mathildenstraße hole ich mal een Obergefreiten. Seiltänzer oder Schwertschlucker von Beruf. Totschlag, Fahnenflucht. Solltn nach Wien zur Aburteilung schaffen. Ich lege dem Hund die mechanische Fessel an. Kumpel Uhle, du kennst ja das Ding! Handschellen und aller Komfort. Schienen an Beenen und Armen. Im Zug will das Aas pinkeln. Na, da kann man nischt gegen machen, wa. Ich stell das Been vor die Scheißhaustüre, daß ich den Burschen im Auge behalte. Trotzdem stößt das Vieh mit'm Nischel durchs Glasfenster und will raushuppn. Also sowas, he! Wie der bloß blutete! Een Glotzooge hing bloß noch an paar Sehnen. Er hat sich's selber mit'm Taschenmesser von mir abgeschnitten und in die Brille geschmissen. Der Zugsani hat'n dann verbundn.“

Während der Stabsfeldwebel sprach, nahmen seine Züge zusehends den Ausdruck eines stumpfsinnigen Schwerverbrechers an, der den Kumpanen in der Spelunke seinen neuesten Raubmord schildert. Zwei Goldzähne blitzten im Maul Hofmanns, das wie eine Nilpferdschnauze wirkte, wenn er roh lachte.

Hagmann befigerte die Kette in seiner Manteltasche. Wie ein Viehhändler kam er sich vor. Unbehaglich schloß er die Augen und versuchte, nicht darauf zu hören, als der Stabsfeldwebel zum besten gab, wie er am Münchner Platz einer Hinrichtung durchs Fallbeil beiwohnte.

„Der Kopp kullerte in'n Weidenkorb wie 'ne matschige Beere!“ sagte Hofmann.

Zuerst, als er mit ihm über die Zustände in den Blumen-

Sälen gesprochen hatte, war Hagmann geneigt gewesen, den Stabsfeldwebel für ein gemütliches Rauhbein zu nehmen. Nun aber sah er die schwere Täuschung und fühlte Ekel vor Hofmanns Gesicht.

Dieser Eindruck milderte sich nicht, sondern wurde noch stärker, als sie in der Haftanstalt anlangten.

Hofmann drückte den Klingelknopf am Tor.

Hohe graue Wände mit vergitterten Fenstern drohten im Morgengrauen. Auf den Mauern steckten Glasscherben.

„Vielleicht regnet's noch. Gut, daß wir Mäntel haben“, sagte der andere Unteroffizier, eine bedeutungslose Gestalt. „Du bist doch auch neu beim Haufen, nicht?“

„Ja“, erwiderte Hagmann abwesend, denn er schnupperte den lieblichen Duft, der von den wilden Veilchenstöcken am Mauerfuße ausströmte.

Feldwebel Uhle gab sich vor Aufgeblasenheit nicht mit den Unteroffizieren ab. Sein Mantel war tadellos gebügelt, und er hatte eine saffianlederne Aktenmappe mit Reißverschluß unter dem Arm klemmen.

Auf der Wache hockten ein Unterfeldwebel und einige Mannschaften.

Vier Gefangene standen schon reisefertig neben ihren Bündeln in Abständen an der Wand des kahlen Raumes. Sie durften kein Wort miteinander sprechen. Keiner trug Rangabzeichen.

An der gegenüberliegenden Wand hing eine rechteckige schwarze Tafel, aus der die Besetzung der Haftanstalt, die als Untersuchungsgefängnis diente, hervorging.

Hagmann betrachtete die Tafel, während der Unterfeldwebel die Begleitpapiere zurechtmachte und Stabsfeldwebel Hofmann mit böartigem Gesicht die Gefangenen musterte.

Zelle 4, stand da sauber mit Kreide geschrieben. Unter-

offizier Mattheus. Kartenstelle XX. Armee-Korps. Tag der Einlieferung: 2. 2. 44. Grund: Verletzung von Dienstgeheimnissen. Zersetzung der Wehrkraft. Eingeliefert durch Fahndungsdienst Wehrmachtkommandantur. Zelle 6: Hauptmann Blasien. Spionage-Abwehr-Zentrale OKW, Außenstelle Budapest. Spionageverdacht. Eingeliefert vom Wehrmacht-Befehlshaber Südost. Zelle 1: Schütze Wichberg. Sanitäts-Ersatz-Abteilung 4, Eilenburg. Urlaubsüberschreitung. Unerlaubte Entfernung von der Truppe. Eingeliefert vom Streifendienst Wehrkreis IV. Zelle 2: Oberleutnant Tittl. Regiments-Adjutant I.R. 222. Befehlsverweigerung. Ungehorsam. Feigheit vorm Feind. Zelle 26: Gefreiter Süßenguth. Heeresstandortverwaltung Köln. Unberechtigtes Tragen von Orden und Ehrenzeichen. Heiratsschwindel. Eingeliefert von Major Gerber, Wehrmachtkommandantur.

Und so weiter. Bei vier Zellen war die Schrift frisch ausgewischt.

Offiziere auch! dachte Hagmann überrascht. Ein sonderbares Verbundenheitsgefühl breitete sich in ihm aus.

Von dem Unterfeldwebel bekamen sie die Papiere ausgehändigt.

„Sie wissen ja Bescheid, Herr Stabsfeld“, sagte der Unterfeldwebel zu Hofmann.

„Nu allemal“, erwiderte Hofmann und schnalzte mit der Zunge.

„Zuck, zuck!“

Jeder übernahm einen der Gefangenen, die verurteilt und degradiert waren und zur Verbüßung ihrer Strafen nach der Festung Torgau überführt wurden.

Stabsfeldwebel Hofmann untersuchte die Kleidung seines Gefangenen nach verborgenen Gegenständen. Außer dem Schnupftuch war nichts in den Taschen erlaubt.

Auch Hagmann griff den ihm Übergebenen ab, bevor sie die Haftanstalt verließen.

Niedergeschlagen gingen die Gefangenen einen Schritt vor ihren Begleitern.

„Ketten erst im Verkehrsgedränge, jetzt nich!“ sagte Stabsfeldwebel Hofmann. Dann schrie er seinem Gefangenen, einem jungen Menschen mit unsteten, trüben Augen, zu:

„Geh mitten auf'm Weg, Arschmann!“

„Der Hund is nämlich schwul“, erklärte Hofmann Feldwebel Uhle leise. Es war nicht gestattet, in Gegenwart der Gefangenen von ihren Vergehen zu reden. „Hat mit sei'm Hauptmann poussiert. Fahnenjunker noch dazu, der Misthaufn!“

Vor dem Hochhaus am Albertplatz schütteten zwei gefangene Russen Müll aus Eimern in Tonnen auf einem großen Handwagen. Sie zerwühlten Kehricht und Abfälle nach etwas Eßbarem. Ihre gierigen Gesichter hatten nur noch wenig Menschliches. Laut klafferten die Holzpantoffeln der Russen auf dem Pflaster. Sonst ließen sich kaum Menschen blicken.

An der Bahnhofsuhr war es halb sechs.

Im Eisenbahnabteil las Unteroffizier Hagmann die Papiere des ihm anvertrauten Häftlings.

Melzer, Kurt. Gefreiter. Geboren 13. März 1896. Verheiratet. Zwei Kinder. Lokomotivführer. Zweieinhalb Jahre Gefängnis. Unerlaubte Entfernung von der Truppe. Beleidigung eines Vorgesetzten. Keine Frontbewährung. Fluchtverdacht!

Hagmann blickte den Mann an.

Ein hartes, aufrichtiges Arbeitergesicht. Die linke Stirnhälfte bis unter den Haaransatz von einer Brandnarbe entstellt. Er hielt die Hände reglos auf den Knien und

lehnte mit geschlossenen Augen an der gelben Holzwand des Wagens. Nur wenn Feldwebel Uhle sich eine neue Zigarette anzündete, bewegten sich die blutaderndurchzogenen Augen- deckel im mageren Gesicht des Gefangenen.

„Biste bekloppt! Fenster zu!“ schrie Stabsfeldwebel Hofmann, weil der andere Unteroffizier das Wagenfenster zu öffnen im Begriff stand. Frühnebel rann in Tropfen an den Scheiben abwärts.

„Doberlugk-Kirchhain!“

Hier mußten sie umsteigen.

Der Zug traf verspätet ein.

Hagmann befahl dem Gefangenen, sich hinzusetzen. Er setzte sich neben ihn. Die anderen standen in einiger Entfernung vor dem Warteraum des Bahnsteiges.

Aus Bruchstücken eines Flüstergespräches reimte sich Hagmann folgendes zusammen:

Melzer fuhr als Gefreiter Güterzüge in Polen und Rußland. Die Front wich unaufhaltsam westwärts. Eisenbahner wurden überflüssig. An den Fronten waren die Ausfälle täglich höher. Obgleich an keiner Waffe richtig ausgebildet, wurde der Lokführer zusammen mit anderen Eisenbahnern und Soldaten der Versorgungstruppen zum Einsatz in vorderster Linie verfrachtet. Melzer entfernte sich vom Transport und fuhr mit dem nächsten Urlauberzug zurück. Sodann meldete er sich beim Bahnhofs-Kommandanten von Brest-Litowsk und bat, ihm erst sachgemäße Ausbildung zu gewähren. Dieser schrie den Gefreiten mörderisch an und ließ ihn sofort festsetzen.

Wahrscheinlich hat die lange Tätigkeit als Eisenbahner, die ihn das Militärische mehr und mehr vergessen ließ, den Lokführer in den Glauben versetzt, daß es recht und billig sei, was er verlangte, mutmaßte Hagmann.

Er schaute dem Bestraften offen in die kühlen blauen Augen. Der dünnlippige, hart nach unten gebogene Mund wies auf einen ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit.

In Torgau angekommen, gingen sie bei strömendem Regen nach dem Fort Zinna hinaus.

Die Gefangenen blickten hierhin und dorthin, sie hatten dunkle, schmerzvolle Augen, aus denen ein unnatürliches Glänzen brach. Sie wußten, daß sich in fünf Minuten die Festungstore unerbittlich hinter ihnen schließen würden. Der Gefangene, auf den der Feldwebel achtete, sah sich nach einem radfahrenden Mädchen um und bekam einen lauten Anranzer, so daß das Mädchen ängstlich schneller zu fahren begann und den Rock über die entblößten Knie zog. Der Junge ließ die Schultern vornüber fallen und wechselte den Schritt, als ob ihn das von seinen Gedanken abbringen könnte.

Nein, es gab keinen Ausweg. Höchstens den sicheren Tod durch Pistolenkugeln in den Rücken.

Stumm ging Hagmann hinter seinem Gefangenen, der den Blick noch einmal weit über die eintönige, grau verhangene Flußlandschaft schweifen ließ und dann mit einem tiefen Atemzug gen Himmel blickte. Melzer streckte alle Finger an seinen mächtigen Händen und schloß sie langsam. Die Knöchel wurden ganz weiß, als ob er etwas zermalme.

Hagmann bemerkte diese Gebärde, er fühlte, wie vom Anblick der Hände dieses Arbeitsmannes ein Rühren des Mitleids in ihm anschwell.

„Ihr werdet bald frei sein!“ flüsterte Hagmann leise, so leise, daß nur Melzer es hören konnte.

Der Lokführer antwortete mit einem kaum merklichen und zugleich dankbaren Kopfschütteln.

„Doch!“ raunte Hagmann.

Der Gefangene des Feldwebels sagte kurz vor dem Tor laut: „Daß das unter Menschen möglich ist!“

„Schweigen Sie!“ befahl Feldwebel Uhle näselnd.

„Hab nur keene Bange nich“, grientete Stabsfeldwebel Hofmann. „Der wird hier schon kirre gemacht. Wenn du Bursche dich noch mausig machen willst, wirste gleich in die Kasematten gesetzt!“ schrie er anschließend dem Gefangenen zu.

Dieser hob die Arme ein wenig und ließ sie an die Oberschenkel fallen wie in größter Gleichgültigkeit.

Rechts und links des hohen Tores von Fort Zinna fielen steil ummauerte, lichtlose Wallgräben fünfzehn Meter tief hinab. Spärliches Gesträuch wuchs auf der Grabensohle. Man sah die länglichen Schlitze meterdicker Kerker im verwitterten Ziegelgemäuer.

„Guckt richtig hin!“ forderte Stabsfeldwebel Hofmann böse die Gequälten auf, die mit gesenkten Köpfen in die Festung eintraten.

Ein rothaariger Unteroffizier nahm die vier in Empfang. Rülpsig schrie er drauflos:

„Zack, zack, meine ehrenwerten Herrn! Marsch, marsch! Geh dort weg! Guck dich nicht so rammdösig um, lahmer Heini! Tempo, tempo! Nicht dort rein! Links, links!“

Stabsfeldwebel Hofmann, der im Fort wie zu Hause war, führte Feldwebel Uhle und die zwei Unteroffiziere zur Hauptkartei, wo sie die Papiere der Neueingelieferten abgaben und nach einigem Warten schriftliche Bestätigungen über die ordnungsgemäße Einlieferung erhielten.

Beim Abmelden auf der Wache sah Hagmann die Gefangenen splitternackt nebeneinander stehen. Kleider und Schuhe lagen vor ihnen. Sie erwarteten den Arzt.

„Mucke nich, Priezel!“ brüllte der Rothaarige den ehe-

maligen Fahnenjunker an, der hustete und die Hand vor den Mund hielt.

„Pfoten 'runter!“

Hagmann sah, daß der Fahnenjunker einen Hodenbruch mit der anderen Hand verdeckte.

Melzers mächtiger Brustkasten war von schwarzem Gewölle bewachsen. Er hielt die Fäuste geballt und atmete so schwer, daß sein Bauch jedesmal ganz flach wurde.

Hagmann nickte ihm zu, aber Melzer sah es nicht.

Und Hagmanns Brust weitete sich in freieren Atemzügen, als das Tor des Fort Zinna hinter ihnen verschlossen wurde. Eine ebenso große körperliche wie geistige Beklemmung wich erst allmählich von ihm.

„Hier is Prien mit seiner U-Boot-Korona eingebunkert“, sagte Stabsfeldwebel Hofmann, während sie zur Stadt liefen. „Ich gehe in'n Torgauer, was fressen. Zurückgefahren wird mit'm Schnellzug in zwee Stunden!“

Feldwebel Uhle mußte, wie er angab, die Frau eines Bekannten besuchen.

Doch Hagmann merkte, daß der Feldwebel nur unbehelligt seiner Wege gehen wollte.

Der andere Unteroffizier schloß sich dem Stabsfeldwebel an.

Hagmann blieb für sich allein und bestellte in einem abseitigen kleinen Gasthof Mittagessen.

Wie Mühlräder arbeiteten seine Gedanken gegeneinander. Schöpften Blinkendes herauf und warfen Dunkles hinab. Und schöpften Dunkles herauf und warfen Blinkendes hinab. Immer wechselnd. Wann würde das Helle oben bleiben und sich behaupten...?

Auch während der Rückfahrt nach Dresden nahm Unteroffizier Hagmann nicht im gemeinsamen Abteil Platz. Das

Zusammensitzen mit Stabsfeldwebel Hofmann war ihm unerträglicher als eine Rüge.

Daß das unter Menschen möglich ist!
So dachte Hagmann.

*

Was im Tag und Nacht tobenden Kampf des Krieges zu jener unverbrüchlichen Kameradschaft unter Männern führte, die so vielgelobt und vielgeschmäht wie nur irgend etwas ist, das ergab sich weniger aus gemeinsamen Idealen, als aus gemeinsamen Entbehrungen und Leiden. Das Gemeine im Krieg erzwang die Gemeinschaft. Auch die Witwen zu Hause erfuhren, daß es sich zu zweit inniger und trostreicher weint. Alle Unterschiede des bürgerlichen wie des soldatischen Lebens waren mit einem Schlag vernichtet, wenn das Trommelfeuer unterbrechungslos aus abertausend Geschützrohren herniederprasselte, denn eines ließ alle gemeinsam erzittern: die Furcht vor dem gewaltsamen Tod. Und auch die Tapferkeit im Krieg war nichts als ein Aufbegehren gegen diese nämliche Furcht.

Wurde Unteroffizier Hagmann gefragt, was zu seiner Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse führte, so sagte er in der Regel nur: „Ich habe sechs Panzer abgeschossen.“ — „Ja, aber wie ging das zu?“ — „Die Panzer kamen angerasselt, und ich habe eben mit meiner Kanone geschossen. Was sollte ich denn weiter machen?!“

Nichtschwimmer, die in tiefes Wasser geraten, zappeln immer. Daran ist nichts Heldisches, nicht einmal Überwindung.

Was sollte der Soldat tun, wenn er mit geballter Ladung vor einem anrollenden Panzer hauchte, als sie dem Ungetüm unter die Raupenkettens schleudern? Nur im Tun war hier die Möglichkeit des Weiterlebens beschlossen. Der Krieg

zwingt dem Menschen Eigenschaften ab, die er im friedlichen Leben nicht kennt und nicht braucht, ja die geradezu verwerflich sind. Wirkliche Ausnahmen bewußter Tollkühnheit entsprangen meist einer Anlage, die man in vernünftigen Zeiten gering schätzt: dem Geltungstrieb.

Arthur Hagmann fühlte sich mitschuldig an den Greueln des Krieges.

Ich habe getötet wie ein Tiger tötet, den die glühenden Eisenstangen seines Bändigers aus dem Käfig in die Menschheit trieben, dachte er. Ich wollte nicht töten, ich mußte töten! Ich wollte auch den Krieg nicht. Ich habe mich freiwillig gemeldet, weil die Nachbarn stichelten: Der Schnösel ist immer noch nicht eingezogen.

Sein hellwacher Blick, seine im Nichts der Front geschärften und gewachsenen Sinne erkannten nun richtiger. Er sah allenthalben menschliche Unzulänglichkeiten wuchern, Triebhaftes, das verachtungswürdig war, sobald der mit Ehren überhäufte Krieger keine Todesgefahr mehr um sich wußte. Draußen schmähten sie die Drückeberger in der Heimat, aber daheim wurden sie notgedrungen selbst zu Drückebergern. Denn sie waren Menschen, behaftet mit allem Menschlichen.

Viele, die freiwillig wieder an die Front zurückkehrten, gingen nur deshalb, weil sie ein zügelloses Leben gewohnt waren, oder weil ihnen ihre Frauen und Mädchen nicht mehr allein gehörten, oder weil sonst das Leben seinen Sinn verloren hatte. Manche, und dies waren die Verblendeten, gingen aus Ehrgeiz und Ruhmsucht.

„Ich aber gehe nicht!“ sagte Hagmann laut zu sich selbst.

Mit diesen Überlegungen begann des Unteroffiziers Arthur Hagmanns willentliches Fernhalten vom Fronteinsatz.

II

Nach der Rückkehr vom ersten Sonntags-Urlaub erhielt Unteroffizier Hagmann einen Posten als Schreiber beim Wehrmacht-Fürsorge- und Versorgungsamt in der Schützenkaserne.

Er stellte sich dem kahlköpfigen Amtmann vor, der ihn onkelhaft ausfragte und dann einstellte. Am selben Tag noch zog Hagmann in ein freundlich eingerichtetes Zimmer auf der Alaunstraße. Das alte Ehepaar zeigte sich sehr besorgt um den Soldaten. Der einzige Sohn war ihnen gefallen. Hagmann mußte auf dem Sofa sitzen und eine Zigarrenkiste voller Bilder betrachten.

Das Leben ließ sich gut an.

Wie ein Beamter ging Unteroffizier Hagmann morgens vor acht Uhr über den sandigen Alaunplatz, stieg den Böschungsweg hinan und betrat hinter dem von einem Posten besetzten Schilderhaus das linke Seitengebäude der Schützenkaserne. Seine Tätigkeit erforderte außer Gewissenhaftigkeit nicht besonders viel Verstand. Er teilte das Zimmer mit einem einäugigen Oberfeldwebel, der kameradschaftlich mit Hagmann verkehrte. Mittags aßen sie in der Kaserne. Die Abendkost nahm Hagmann mit nach Hause. Siebzehn Uhr trugen sie ihre Schreibmaschinen in den Keller, räumten die Schreibtische ab, grüßten nicht sonderlich stramm den Oberzahlmeister im Nebenzimmer, der — und dies war ein stiller Vorwurf — immer erst nach ihnen ging, und verließen die Kaserne.

Jedes Wochenende war dienstfrei.

Hagmann durfte aller vierzehn Tage Urlaub einreichen, und an dem dazwischenliegenden Sonntag könne er ohne Genehmigung fahren, wenn er wolle, riet ihm Oberfeldwebel Lucian. Um sicher zu sein, müsse er nur Zivilkleidung anziehen. Der Rechnungsführer setze ihn ohne weiteres von der Verpflegung ab, so daß er seine Lebensmittelmarken bekomme.

Hagmann brauchte sie gar nicht. Bei jedem Abschied von Hause pfropfte die gute Mutter Arthurs Koffer voll Eßbares. Sie sprach nicht viel, seit der Vater tot war. Aber Hagmann empfand oftmals Ärger, denn er gewann keinen herzlichen Ton gegenüber seiner Mutter. Eine beklemmende Fremdheit der Lebensauffassungen, erhöht durch die lange Trennung, klaffte jedesmal, wo Seelisches den Ausschlag gab. Arthur fand nur selten die richtigen Worte, um seiner Mutter etwas so zu sagen, wie er es fühlte oder wollte. Immer kam alles sachlich, kurz angebunden, oft unherzlich heraus.

Mitte Mai saß Hagmann auf einem Grabsockel des Kirchlitzer Friedhofs. Neben ihm lag ein Zeichenblock im Gras. Das oberste Blatt zeigte eine begonnene Rötelzeichnung des alten Leichenhäuschens, das niedrig, mit verwitterten Grauwänden unter geil wuchernden Holunderbüschen im Winkel des Gottesackers stand.

Zuzeiten wandelte Hagmann Lust nach einer Art des Zeichnens an, die nichts mit statisch ausgeklügelten Bauentwürfen zu tun hatte. Das kam wie ein Verlangen nach Unordnung und Losgelöstsein von rechnerischer Genauigkeit und bis aufs i-Tüpfelchen stimmenden Plänen über Hagmann.

Feiertägliche Verschwiegenheit einer sonnigen Sonntagsfrühe umhüllte das Dorf wie ein unsichtbarer Mantel. Pfarrer Rock predigte.

Hagmann hörte das dumpfe Rufen seiner Stimme im Kirchenschiff:

„Lasset uns beten!“

Er gab sich keine Mühe, zu verstehen oder sonst der heiligen Handlung zu folgen. Das Spatzengeschilp in den verwilderten Holundersträuchern deuchte ihm besser verständlich als alles Gerede um Gott in der Kirche.

Im Giebel des Leichenhäuschens war eine mit einem bretternen Türchen verschlossene Luke, und Hagmann entsann sich, daß ehemals ein Uhu auf dem finsternen Boden nistete. Dieser Raum diente sonst nur dem Totengräber als Rumpelkammer. Es kam vor, daß er Knochen oder Schädel aus einer alten Grabstätte dort hinauf warf.

Da sitzt ich nun wie ein rechter Kunstmaler, sann Hagmann wohligh vor sich hin und zog die Tabakspfeife aus einer der großen aufgesetzten Taschen seines braunen Wildlederpullovers, den er sich zum Motorrad-Fahren gekauft hatte. Bald paffte er blaue Wölkchen in die frühlingswarme Luft.

Wenn Arthur Hagmann sein jetziges Leben überdachte, fiel ihm besonders auf, daß Mädchen seit einem bestimmten Zeitpunkt keine wesentliche Rolle mehr darin spielten. Wie war das in Halle anders! Margot König schrieb, daß sie ihn zu besuchen wünsche. Er antwortete ausweichend, wenngleich sie wilde Stunden miteinander verbracht hatten. Fräulein Kästner war wieder ein Fall für sich. Sie gehörte zu den zahlreichen Angestellten des Fürsorge-Amtes und zeigte Hagmann deutlich genug ihre Zuneigung, so daß Oberfeldwebel Lucian sagte: „Erbarm dich doch, Menschenkind! Der Vater hat 'ne Weinhandlung...“ Hagmann konnte und konnte seinen alten Leichtsinns nicht wiederfinden. Als ob ein Bann all jene plänkelnden Worte der ersten Annäherung

in ihm lahmgelegt hätte. Und als er schon drauf und dran war, spielte ihm eine Kleinigkeit einen Streich, die er nachgerade als Schicksalsfügung zu betrachten begann. Eines Tages saß er mit Fräulein Kästner ungestört im Vorzimmer des Amtmannes Rüdiger, der abwesend war. Sie unterhielten sich von kommenden sommerlichen Badefreuden. Fräulein Kästner hatte schon ein reichlich gewagt ausgeschnittenes Kleid an, das über den üppigen Brüsten zwar von einer goldenen Schlange zusammengehalten wurde, aber so, daß die mattbräunliche Haut zwischen den Ansätzen der Brüste zu sehen war, wenn sich der Spalt des Ausschnittes verschob. Hagmann sagte, indem er nach der Spange griff, liebenswürdig anzüglich etwas in der Art von Schlange am Busen nähren, und Fräulein Kästner hörte es sichtlich gern. Er näherte sein Gesicht den ach so erwartungsvollen und hingebenden Augen. Da sah er von ihrem schmach tend geöffneten Mund auf die Goldschlange und gewahrte, daß zwischen Fräulein Kästners Brüsten dunkle lange Härchen wuchsen, wie sie sich zuweilen störend auf Nase oder Wangen zeigen. Aus dem Kuß wurde nichts, und auch später kam ihr Hagmann nie mehr zu nahe, obwohl Fräulein Kästner die abschreckenden Härchen umgehend entfernte.

Zwecklos, dachte Hagmann, ich weiß ja genau, wie's allemal aufhört. Spaziergänge, schmusige Redensarten und dann waagrecht . . .

Er blickte auf.

Ein Stein war von jenseits der Friedhofsmauer in die Holunderbüsche geprasselt, so daß die Sperlinge abschwirrten.

„Zum Kuckuck!“ schimpfte Hagmann, denn das Geschöß durchfuhr raschelnd die Blätterzweige und plumpste vor ihm in die weiche Blumenerde eines Grabhügels.

Verdammt, es hätte mich treffen können, dachte Hagmann. Schon wollte er aufspringen und an die Mauer laufen, zu sehen, wer da mit Steinen schmiß. Doch blieb er sitzen, den Arm zum Aufstehen hinter sich gestützt, und lauschte.

Ein Kuckuck rief vom nahen Wald. Laut und vernehmlich, aber gleicherweise scheu. Der erste Kuckuck, den Hagmann in der Heimat hörte.

„Zum Kuckuck“, sagte er verwundert und frei von Ungehaltenheit. Es klang fast zärtlich, und es kam Hagmann in den Sinn, daß es diesen Ausruf eigentlich in seinem Sprachschatz nicht gab.

„Kuckuck, Kuckuck!“ schrie der Vogel jetzt näher.

Der Lauscher erhob sich und hielt Ausschau.

„Guhh, gurr, guuuh!“ klang es wie Schalkslachen von den Bacherlen vorm Wald über die saftgrünen Wiesen.

Nun brach machtvolles Orgelspiel in die Stille. Das scharrende Trappeln vieler Füße auf den Steinplatten der Kirche mischte sich darein. Der Gottesdienst war aus.

Brausende Bässe und Wisperstimmchen, dröhnendes Baßlachen und helle Vogeltriller entwirrte Hagmanns Gehör aus der kunstvoll gegliederten Schlußmusik des Kantors.

Das Kuckucksrufen versank darin.

Aber sowie die Orgel, genau so plötzlich wie sie eingesetzt hatte, verstummte, vernahm Hagmann den Frühlingschrei des heimlichen Vogels wieder.

Zum Kuckuck? dachte Arthur Hagmann erneut und wußte auf einmal, wer ihm dies so frank ins Gesicht gesagt hatte.

Nicht der geringsten Anstrengung bedurfte es, um das Bild eines Mädchens in weißen Kniestrümpfen und blauem Faltenrock lebendig werden zu lassen. Wie sie das Näschen rümpfte und den Finger daran rieb! Wie sie sich rasch um-

drehte, daß der Rock zu einer Glocke auseinander schwang!
Wie ihr Haar flog . . .!

„Ja, ja“, sagte Hagmann laut und dachte weiter: Ver-
rückt! Ich seh sie ja nicht wieder.

Doch er mußte vor sich selber zugeben, daß jede Einzelheit
des Zusammentreffens wiederkehrte, als sei es gestern erst
geschehen, und daß er das Mädchen gern wiedergesehen
hätte.

Auf dem Heimweg wurde ihm klarer, wie sehr seine Er-
wartungen vom bisherigen abwichen und wie einschneidend
der kaum bemerkte Wandel seiner Anschauungen war.

Die Wirkung der Dinge bringt unsere Betrachtungsweise
hervor. Alles wächst. Nichts kommt fertig ins Leben. Nie-
mand entgeht dem, was in ihm wird, so wenig das Korn
verhindern kann, daß ihm die reifen Körner aus den Ähren
fallen.

Hagmann blieb bei den Haselsträuchern stehen, die ihre
bestäubten Blütengerten durch den morschen Zaun des
Pfarrgartens streckten, und horchte in das Gesumm der
Bienen und Hummeln.

Der Kuckuck rief immer noch.

Als ich klein war, sann Hagmann, da hatte ich eine
Kuckuspfeife. Der Papa brachte sie mir von einem Himmel-
fahrts-Ausflug nach dem Berg Oybin mit. Oben auf der
Pfeife saß ein Kuckuck aus Holz. Wenn ich ins Mundstück
blies, dann das Loch am Ende des Rohres mit der Finger-
kuppe zuhielt, und wieder offenließ, ahmte die Pfeife täu-
schend den Kuckusruf nach.

Im gemächlichen Weitergehen bestätigte sich Hagmann,
daß er nur darum an dieses kindliche Spielzeug dachte, weil
ihm ein Mensch von Fleisch und Blut nicht aus dem Sinn
ging. Er entdeckte sogar, daß er nach einem Namen für die

Unbekannte suchte. Inge, dachte er. Nein, eine Inge ist sanfter. Vielleicht Karin? Das ist zu hoheitsvoll. Sie muß einen krausen Namen haben. Fältlein, dachte Hagmann, ihr Rock hatte Falten und die Nase auch. Er lachte über seine Dummheiten.

Daheim fragte er die Mutter nach der Kuckuckspfeife. Ob sie noch irgendwo in einer Kiste liege. Dumm und kindisch kam er sich vor.

„Ich glaube, sie wird noch da sein“, sagte Mutter Hagmann.

„Such sie mir vor!“ bat Arthur. „Ich will die Pfeife mitnehmen.“

Mutter Hagmann zitterten die Hände, als sie nachmittags in der Boden-kammer kniete und das sorgfältig verpackte Spielzeug ihres Jungen auskramte. Er ist so groß und allwissend geworden, sann sie traurig und stolz zugleich. Ich möchte ihm einmal übers Haar streichen . . .

Ihre arbeitsgewohnten Finger streichelten die Kuckuckspfeife aus gesprenkeltem Haselholz. „Wenn der Vater wüßte, daß Arthur jetzt die Pfeife mitnimmt“, sagte sie gedankenverloren. Aber abends wagte sie nur zu sagen:

„Ich hab' dir die Kuckuckspfeife in den Koffer getan, Arthur!“

„Gut, gut, Mutter“, entgegnete er zerstreut. „Ich muß halb neun zur Bahn. Brauchst nicht erst lange mitzukommen.“

*

Nach Dienst verwandelte sich Unteroffizier Hagmann auch äußerlich in einen Zivilisten. Er trug mit Vorliebe den hellen, ein wenig lässig sitzenden Anzug, den ihm Monsieur Clément in der Rue Napoléon zu Nantes geschneidert hatte.

Dazu paßten vorzüglich sein einfarbig braunes Oberhemd und die ungemusterte dunkelblaue Kravatte von grobem Rips. Bequeme braune Wildlederschuhe mit dicken Rubber-sohlen, die nach den schweren genagelten Knobelbechern eine Wohltat waren, verleiteten Hagmann ganz von selbst zu einem ungezwungenen Schlendergang, so daß man ihn mit seinem fast schwarzen Haar und dem schmalen Bärtchen auf der Oberlippe, das er sich neuerdings wachsen ließ, eher für einen Tschechen, als für einen pflichtvergessenen deutschen Unteroffizier hielt.

Überdies brauchte Hagmann, wenn er als Zivilist in der Stadt umher spazierte, keine großen Befürchtungen vor dem Erkanntwerden zu haben. Als er einmal Oberinspektor Hunger traf, der im Fürsorgeamt die Rentenbescheide mit den Anfangsbuchstaben L, M, N bearbeitete, und der gleichfalls Zivilkleidung trug, sah dieser dem Unteroffizier wohl entgeistert nach, aber er sagte am andern Tag nichts, wahrscheinlich, weil ihm eine solche Unverfrorenheit einfach nicht in den Kopf wollte. Hagmann blieb unbefangen vor dem prüfenden Vogelblick des Oberinspektors.

So unbefangen, wie er jetzt vorm Spiegel in seinem Zimmer stand und sich einen straffgezogenen kleinen Knoten in den Schlips band.

Unter den Fensterbrettern war ein Mauerfach eingelassen, in dem baukundliche Bücher standen. Die weißen, von spitzigen Zähnen bewehrten Kieferschalen eines Hechtes, den Hagmann mit Hilfe eines vollbärtigen Dnjepr-Fischers in einer weidengeflochtenen Reuse gefangen hatte, lagen neben den Büchern. Es war ein kapitaler Hecht gewesen. Der Fischer konnte mühelos seinen behaarten fleischigen Arm durch das Kiemenloch stecken und zur aufgezwängten Schnauze wieder herausbringen.

Hagmann liebte dieses Andenken, und wenn er die Hecht-
kiefen betrachtete, stiegen vielgestaltige Erinnerungen auf.
Tage und Nächte im Dorf Nikolskoje. Schwermütiger Ge-
sang der Fischer beim Netzflicken. Das singende Rufen des
Kuhhirten im Morgenrot. Stunden der Einsamkeit am Ufer
des Flusses, der sich schwer dahinwälzte in seiner Breite.
Jenseits des Dnjepr läutete das kaum wahrnehmbare Glöck-
chen der kleinen weißen Wallfahrtskirche.

Seit kurzem geriet solches Zurückdenken ins Hintertref-
fen durch die Kuckuckspfeife, die auch in dem Fach lag.

Heute allerdings beschäftigten den Unteroffizier Ge-
danken noch anderer Art, die nicht einen Deut mit Hecht-
kiefen, oder weißen Kniestrümpfen, Faltenröckchen und
ruppigen Antworten zusammenhingen.

Das erste V I-Geschoß war nach der Landung von Ame-
rikanern und Engländern in der Normandie auf England
gefallen.

Amtmann Rüdiger ließ durch Fräulein Kästner Beamte
und Angestellte zusammenrufen, daß ja keiner dieses um-
wälzende Ereignis, wie er sagte, bei der Bekanntgabe im
Rundfunk versäume. Zahlmeister, Inspektoren, Unteroffi-
ziere und Tippfräuleins versammelten sich im Vorzimmer
des Amtsmannes, um Nachrichten zu hören. Vor der ange-
kündigten Sondermeldung schmetterte Marschmusik aus dem
Lautsprecher. Stabszahlmeister Hähnel rauchte eine Zigarre
und strich immer wieder den Rock an seinem Fettwanst
glatt, obzwar nicht eine Falte darin war. Worte wie: Ent-
scheidende Wende, Sicherer Endsieg, Totale Vernichtung
Englands schwirrten erleichtert im Zimmer und auf dem
Korridor, denn die Tür mußte offengelassen werden, weil
nicht für alle Platz im Zimmer war. Hagmann stand neben
Oberfeldwebel Lucian, und auch dieser meinte: „Ja, jetzt

wird's anders, Arthur, verlaß dich drauf!“ Leiser raunte er: „Möchte bloß wissen, wo der Hähnel seine Zigarren herkriegt? Man sieht ihn egal qualmen . . .“ Die ölige Stimme des Rundfunksprechers erklang und verkündete die Neuigkeit in jenem bündigen Wortlaut des Oberkommandos der Wehrmacht, der darauf angelegt war, Sicherheit vorzutäuschen und die Zuversicht der Bevölkerung zu fördern. Später sagte Hagmann zu Lucian: „Ich glaube nicht, daß diese geheimnisvolle ferngelenkte Vergeltungswaffe den lahmegelegten U-Boot-Krieg oder gar die Landung aufwiegt.“ — „Denkste? Ja, wenn man's sich mal so richtig durch 'n Kopp gehn läßt . . .“, erwiderte Oberfeldwebel Lucian, der als Berufssoldat in seiner Meinung unselbständig wie ein Kind war und der sich jeder anderen Meinung anzuschließen pflegte.

Arthur Hagmann schüttelte den Kopf wiederholt vorm Spiegel, sagte: „Nö, Bluff!“ und schickte sich zu gehen an.

Als er die Klinke niederdrückte, mit der anderen Hand nach seiner Brieftasche fühlend, die den zivilen Motorradführerschein als Ausweis enthielt, und gewohnheitsmäßig die Ordnung des Zimmers überblickte, sah er die Kuckuckspfeife liegen.

Ein Seufzer stahl sich zwischen seinen Lippen hervor.

Voll schwerer Gedanken stieg er die Treppe hinab und verließ das Haus.

Eigentlich wollte er ohne Aufenthalt zum Zwinger, in dem er sich oft eine Stunde und länger erging, bevor er für den Rest des Abends ein Kaffeehaus aufsuchte.

Aber am Schloßplatz besann sich Hagmann, daß später meist kein Gebäck mehr zu haben war, und er bummelte unverzüglich geradeaus weiter, am Altmarkt entlang, durch die Seestraße, in der er hier und da einen Blick nach den

Schaufensterauslagen warf, bis zum Ring, wo sich in der Passage der Eingang zum Kaffee König befand.

Beim Bismarck-Denkmal erheiterte sich Hagmanns Gesicht, als ihm vom Anblick des Eisernen Kanzlers, der seinen Helm in der Hand hielt und dem der klotzige Kopf von Taubendreck besudelt war, ein lustiger Zwischenfall ins Gedächtnis wiederkehrte.

„Warum setzt denn der Pläbs sein' Helm nich uff de Rübe, wo ihm die Daum den ganzen Kopp verscheißn?!“ sagte ein barfüßiger Gassenjunge zu seinem reifentreibenden Kameraden.

Vor dem Durchgang wartete eine alte Frau auf Käufer für ihre Fliedersträuße, die sie in zwei Wassereimern neben sich stehen hatte. Man sah der Alten an, daß ihre Gedanken mehr dem Jenseits als dem Diesseits zugewendet waren. Außer den Eimern, dem Flieder und ihrem Bett zu Hause, in dem sie sterben würde, haftete nichts mehr in ihren Empfindungen.

Eine Uhr nach der anderen schlug sieben.

Arthur Hagmann sah dem Inder in deutscher Oberarztuniform zu, der Flieder kaufte.

Der Inder trug einen sandfarbenen Turban zu der ebenfalls sandfarbigen Uniform um den Kopf gewunden. Ein Offiziersdolch pendelte im Gehänge an seiner Seite.

Leichten, katzengleichen Schrittes entfernte sich der Inder, das schöne, samtbraune Gesicht mit dem traurig hängenden schwarzen Bart in den Fliederstrauß vergrabend.

Hagmann war auf einmal ganz beherrscht von dem Empfinden, ein freier Mensch zu sein. Die im Straßenverkehr vorherrschenden Uniformen übersah er geflissentlich, ja, es machte ihm Spaß, an den selbstgefällig einher stolzierenden Offizieren vorüberzugehen und nicht grüßen zu müssen.

Er stieg die Treppe zu den im ersten Stock gelegenen Räumen des Kaffee König hinan. An der Glastür hielt ein mit seiner Dame herauskommender Rittmeister zuvorkommend den Türflügel, bis Hagmann, der: „Danke sehr!“ sagte, hindurch war. Die Sporen des Rittmeisters klirrten.

Die Kapelle spielte: Unter der roten Laterne von Sankt Pauli . . ., als Hagmann den Gästeraum betrat. Er nickte dem hübschen Büfettfräulein einen Gruß zu, da er sie von seinen öfteren Besuchen kannte. Ich hab's endlich! dachte Hagmann befriedigt. Sie sieht aus wie 'ne siamesische Katze. Er riet schon seit einiger Zeit daran, welchem Tier das Büfettfräulein ähnlich sehe.

Der lange Raum war dicht besetzt. Nur vereinzelt standen freie Stühle an ungünstigen Plätzen. Geschminkte Mädchen mit frech zur Schau übereinander geschlagenen Beinen saßen jederzeit genug hier. Sie warfen Blicke nach allem, was einigermaßen mannbar aussah, und lutschten zwischen drein an den Strohhalmen ihrer Gläser mit Süßstoff-Limonade. Es war nicht möglich, an einem Tisch Platz zu bekommen, wo nicht solch ein Flittchen saß.

Hagmann drängte zur Fensterseite und fand einen freien Stuhl. Ihm gegenüber stützte ein Leutnant der Luftwaffe seinen Ellbogen auf den Tisch und rauchte.

Mazedonische Zigaretten, stellte Hagmann aus den Stummeln im Aschebecher fest.

Neben dem Leutnant saß, den rechten Arm aufs Fensterbrett hingestreckt, ein geputztes Dämchen, dessen Gesicht unnatürlich wollüstig wirkte, weil ihr blaßrot gemalter, volllippiger Mund ein wenig wulstig war und weil ihre langbewimperten Augen feuchtglänzig flirrten. Um ihr Handgelenk wand sich ein silbernes Kettchen mit Wappenschildchen.

Der Ober kam. Hagmann bestellte Kaffee.

„Bedaure“, sagte der Ober schulterzuckend, „Gebäck ist alle!“ Sein Gesicht war schon wieder dem Nachbartisch zugekehrt.

Die laute Musik spielte Schlager auf Schlager.

Ein dünner Jüngling mit blonden Wasserwellen sang schmalzig durch einen Schalltrichter.

So konnte Hagmann die Unterhaltung seiner Tischgenossen nicht verstehen, die nur selten etwas sicher Belangloses tuschelten. Das Dämchen lachte aufreizend dazu und drückte die spitzige Brust an den Oberarm des Leutnantes, der manchmal sichtlich vor Begierde hin und her rückte. Er nahm seine Hand nicht von ihrem Oberschenkel unterm Tisch.

Ärgerlich, weil er keinen Kuchen essen konnte, steckte Hagmann das Markentäschchen weg und zündete sich eine Zigarette an. Mißgelaunt beobachtete er das verglimmende Streichholz zwischen seinen Fingern, bis die schwarzgekohlte Kuppe abfiel.

Sein Blick wanderte gelangweilt durchs breite, geöffnete Fenster zur Straße hinab. Weiche Juniluft, von den Gerüchen der Großstadt durchzogen, wehte herein. Unten lärmten Autos, Straßenbahnen und Pferdewagen, die im Krieg wieder sehr zahlreich geworden waren. Radfahrer klingelten.

Am Bismarck-Denkmal hüpfen nebeneinander zwei Krüppel an Krücken vorüber. Beide trugen die Rangabzeichen von Gefreiten. Es wirkte wie eine Lästerung stolzen Soldatentums, daß die Krüppel ihre Krücken zur gleichen Zeit vorsetzten und, sozusagen, immer noch Gleichschritt hüpfen.

Dann sah Arthur Hagmann Leute aus einem haltenden Autobus der Linie A steigen. Sie gingen in verschiedenen Richtungen auseinander. Ein schlanker Mann in weißen

Hosen, den Tennisschläger unterm Arm, lief schnell in Richtung Rathaus davon. Nun sprang ein Hitlerjugendführer aus dem Omnibus. Er nahm auf dem Rücksitz eines wartenden Krafrades Platz, dessen Fahrer unverzüglich Gas gab und knatternd losfuhr. Jetzt stolperten junge Mädchen mit Sonnenbrillen und zusammengerollten Decken oder Bademänteln in Händen heraus. Ein Mädchen, dessen Haar unordentlich aufgesteckt war, rutschte von der Trittstufe und knickte. Es sah anmutig aus. Doch sie mußte sich den Fuß verstaucht haben, denn sie hinkte und schnippste mit den Fingern.

Schadenfroh lächelte Hagmann.

Nun stiegen Leute zu. Wie üblich viel zu viele. Schubsend und mit komisch verzogenen Gesichtern suchte einer dem anderen zuvor zu kommen. Arme fuchtelten über den Köpfen. Es sah nach Mord und Totschlag aus. Der Fahrer löste die Bremsen. Langsam rollte der Bus an. Die Schaffnerin zerrte einen Mann am Ärmel vom Trittbrett und schwang sich selbst hinauf. Die Zurückgelassenen gaben mit empörten Gebärden ihrer Meinung Ausdruck.

Hagmanns Gesicht zeigte immer noch belustigte Schadenfreude.

Bis ein Mädchen sich aus dem Rummel löste und über die Straße lief. Ein Mädchen in weißen Kniestrümpfen!

Wie im Kino, wenn auf der Leinwand aus einem bewegten Menschauflauf plötzlich ein einzelnes Gesicht in Großaufnahme erscheint, gewahrte Hagmann die Gestalt.

Er schob den Stuhl zurück und erhob sich.

III

Schnurstracks strebte Hagmann dem Ausgang zu.
Der Fliegerleutnant sprang hinter ihm auf und rief:
„Hallo, Ihre Streichhölzer!“

Hagmann hörte es nicht.

Die Kapelle spielte: Schenk mir dein Lächeln, Maria,
abends in Santa Lucia . . . Der Jüngling sang durch den
Schalltrichter.

Hagmann riß die Tür auf, bereit, die Treppe hinunter zu
stürzen. Drei Stufen auf einmal! dachte er. Sie wird viel-
leicht Flieder bei der alten Blumenfrau kaufen . . .

Doch er sah sie die Treppe heraufkommen.

Sie ist's! durchzuckte es ihn.

Aber sie schritt fremd und gelassen an ihm vorüber, der
schon die Tür für sie offen hielt, und ging weiter die Stufen
hinan.

Sie war's bestimmt! Sie hat mich nur nicht erkannt, rasten
Gedanken durch Hagmanns Kopf.

Irgend etwas Schwindliges wirbelte hinter seiner Stirn.

Jemand verließ das Kaffee und bedankte sich für die
offene Tür.

Beiseitetretend las Hagmann ein Pappschild, das an
Drähten im Aufgang zum nächsten Stockwerk hing: Vege-
tarische Speisestätte.

Ohne langes Bedenken hastete er die Treppe, die sich nach
dem Absatz in einer Kehre wendete, hinan, immer zwei
Stufen auslassend.

Sie wartete vor der Tür, an der das nämliche Schild hing.

Eine rotgesichtige Frau in weißem Küchenhäubchen öffnete.

„Fräulein Kreiner!“ sagte sie. „’N Abend! ’S gibt ganz frischen Kressensalat und Haferflocken mit Butter.“

„Schön“, entgegnete das Mädchen und trat ein. Sie hatte den Mann hinter sich nicht bemerkt.

Die rotgesichtige Frau blickte erstaunt den Unbekannten an, denn in der vegetarischen Gaststätte verkehrten fast nur Stammgäste.

Hagmann folgte dem Mädchen in ein Zimmer und setzte sich an den gleichen Tisch wie sie, die zunächst keinerlei Aufmerksamkeit an ihn verschwendete und nur: „Bitte!“ sagte, als er fragte, ob es erlaubt sei, an ihrem Tisch Platz zu nehmen.

Ich hätte mir keinen Bart wachsen lassen sollen, dachte Hagmann. Es wäre einfacher. Sie erkennt mich nicht.

Er sah ihr voll ins Gesicht.

Sie legte unsicher beide Hände wie in Bereitschaft auf den Tisch.

„Verzeihung!“ sagte Hagmann. „Wir kennen uns doch.“

Sie blickte ihn ratlos und ein wenig tadelnd an und erwiderte:

„Ich sehe so viel Menschen in der Klinik... Ich weiß nicht, ob ich Sie kenne.“

„Erinnern Sie sich nicht? Am Sachsenplatz. Vorm Telefonhäuschen!“

Ihre Stirn straffte sich, sie schaute Hagmann überlegend an. Dann hob sich ihr rechter Zeigefinger eine Kleinigkeit, indes die Hand weiter ruhig auf dem Tisch liegen blieb, und sie sagte:

„Doch, jetzt weiß ich. Ich hatte Eile. Sie fragten nach einer Straße, gell?“

„Ganz recht, nach der Blumenstraße“, sagte Hagmann.

„Aber Sie waren doch in Uniform?!“

„Stimmt“, sagte Hagmann. „Heute habe ich sie mal nicht an.“

„Deshalb bin ich ja fortgerannt. Soldaten sind meistens frech.“

„Nicht alle“, lenkte Hagmann ein, unterließ jedoch, ihr zu sagen, daß er die Blumenstraße ganz genau gewußt hatte.

„Solch ein Zufall“, verwunderte sie sich. „Daß wir uns hier treffen. Es muß doch bald zwei Monate her sein, wie?“

„Ungefähr“, erwiderte Hagmann. „Die Welt ist ein Dorf.“

Die rotgesichtige Bedienerin brachte Haferflockenbrei, Kressensalat und Butterbrote, jede Speise lecker für sich auf einem Teller zubereitet.

Das Gespräch erfuhr eine Unterbrechung, während die Frau umständlich Teller und Besteck auflegte.

Hagmann sagte ihr beiläufig, daß er nichts zu essen wünsche.

„Wir schließen auch um acht“, entgegnete die Frau mürisch und entfernte sich.

Hagmann sah, wie das Fräulein ein Tütchen aus der Handtasche nahm und die Haferflocken zuckerte.

„Ich hab grade Zucker gekauft“, sagte sie. „Viel bekommt man ja nicht. Ich mag keinen Süßstoff. Wir essen so schon genug Chemikalien. Aber warum essen Sie nichts?“

„Ich habe schon zu Abend gegessen“, sagte er.

Pause.

Das Mädchen begann zu löffeln.

„Wir scheinen die letzten Gäste zu sein“, spann Hagmann die stockende Unterhaltung fort.

„Ich wollte ursprünglich gar nicht hier essen“, sagte sie. „Ich hab’ den Bus nach Obergorbitz verpaßt. Die Leute sind ja so rücksichtslos.“

„Ich weiß“, erwiderte Hagmann. „Ich hab’s mit angesehen.“

Ein schneller Blick des Mädchens traf ihn. Sie hörte zu lächeln auf.

Hagmann erzählte, wie es sich verhielt. Manchmal zögerte er, blickte von den fragenden Augen des Mädchens fort und klopfte, nach irgendeinem Wort suchend, mit den Fingern die Tischplatte.

Unruhig aß sie weiter, unterbrach aber oft ihr Schlucken.

„Die ganze Zeit habe ich an Sie denken müssen“, schloß Hagmann. „Als der erste Kuckuck rief, ganz besonders. Ich zeichnete gerade unser altes Leichenhäuschen auf dem Friedhof. In der Kirche war Gottesdienst.“

„Gottesdienst“, sagte das Mädchen und nickte. Es war das erste Wort, das er aus ihrem Mund vernahm, seit er erzählte.

Schweigen, langes Schweigen.

Bis sie sich räusperte.

„Es hat mir leid getan, damals, hinterher“, sagte sie. „Ich hätte Sie nicht so stehen lassen dürfen. Es war unhöflich. Verzeihen Sie! — Nun müssen wir aber gehen. Es ist gleich acht.“

Hagmann stieg hinter ihr die Treppenstufen hinab.

Das Mädchen hielt den Kopf gesenkt. Ihr Blondhaar ließ den Nacken frei.

In Hagmanns Gedanken war ein unendliches Kommen und Gehen. Gleich verläßt sie mich, dachte er. Ich muß etwas sagen, ich muß sie aufhalten. Sie darf nicht gehen! Wenn nur die Blumenfrau noch an der Ecke ist . . .

Die zwei letzten Fliedersträuße kaufte er bei der Alten,

die ihm Geld herausgeben wollte. Er weigerte sich, die Münzen zu nehmen.

„Bitte, behalten Sie's!“ sagte er.

Dann wandte er sich dem Mädchen zu.

„Ich habe den Flieder für Sie gekauft“, sagte er.

Sie reichte ihm die Hand und lächelte.

„Danke! Vielen Dank!“ sagte sie. „Aber wie kommen Sie dazu?“ Und sie drückte das Gesicht in den Flieder. „Wie das riecht!“ flüsterte sie. „Ganz süß.“

„Der Inder kaufte auch Flieder“, sagte Hagmann zusammenhanglos, denn er betrachtete ihr hell schimmerndes Haar über den roten Blüten.

„Welcher Inder?“ fragte sie aufmerkend.

„Ich sah hier vorhin einen Inder, der Flieder kaufte“, erwiderte Hagmann. „Er ging fort und hatte sein Gesicht ganz in den Strauß gewühlt.“

Ihre Hand war die Zeit in der seinen geblieben.

Als sie die Hand zurückzog, überwältigte ihn das schmerzende Gefühl, ein Stück seines eigenen Leibes verloren zu haben.

Sie hielt den Flieder an sich gepreßt. Vorübergehende gafften.

„Hier in der Nähe ist ein alter Ramschladen!“ sagte sie. „Im Schaufenster steht ein Buddha. Kommen Sie!“

Sie faßte den Mann bei der Hand und zog ihn mit sich fort.

„Ich breche nie Blumen“, sagte das Mädchen. „Auch Zweige von Bäumen reiße ich nicht gern ab. Ich denke, das muß dem Flieder wehtun, wenn seine Zweige abgeschnitten werden.“

„Hätte ich keinen Flieder kaufen sollen?“ fragte Hagmann.

„Doch, doch. Sie durften schon. Er ist ja nun einmal abgeschnitten. Ich werde ihn in eine Vase stellen.“

„Und das frische Wasser nicht vergessen!“ ergänzte Hagmann.

„Das vergesse ich bestimmt nicht“, sagte sie.

Langsam gingen die beiden jungen Menschen nebeneinander her auf dem weniger belebten Gehsteig.

„Hier ist das Schaufenster!“ rief das Mädchen. „Schade, der Rolladen ist ’runtergelassen! Der Buddha sitzt da mit gekreuzten Beinen und hat die Hände auf dem dicken glänzenden Bauch. Zweihundert Mark will der Mann dafür haben.“ Enttäuscht sah sie Hagmann an.

Er hielt ihrem Blick stand und atmete tief.

„Ihr Bus wird kommen“, sagte er.

„Nein“, erwiderte sie, „ich fahre ja noch nicht. Ich wollte zuerst nach Obergorbitz. Nach Hause fahre ich mit der Straßenbahn. Linie elf, ab Georgplatz, bis Weißer Hirsch. Gehen wir hier vor nach der Bürgerwiese. Ein Weilchen hab’ ich Zeit. Hier ist auch gleich meine Schule.“

„Schule?“ fragte Hagmann.

„Ich besuche eine Abendschule, weil ich das Matur nachholen möchte“, erwiderte sie. „Tagsüber bin ich in der Klinik von Doktor Tsamados. Er ist Grieche.“

„Sie wollen Ärztin werden?“

„Nein — Archäologin“, erklärte sie zögernd und doch mit einem Anflug von Selbstbewußtsein.

„Ein seltenes Fach für eine Frau“, erwiderte Hagmann, nur um etwas zu sagen. „Daß Sie jetzt, in dieser Zeit, die Energie dazu aufbringen?!“ Wenn ihm das ein anderes Mädchen gesagt hätte, würde er sie für überspannt gehalten haben.

„Energie hilft über vieles hinweg“, sagte sie vieldeutig.

Dämmernde Abendruhe senkte sich auf die Stadt. Nur vereinzelt begegneten ihnen Menschen. Hoch über den Dächern surrte ein Flugzeug.

Hagmann, als echtes Landkind, überhörte nicht das Zirpen der Grillen in den Anlagenwiesen.

Auch das Mädchen sagte:

„Hören Sie, die Grillen singen!“

„Die Grillen singen“, sagte er und kam sich recht blöde vor. Worte warteten in seiner Kehle, in jeder Sekunde bildeten sich neue, doch er scheute davor, das Eigentliche auszusprechen oder auch bloß anzurühren.

Sie plauderten und erzählten allerhand von ihrem Tagesverlauf. Wie dies Menschen tun, die sich in der ersten Stunde aneinander fühlen. Jeder versucht, darauf zu achten, seine Schwächen nicht allzu offenbar werden zu lassen, und gibt sie erst recht preis.

Hagmann erfuhr viele kleine Züge aus ihrem Leben, und sie nicht minder aus dem seinigen. Er sagte ihr seinen Namen, sie nannte ihm den ihren.

Wenn ihr Kleid seine Hand berührte, hielt er den Arm ruhig, den er sonst pendeln ließ.

Am Georgplatz ergriff Hagmann ihre Hand. Er empfand es als großes Glück, daß die Straßenbahn nicht gleich kam.

Serena roch am Flieder und hielt ihm den Strauß hin, ohne das Gesicht davon zu lassen.

Hagmann beugte sich zu dem Strauß.

Ihr Haar streifte seine Wange. Es duftete nach Kamille.

„Silberweg“, sagte sie. „Ich wohne dort. Wie schön das klingt: Serena bringt Flieder auf den Silberweg . . .“

„Ja“, sagte er, und küßte ihre Hand.

„Nicht!“ bat Serena.

Sie nestelte behutsam ihre Hand aus der seinen, strich mit

den Knöcheln wie kosend an seiner Wange hin, dann drehte sie die Hand, streckte ihre Finger und streichelte abwärts bis zu seinem sehnigen Hals.

„Nicht!“ sagte sie noch einmal leise, als er ihre Hand von neuem ergriff.

„Die Elf kommt! Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ erwiderte er und preßte ihre Hand, obwohl er wußte, daß er Serena wiedersehen würde. Er hatte den Kopf nach ihrer Seite geneigt.

Als sie bereits in der mäßig besetzten Straßenbahn war, drehte sie sich um und rief:

„Auf Wiedersehn!“

Hagmann hob die Hand und nickte.

„Wiedersehn!“ rief auch er. „Übermorgen abend!“

„Rosengarten! Servus!“ hörte er noch zwei Worte flattern und im Lärm der anfahrenden Bahn verwehen.

Im Rosengarten an der Albertbrücke wollten sie sich treffen. Dort blühten jetzt die Rosen, hatte Serena gesagt.

„Se—re—na!“ sagte Hagmann unhörbar.

Seine Lippen blieben nach der letzten Silbe geöffnet.

*

Erst nachdem kam ihm zum Bewußtsein, daß er mit derselben Bahn wie Serena hätte fahren können. Allein es verursachte ihm keinen Ärger.

Alles war ihm so wunderbar und dennoch so selbstverständlich zur gleichen Zeit. Er verfolgte seinen Weg und achtete auf nichts. Lief am Altmarkt vorüber zum Postplatz, und als er die hölzerne Bohlenbrücke des Zwingergrabens unter seinen Schuhen spürte, blickte er auf.

Das Kronentor war vor ihm. Die machtvolle Krone hob sich ebenso wie die steinernen Gestalten links und rechts auf

den Zinnen der langgestreckten Bauten schwarz vom Abendhimmel ab. Eine verdunkelte Lampe brannte in der Mitte des Durchganges.

Hagmann betrat den Zwingerhof.

Über die Kupferdächer brandete tosendes Lärmen von Straßenbahnen, Autohupen, Menschenstimmen herein. Alles Geräusch klang gedämpfter als draußen an Hagmanns Ohr, als ob ein unsichtbarer Vorhang aus schwerem Goldstoff zwischen der lauten Welt und dieser jahrhundertealten Stätte sei.

In einem still-erhobenen Gefühl, wie jedesmal, wenn er hier weilte, legte Hagmann die Hände auf den Rücken und schritt an Galerien und Arkadengängen hin. Zitronen- und Oleanderbäumchen in Holzkübeln standen an den Sockeln wie fremdländische Gäste. Kies knirschte unter den nachgiebigen Sohlen seiner Schuhe. Leisrauschend steigende Springbrunnen ließen wie durch ein Sieb zerstreute Wasserstrahlen in die Becken aus Sandstein plätschern. Gleich perlendem Lachen spielender Luftgeister klangen die Tropfen in der Dunkelheit.

Hagmann kannte fast jeden Stein hier.

Seine besondere Zuneigung galt den säulentragenden Satyrgestalten, die am Fuße der Arkaden mit kraftstrotzenden Armen und geduckten Rücken die schweren Lasten der oberen Gebäudeteile tragen. Viele dieser Satyrn hatte er mit Kohle oder weichem Blei gezeichnet: klauenfüßig, zottelhaarigen Ziegenböcken gleich, den baumelnden Schwanz am Hinterteil und Bockshörnlein auf der Stirn, waren sie wie die Waldgötter Griechenlands lebendig aus dem Stein herausgehauen.

Hagmann wußte, während er rundum bis zum Wallpavillon pilgerte, daß hier ein Satyr die Zunge heraus-

streckte, daß ein zweiter nebenbei die Hirtenflöte blies, daß ein anderer todernt, mit faltiger Stirn dreinschaute, und ein vierter eine teuflische Grimasse schnitt.

Nichts für uns, sann er vor sich hin. Diese barocke Heiterkeit . . .!

Hinterm Wallpavillon kicherten Stimmen unter den Bäumen.

Hagmann glaubte für einen Augenblick, daß die Satyrn sich lustig machten.

Da ertönte von der gegenüberliegenden Seite des Zwingerhofes das Porzellanglockenspiel. Liebliche Stimmchen, die sich einfältig der beginnenden Nacht verwoben.

Arthur Hagmann lehnte an einem Pfeiler und lauschte. Seine Finger zupften die Blättchen des neben ihm stehenden Zitronenbäumchens. Aber er riß kein Blatt ab.

Bislang hatte er den Drang, an Serena zu denken, hartnäckig zurückgedämmt, weil er wußte, daß die Gedanken an sie alles übrige wie eine Sturmflut wegspülen würden.

Die Reinheit des Glockenspieles erinnerte ihn sehr an ihre Stimme, und nun erst wurde ihm klar, daß Serena im singenden Tonfall Böhmens sprach.

Serena bringt Flieder auf den Silberweg . . .

Wie ein Gedicht ist das, dachte Hagmann.

Er schaute nach den Sternen.

Am liebsten hätte er auch gedichtet.

Aber er konnte es nicht.

Übermorgen — — Rosengarten — — Serena — —

IV

Der nächste Tag.

Hagmann erwachte morgens.

Die Sonne schien ihm ins Gesicht. Es war noch zeitig, halb sieben, wie er blinzeln an seiner Armbanduhr feststellte. Gähnend und sich wohlig streckend, sank er in die Kissen zurück.

Sein Blick fiel auf den Anzug, der am Kleiderschrank hing.

Mit einem Mal erwachte auch das Geschehen des gestrigen Tages. Es strömte gleichsam neu in ihn ein. Er hatte das Empfinden, innerlich eine anhaltende Ausdehnung zu erfahren. Dies steigerte sich mit jeder Einzelheit, deren sich Hagmann entsann. So wenig und dennoch so viel wußte er von Serena!

All das war noch unfaßlich und geheimnisvoll, wie der berausende Duft einer Blüte, den man einatmet, ohne die Blüte zu sehen.

Seltsam, wenn Arthur Hagmann sich Serena, wie sie leibhaftig vor ihm gestanden hatte, vorstellen wollte, dann mußte er gleichzeitig den Trug heraufbeschwören, daß fern vom Wald her ein Kuckuck rief. Jedenfalls erinnerte er sich des Aussehens Serenas auf diese Weise besonders deutlich.

Die Kuckuckspfeife hatte Hagmann natürlich vor Serena nicht erwähnt, weil es ihm zu kindisch schien.

Nicht weit von ihm, im Fach unterm Fenster, lag das Spielzeug. Er brauchte nur den Arm danach auszustrecken. Hagmann fühlte das Verlangen, der Kuckuckspfeife ihren Ruf zu entlocken, doch unterdrückte er diesen Wunsch.

Serenas Vater war Schuhmacher, wie sie ihm erzählte. Als Hagmann erst wenige Wochen eingezogen war, war er anlässlich einer Fahrschul-Übung in die Nähe Klostergrabs, nach Osek und Dux gekommen.

Gestern abend schon berichtete er Serena davon, wie sie frierend in den Autos saßen, denn es war Dezember, und beim Mückentürmchen über den verschneiten Erzgebirgskamm fahren. Droben in dem Gasthaus hatten sie Polnische Wurst zu trocken Brot gegessen und Grog dazu getrunken. Dann ging es eine steile, windungsreiche Straße hinab zu dem Marktflecken Mariaschein. Hagmann wußte noch, daß Mariaschein Wallfahrtsort war und entsann sich großer, mit viel Goldtünche gemalter Bilder, die er in den Wandgrotten eines Laubenganges um die Kirche während einer halbstündigen Rast besichtigte. In Dux hatte er vor Heiserkeit und Halsschmerzen kaum noch sprechen können und kaufte ein Glasröhrchen mit Formamint-Tabletten in der Apotheke. Abends wurden die Soldaten auf Bürgerhäuser verteilt. Aber nur wenige schliefen, weil die Duxer vor Freude in allen Sälen Tanz veranstalteten. „Meine liebe Heimat!“ seufzte Serena ein Mal übers andere. „Daß Sie dort waren!“ Aus ihrem Mund erfuhr Hagmann auch, daß in Mariaschein ein großes Jesuitenkloster sei, und daß der Papst die berühmte Wallfahrtskirche daselbst zur Basilika-minor erklärt habe. Hagmann mußte fragen, was Basilika-minor heiße, und erhielt die Antwort: kleine königliche Halle. Schade nur, sagte Serena, daß er den sehenswerten Freßbrunnen im Klosterhof nicht aufgesucht habe, dessen eisenhaltiges Wasser die Eßlust anregen solle.

Später, über Akten und Papierkram, hing Hagmann seinen Gedanken weiter nach. Er verwechselte Rentenscheine, und der Oberzahlmeister wies ihm mittags entrüstet falsch ein-

gesetzte Ziffern, ungefähr das größte Vergehen, das der Beamte kannte.

Oberfeldwebel Lucian hänselte Hagmann:

„Du läufst rum heute wie 'ne Transuse!“

Immer wieder schweiften Hagmanns Gedanken ab. Einmal versuchte er sich vorzustellen, was Serena für Bekannte haben könnte, zum andernmal dachte er nach, wie sie den heutigen Tag verbringe und wo sie zu der und jener Stunde gerade sei. Dann wieder stellte er sich ihr Gesicht vor, ihre Augen, ihr Haar, ihr Kinn. Serena, Silberweg, Mariaschein, Basilika, Klostergrab — diese Worte fielen ihm sogleich ein, wenn es ihm schon für kurze Zeit gelang, sich über einer Arbeit zu sammeln. Es war gerade, als ob die Worte aus Serenas Mund ein ganz eigenes Leben in ihm führten, das er nicht abweisen konnte und auf das überhaupt seinem Willen jeglicher Einfluß fehlte.

Vor Dienstschluß erfuhr Hagmann von Fräulein Kästner am Telefon, daß aus den Blumensälen angerufen worden sei und daß er morgen früh acht Uhr zur Nachuntersuchung ins Bataillon-Revier müsse.

„Unangenehm“, sagte Hagmann, „verdammst unangenehm!“

„Die kv-Maschine geht wieder um“, meinte Lucian, der Hagmann gegenüber saß und seit zwei Stunden Privatbriefe schrieb.

Wie eine Bedrohung kam Hagmann diese Aufforderung vor, die doch weiter nichts war, als eine harmlos aussehende Sache. Es gab kein Wehren dagegen. Man bekam einen Befehl, der ohne Widerrede ausgeführt werden mußte. Wenn der Arzt scharf untersucht, bin ich flügge! überlegte Hagmann beunruhigt.

Wohl war sein Hals durch Wundverschwartungen noch

etwas unbeweglich, aber das würde höchstens als Schönheitsfehler gelten. Noch ist's ja nicht so weit, beruhigte sich Hagmann. Kommt Zeit, kommt Rat!

Oberfeldwebel Lucian sagte ebenfalls:

„Abwarten und Tee trinken! Nichts wird so heiß gegessen, wie's gekocht wird.“

Sie verließen gemeinsam die Schützenkaserne.

Der Posten am Torschilderhaus knallte die Hacken zusammen, ohne eine allzu zackige Haltung anzunehmen. Es war ihm nicht zu verübeln, denn aller Augenblicke gingen Vorgesetzte ein und aus. Allein sieben Generale hatten ihre Dienststellen in der Kaserne. Der Posten wußte, daß niemand ihn beachtete.

In der Mitte des Alaunplatzes trennten sich die Kameraden. Lucian mußte nach rechts weiter. Seine Wohnung war auf dem Bischofsweg.

Arthur Hagmann sah hinter dem Oberfeldwebel her, der wie ein artiger Schuljunge seine Aktentasche am Henkel trug. Er hatte weder Pistole noch Seitengewehr am Koppel.

Ich selber auch nicht, dachte Hagmann. Man müßte sich eine Pistole verschaffen . . .

Auf dem großen Platz tollten radfahrende und kreiselnde Kinder, die meist in Badeanzügen waren. Gekreisch und Gelächter klangen an allen Ecken und Enden. Viele Fußgänger überquerten den Platz, auf den die Sonne noch knallig schien und an dessen jenseitigem Rand längshin kleine Lüftungssessen von Schutzbunkern aus der ebenen Erde ragten. Sträucherumwachsene Bänke entlang dem Bürgersteig waren von alten Leuten oder Müttern mit Kinderwagen besetzt. Es sah alles recht friedlich aus.

Vor der schwülen Hitze des Julitages hatte Hagmann die obersten Kragenknöpfe geöffnet.

Er blieb stehen und sah einer Frau nach, die drei gebrechlich stelzende Windhunde an verschieden langen Leinen führte. Wie müde Adlige mit gebogenen langen Nasen und fliehenden Kretinstirnen sahen die Hunde aus.

Schafböcke haben ähnliche Gesichter, fand Hagmann. Eine Hitze ist das, puh! Ich sollte nach Weixdorf ins Waldbad fahren . . . Dabei blies er sich Kühlung in den offenen Kragen. Das Hemd klebte ihm vor Schweiß an der Brust.

In seinem Zimmer angelangt, vertauschte Hagmann die Uniform mit dem Zivilanzug und verließ, ohne Abendbrot zu essen, ziellos das Haus. Die Jacke hatte er nur über den Schultern hängen. Sein Hemdkragen war offen.

Eine gesteigerte Unruhe bemächtigte sich Hagmanns und er wußte, daß es mit dem morgigen Tag zusammenhing.

Nachuntersuchung! Schrecklicher Begriff für alle, die, dem Tod entronnen und von ihren Wunden geheilt, wieder hinauszukommen fürchten müssen.

Hagmann fühlte Furcht. Im ratternden Güterwagen zur Front, erneut dem Tod entgegen, Dreck, Bomben und Granaten entgegen — nein!, nur das nicht noch einmal durchmachen. Hinzu kam die Besorgnis, gerade jetzt aus Dresden fort zu müssen, jetzt, da er Serena wiederbegegnet war.

Er blickte auf. Seine Schritte verlangsamten sich nicht. Gleichwohl wußte er nicht, wohin er gehen sollte. Bis zu diesem Augenblick war ihm kaum klar gewesen, an welchem Ort er sich befand. Nach Alleinsein verlangte ihn. In einer Großstadt ungestört zu bleiben, ist nicht einfach, wenn man sich nicht geradezu in sein Zimmer einschließt.

Über der Stadt ballten sich dunkler und dunkler werdende Wolken. Aus der ungeheueren Höhe des Himmels brachen hin und wieder stechende Sonnenstrahlen hervor, so daß

die gehäuften Wolken silberweiße Schaumsäume bekamen. Donner dröhnte fern.

Gleich dem goldgetönten Bild eines alten Meisters, wie sie in der berühmten Galerie des Zwingers zu sehen sind, standen Türme und Giebel am linken Elbufer. Schatten und Licht strichen wechselnd über Dächer und Kuppeln. Da war das schlanke, durchbrochene Säulenwerk der Hofkirche, nebenan, hinter dem stufenartig aufsteigenden Giebel des Georgentores, der Schloßurm, dessen Höhe alle anderen Bauten überragte, dann das niedrigere Doppelgetürm der Sophienkirche, entfernter der Rathaurm, die Rundkuppel der Kunstakademie mit ihrem Posaunenengel auf der Brühlschen Terrasse, und endlich weiter links der massige, von vier kleineren Ecktürmchen umgebene Kuppelturm der Frauenkirche, der wie ein unerschütterlicher Wächter aus den Dächern emporwuchs.

Hagmann war bis ans Königsufer gekommen. Hinter ihm spannte sich die Carolabrücke, vor ihm die Albertbrücke über den Strom. Unweit stand die Bronzeplastik eines Bogenschützen auf grauen Steinquadern.

Elbabwärts schwamm mit qualmenden Schornsteinen ein graues Dampfschiff. Knaben wateten ins Wasser und ließen sich die Beine von den Wellen bespülen. Auf den Elbwiesen wendeten Frauen Heu. Nicht weit davon meckerte eine angepflockte Ziege, deren Strick so lang war, daß sie ebenfalls mit den Beinen im seichten Uferwasser stehen konnte.

Wenn ich zehn Jahre jünger wäre! überlegte Hagmann beim Anblick der Knaben. Er starrte dem Dampfer nach und ging weiter.

Auf den Betonplatten des Weges sprangen Heuschrecken, die sich zuweilen an Hagmanns Hosenbeinen festklammerten.

Hagmann dachte: Ich werde dem Arzt sagen, daß ich eigens wegen meines schlechten Gesundheitszustandes nach Dresden versetzt worden bin, um dem Zuhause näher zu sein und die Möglichkeit einer schnelleren Erholung zu haben. Ich habe noch Schwindelanfälle, wenn ich mich bücke, Herr Stabsarzt. Ein Gewehr zu handhaben, ist mir unmöglich, weil ich die Rückstoßerschütterung nicht vertrage . . . — Da nehmen Sie eben 'ne Maschinenpistole, Unteroffizier! Die können Sie in die Hüfte stützen. Sie haben sich gut erholt, gab Hagmann sich in Gedanken selber Antwort.

Durch den mittelsten Brückenbogen kam ein weißes Paddelboot. Zwei braungebrannte Mädels saßen darin. Ihre Ruderschaufeln lagen quer vor ihnen, denn die Strömung trieb das leichte Boot. Sie hatten schmale rote Tücher über die Brust gebunden.

Irgendwo landen sie, legen sich ins Gras und nehmen die Tücher weg! Und die Männer sind weit . . .!

Wie doch Gedanken gierig machen.

Er war bis zur Albertbrücke gegangen und stieg die Stein-
treppen hinan. Je höher er gelangte, um so durchdringender wurde der Schlammgeruch, den ein südlicher Wind von den zurückgewichenen Ufern aufwehte.

Rasch schritt Hagmann oben knapp vor einem Lastauto über den Verkehrsdamm. Der Fahrer schrie und drohte mit geballter Faust aus dem herabgekurbelten Fenster, weil er stoppen mußte.

Vorübergehende schauten öfter furchtsam zum Himmel auf, den vom nördlichen Horizont ein schreiendes Schwefelgelb zu färben begann, während über der Stadt Blitzadern zickzackend durchs weinrote Gewölk peitschten. Man sah am schweren Wälzen der Wolken, daß dort droben schon Sturm herrschte, indes auf der Erde noch ziemliche Wind-

stille lagerte. Ein verästelter waagrechter Blitz schien sich im Turmknauf der Frauenkirche gefangen zu haben. Grollendes Gewitter rollte wie aus gewaltigen Schlünden in alle vier Winde. Schwalben segelten schutzsuchend dicht an der Erde.

Hagmann hatte sich von der Brücke abgewendet und ging wieder der Neustadt zu. Doch bevor er die Brückenauffahrt verließ, sah er nach rechts und bemerkte, daß seine Kopfwendung von dem Duft herrührte, der aus dieser Richtung kam. Rosengarten! dachte er im selben Augenblick.

Pötzlich wurde ihm gewiß, weshalb er den Weg hierher gewählt hatte.

Nach einigen Schritten stand Hagmann vor hohen, über und über mit blühenden Rosen bedeckten Hecken, durch die eine Pforte führte. Der Gärtner hatte beim Pflanzen einfach den Raum für zwei oder drei Rosenstöcke ausgespart. Im Laufe der Zeit verflochten sich die kletternden Ranken zu einem Bogen und bildeten ein natürliches Tor, aus dem nur jedes Jahr die störenden Triebe weggeschnitten zu werden brauchten.

Das war der Eingang zum Rosengarten.

Keine Menschenseele erging sich darin. Vögel zwitscherten, und Hagmann hörte das Schlagen eines Buchfinken heraus.

Gemächlich spazierte er auf dem schmalen Weg hin, der regellos mit großen platten Feldsteinen gepflastert war, zwischen denen spärlich Grashälmmchen wuchsen. Beiderseits des Weges blühten verwilderte blaßrote Hecken- und dunkelrote Kletterrosen. Ausgefallene Kelchblätter lagen wie rosige Muscheln am Boden.

Dornige Rauten hakten sich in Hagmanns Jacke. Er zog die Jacke an.

In den Rasenflächen zu seiner Rechten waren Rundbeete mit unzähligen veredelten Rosen von roter, weißer und gelber Farbe. Teilweise hatten fürsorgliche Hände die dünnen Stämmchen mit Bast an Stecken gebunden. Aber augenscheinlich wurden auf die Pflege dieses Gartens im fünften Kriegsjahr nur wenig Zeit und Mühe verschwendet.

Wie in einem Klostergarten fühlte sich Hagmann. Ab und zu verhielt er und beroch eine Rose, die über dem Weg hing. Käfer krabbelten in den Blüten.

Je länger er in dem Rosengarten weilte, desto eindringlicher bewegten sich seine Gedanken um Serena. Wie sollte das auch anders sein!

Zufall, daß er Serena wiedergesehen hatte? Nein, dies mußte so sein! Ganz im Unterbewußtsein empfand er sehr stark, wie Serena und der Rosengarten eines für ihn bedeuteten.

Man kann nur die oberflächlichen Dinge bei Namen nennen.

Regentropfen trommelten ins Rosenlaub, schwere einzelne Tropfen.

Hagmann blickte hoch. Auch auf seine Stirn klatschten warme Tropfen.

Der kaum spürbare Südwind sprang um und fauchte jäh durchs Gebüsch. Dröhnende und knatternde Donnerschläge des losbrechenden Gewitters erschütterten gleich Sprengungen die Erde. Blitze zuckten aus berstenden Wolken und verzischten zügelnd über der Stadt, die wie in Tinte getaucht war.

Hagmann rannte zur Pforte. Blütenblätter zerzauster Rosen wirbelten um ihn. Ein Dorn ritzte sein Gesicht. An der Bordkante strauchelte er und wäre fast gefallen. Er lief einen wahren Endspurt über den Platz, bis zum nächstbesten

Hauseingang. Keuchend strich er das klitschnasse Haar aus den Augen.

Kirschengroße Schloßen vermengten sich mit dem wolkenbruchartig niederstürzenden Regen. Im Nu schlängelten Gießbäche mit schmutzigweißen Gischtköpfen in den Schleusenrinnen.

Eine Frau flüchtete in den gleichen Hauseingang wie Hagmann.

„So ein Wetter!“ stieß sie atemlos hervor. „Ich bin wie gebadet. Auf der Brücke hat der Blitz in 'ne Straßenbahn geschlagen . . .“

Sie wrang ihr seidenes Kopftuch aus, in dem Hagmann ein beliebtes französisches Stickmuster bemerkte.

„Regen tut not“, sagte er kurzweg. Die Frau war über vierzig, sah gewöhnlich drein und hatte kreidige Flechten im Gesicht. Hagmann spürte, daß sie ganz auf jene Weise bei ihm Ankratz suchte, wie es Menschen an sich haben, wenn sie einer Gefahr entgangen sind und hinterher lang und ausführlich darüber reden wollen.

Er gab keine Antwort weiter, sondern sah zu, wie die Schloßen schmolzen und ein Haufen Pferdemist vom Wasser über die gewölbte Straßendecke getrieben wurde.

Nach zehn Minuten hörte der Platzregen genau so übergangslos auf wie er begonnen hatte.

Hagmann verließ seinen Unterschlupf. Der Anzug mußte ohnedies frisch gebügelt werden. Noch sieferte es wie aus einer schlecht zugeordneten Dusche. Das Gewittergrollenklang ferner wie gutmütiges Brummeln.

Erfrischt und frohgestimmt ging Hagmann an den Eisenzäunen entlang. Manchmal pitschte er die Tropfen von überhängenden Zweigen.

Aus trockenen Winkeln lösten sich Gestalten und setzten

ihren unterbrochenen Weg fort. Schon glänzten die nassen Dächer im wiederkommenden Sonnenschein.

Vom Streifen des dornbewehrten Rosenzweiges war ein prickelndes Brennen an Hagmanns Wange zurückgeblieben. Er fuhr mit der Hand darüber und sah Reste geronnenen Blutes am Finger. Im Taschenspiegel betrachtete er die Krallenspur, die vom Augenwinkel über die Wange bis zum Ohrläppchen reichte. Blinzeln schielte Hagmann in den Spiegel, indes er das Taschentuch mit Speichel befeuchtete und die Blutkruste abtupfte.

Bei dieser Verrichtung achtete er nur notdürftig auf den Weg und noch weniger auf Leute, die ihm begegneten oder ihn überholten.

Doch da erblickte Hagmann keine zwanzig Schritte vor sich Hofmann, den Stabsfeldwebel aus den Blumen-Sälen, der neben einem Soldaten ging.

Verdammt, schoß es Hagmann durch den Kopf, die Blumensäule sind ja gleich auf der anderen Elbseite!

Rasch strebte er über die Straße, um dem Stabsfeldwebel aus den Augen zu kommen. Hofmann erkannte ihn besser nicht in Zivil. Während des Wechsels der Straßenseite schneuzte sich Hagmann umständlich und mit dem Tuch so viel als möglich vom Gesicht verdeckend.

Hofmanns linker Arm und der rechte Arm des Soldaten blieben trotz eiligen Gehens unbewegt nebeneinander. Der Stabsfeldwebel ging in langen Stiefeln, die seine Säbelbeine sehen ließen, und er hatte die Pistolentasche am Koppel weit vor den Bauch geschoben.

Griffbereit! dachte Hagmann, der sich unauffällig umblickte.

Niemand sonst von den Vorbeigehenden nahm wahr, daß Stabsfeldwebel Hofmann und sein Begleiter ihre Arme so

merkwürdig stillhielten, weil sich um das Handgelenk des Soldaten eine vernickelte Kette wand, deren Knebel Hofmann fest in seiner linken Faust verkrampfte.

Wenn der Festgenommene sich loszureißen versucht, dreht Hofmann die Knebel und die Knochen brechen. Hat der arme Kerl dann noch Mut zum Flüchten, schießt Hofmann unweigerlich. Sieben Schuß, einer trifft bestimmt. Und Hofmann zielt nicht nach den Beinen . . .

Dies alles wußte Hagmann todsicher.

Eine nur allzu einleuchtende Gedankenverbindung spann sich hinter der Stirn des Unteroffizieres von diesem Zwischenspiel zu der morgigen Nachuntersuchung. Diese Verknüpfung war mindestens ebenso stark wie die Stahlfessel zwischen Stabsfeldwebel Hofmann und seinem Gefangenen. Das Lösen der Verbindung oder der bloße Versuch dazu würde hier wie dort die gleichen verhängnisvollen Folgen haben.

Acht Uhr früh, dachte Hagmann. Bataillons-Revier. Na, was bleibt anderes übrig. Morgen ist Donnerstag. — Abends sehe ich ja Serena . . .!

Noch gelang ihm solcher Trost, noch . . .

*

„Dalli, dalli, Herrschaften! Beschwerden freimachen! Prothesen runter!“ brüllte der Sanitätsfeldwebel und klatschte dazu in die Hände wie ein Tanzmeister. Er trug eine gelbe Hornbrille und sah aus wie ein verkrachter Student.

In dem langen Korridor stand dichtgedrängt Mann neben Mann. Alle warteten. Erregte Stimmen surrten durcheinander.

„Schmeiß deine Klamotten nich hier rum, dämlicher Hund!“ — „Der Stabsarzt is'n wildes Schwein, kann ich dir

sagen!“ — „Halten Sie'n Rand, is sein Lieblingspruch!“ — „Der hat mich's letzte Mal vielleicht fertig gemacht, bloß weil ich 'n Arm immer noch in der Binde habe!“ — „Paß auf, Dussel, ich hau dir paar vor die Fresse, wenn du nochmal an meine Prothese triffst!“ — „Die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens!“ —

„Guck mal durch meine Brille, bitte! Fingerdicke Gläser! Siehste was? Nee. Und da wolln diese Kaffern mich an die Front versetzen!“ entrüstete sich ein kleines vertrocknetes Männchen mit einer Fliege unter der Nase.

„Du kannst mich doch nich vergackeiern“, erwiderte der, der durch die Brille sah, „durch diese Teleobjektive kannst du das Bein von 'ner Mikrobe wie 'n Baumstamm so groß sehn!“

Viele hatten ihre Feldblusen ausgezogen und standen in verschwitzten Hemden da. Fast keiner war unter ihnen, der nicht irgendeine mehr oder weniger gut verheilte Wunde entblößte. Manche hielten die gelockerten Hosen zum Ausziehen bereit, weil sie Bauch- oder Hodenschüsse hatten. Manche wickelten auch Binden von jauchenden Wunden oder eiternden Geschwüren.

Am wohlgelauntesten blieben die Amputierten. Die konnte selbst der runksigste Stabsarzt nicht mehr kriegsverwendungsfähig schreiben.

Jemand erzählte den alten Witz von einem Stabsarzt, der an den zur Untersuchung Angetretenen hinlief und durch die Bank schrie: „Was ham Sie? — kv! Und Sie? — kv!“ Bis ein Soldat, der nach Meinung des Arztes auch kriegsverwendungsfähig war, sein künstliches Bein vorwies. Daraufhin soll der Stabsarzt befohlen haben, daß Amputierte grundsätzlich ihre Prothesen abzuschnallen und vorzuzeigen hätten.

Einige lachten stumpfsinnig, die meisten sagten: „So 'n Bart, Mensch! Bring 'ne neue Platte!“

Als ein vollbusiges Mädchen in weißem Kittel den Gang entlangstolzte und hinter der Tür des Untersuchungsimmers verschwand, ulkten die Landser: „Tadellosen Balkon, Mann! Tolle Molkerei, he!“

Es stank nach Fußschweiß, Leder, Tabak, Rußla-Läusepuder und Medikamenten.

Vom Hof der Grenadierkaserne drang das Geschrei der ausbildenden Unteroffiziere herein.

Unteroffizier Hagmann trat ans offene Fenster neben einen muskulösen Menschen, der mindestens einen Meter neunzig groß war und dessen nackte, haarlose Brust wie zerhackt von roten Wunden aussah. Tätowierungen: Anker, Steuerrad und fischschwänzige Meerjungfrauen, verteilten sich, beschädigt durch die Narben, auf seinem Brustkasten.

Wie ein bemalter Baumstamm! dachte Hagmann.

Mit gelangweiltem Gesicht, als ob die Freuden Sankt Paulis ihn nicht mehr rühren könnten, betrachtete der Mensch Postkartenbilder. „Zeig mal!“ sagte Hagmann.

„Du Moses!“ antwortete er, fläzig gähnend. „Nimm! Wird nich knieweich!“

Auf den Postkarten trieben Nutten mit wüsten Kerlen ihr Puffgewerbe.

„Reizend!“ sagte Hagmann. „So was trägt man doch nicht in den Taschen!“

„Tausendamarsch!“ fluchte er. „Besser wie Bibel im Tornister! Von drei bis dreißig Mark alle Stellungen. Hier, das mußte gesehn haben!“

Hagmann sah das Bild an. Die Lebendigkeit der Darstellung gewann, je länger man hinschaute, zumal es echte Fotografien auf Hochglanz waren.

„Verrückt!“ bestätigte Hagmann. „Bist Matrose, wie?“
„Was denn sonst!“ feixte er. „Seh ich wie 'n Sandkarnickel aus? Maat. Minensucher. Flottille sechs. Pott vor Scheveningen abgesoffen.“

„Und als Matrose treibst du dich beim Standortbataillon rum?“

„Wenn mich die Klapsmänner hierher versetzen. Will wieder raus, Mensch! Ich brauche das! Hab 'n Kanal voll von der reitenden Gebirgs-Artillerie hier. Meine Alte hurt schrecklich.“

„So“, sagte Hagmann, „du wirst's wohl kaum besser treiben! Dich hat's ja arg erwischt, was?“

„Hackfleisch“, sagte er, „Frikassee!“ und knallte sich die flache Hand auf den mächtigen Brustkorb. „Splitter, Splitter, Splitter! Ging 'ne Treibmine hoch. Meine Wenigkeit schwimmt zwanzig Meter davon im Teich!“

„Da hast du noch verdammten Massel gehabt.“

„Kann man wohl sagen.“

„Sei doch froh, daß du hier zu Hause bist.“

„Nee, nee, ich will 'raus. Das ist nischt für meiner Mutter ihrn Sohn. Ich brauche was anderes. Seeluft, Weiber, Schnaps, Tabak und so. Hier gibt's ja nischt richtges in der Art.“

Er lachte dröhnend, schnalzte mit der Zunge und kuffte Hagmann.

„Siehste, so was hier! Da hab ich mal in Honolulu . . .“

Aber Hagmann wendete seine Aufmerksamkeit dem Revierzimmer zu, aus dem die ersten Untersuchten mit Leichenbittermienen heraustraten.

„Es hat angefangen“, sagte er.

Die Abgefertigten waren ausnahmslos einen Grad höher eingestuft worden. Schimpfend und lästernd brachten sie ihre Uniformen in Ordnung.

„Wenn er nichts sagt, biste mode“, klärte ein Obergefreiter die Frager auf. Ihm fehlten drei Finger der linken Hand.

„Halten Sie 'n Rand!“ äffte einer den Stabsarzt nach.
„Wo fehlt's denn? Drücketismus, wie?“

Nach einstündigem Warten kam Hagmann hinter dem Maat an die Reihe. Dieser spuckte vor der Tür kräftig an die Wand.

Zu fünft traten sie ins Untersuchungszimmer.

Der Stabsarzt sah schon reichlich abgekämpft und stinklaunig aus. Er zwinkerte unaufhörlich mit den Augen und schlug Takte auf der Schreibtischplatte.

„Wo fehlt's?“ fragte er den Maat, der ihm seinen zerschnittenen Brustkasten hinreckte.

„Sie ham woll eine Handjranate verspeist, wie?“

„Nein, 'ne Treibmine, Herr Stabsarzt!“ meldete der Seemann dreist.

„Woll'n Sie mich veräppeln, he?“

„Nein, Herr Stabsarzt! Ich bitte mich kv zu schreiben! Ich will wieder zur Marine!“

Der Arzt blickte erstaunt, fingerte an den Narben, steckte die Schlauchenden seines Hörapparates in die Ohren, dann mußte der Maat tief atmen, der Stabsarzt horchte, und:
„Ab!“ hieß es.

„Dalli weiter!“ forderte der Sanitätsfeldwebel schreiend:

„Name?“

„Unteroffizier Hagmann, Arthur!“

„Arthur mit th?“

„Jawoll!“

Das Mädchen mit dem Balkonbusen wühlte in den Wehrpässen.

„Beschwerden?“ fragte der Stabsarzt.

„Kopfschuß, Halsschuß, Oberarmbruch rechts!“ meldete Hagmann.

„Beschwerden?“ fragte der Stabsarzt ungeduldig. „Das sind Tatbestände, weiter nix!“

„Schwindelanfälle, Herr Stabsarzt! Ich halte die Rückstoß-Erschütterung beim Schießen nicht aus.“

„Schwindelanfälle? Das merke ich!“ wiederholte der Stabsarzt.

Seine Augen zwinkerten heftiger.

Der verletzende Ton, in dem der Arzt dies sagte, hätte Hagmann beinahe veranlaßt, ihm ins Gesicht zu schreien, daß er Träger des Eisernen Kreuzes Erster sei. Aber er beherrschte sich. Dieser Stabsarzt sah nicht so aus, als ob er sich durch Einwände irre machen ließe.

„Noch was?“ fragte er und blickte nach dem nächsten.

Hagmann merkte, daß er ungünstig abgeschnitten hatte und trat beiseite.

Der Feldwebel drückte einen Stempel, den er vorher anhauchte, in den Wehrpaß.

„Gefreiter Berger, Hans!“ meldete sich der neue. „Spreiz- und Senkfuß, Herr Stabsarzt! Außerdem . . .“

Der Stabsarzt winkte ungehalten und Hagmann hörte ihn brummen:

„Indianer! Halten Sie 'n Rand!“

Während Hagmann draußen sein Koppel umschnallte, suchte er nach dem Maat. Dieser schien verschwunden zu sein. Schade! Die überlegene Schnoddrigkeit des Seemannes hatte Hagmann gefallen. Er wäre gern mit ihm wenigstens ein Stück gegangen.

Auf dem Kasernenhof exerzierten die Rekruten immer noch. Sie waren ohne Gewehre. Dafür handhabten sie Knüppel. Alt und jung durcheinander. Viele mit Brillen.

Gemüse, dachte Hagmann. Letztes Aufgebot.

„Vorbeigehn in gerader Haltung! Sechs Schritt Abstand! Erster Mann — anfangen!“ schnatterten die Unteroffiziere.

Und dann erst die in einem fort wechselnden Litaneien:

„Brust raus, Bauch rein, Mensch!“ — „Sie wackliger Weihnachtsmann, zurück, marsch, marsch!“ — „Sie loofen grade rum wie unsre alte Semmelfrau, Mehlbauer!“ — „Daumen rein, Finger lang, Knöchel durchdrücken!“ — „Wenn ihr keine Lust habt, machen wir Erdkunde!“ — „Die Richtung ist wie das Gekotzte von 'nem Besoffnen!“ — „Ach, du heiliger Strohsack, der Kerl drückt 'n Arsch raus wie'n Brauereipferd! Biste schwanger, wie? Zurück, marsch, marsch!“ —

Das reinste Kaspertheater.

Hagmann begriff die ehrsamten Bürger, die stundenlang Zaungäste bei solchen Schauspielen waren.

Der Oberleutnant stolzierte würdigen Gesichtes hin und her, todernst und überzeugt von seinem Mannestum. Zuweilen verbesserte er Haltungen oder geruhte einem Feldwebel Lob für den Stand seiner Ausbildung zu spenden.

An der Wache drehte sich Hagmann nochmals um.

Eine Trillerpfeife schrillte. Der Oberleutnant stand stocksteif und brüllte: „Kompanie, Achtung!“

Alles machte kehrt und stand wie ein Heer von Zinnsoldaten.

Major Brox, der Bataillonskommandeur, schritt heran. Sein Adjutant, ein Leutnant, folgte mit einer blauen Mappe unterm Arm.

Der Oberleutnant fegte auf den Major zu, baute sich vor ihm hin wie ein Recke und meldete. Während der Meldung blieb seine rechte Hand grüßend am Mützenschirm.

Nickend und unter Verbeugungen hob der Major ebenfalls die Hand zur Mütze.

„Weitermachen, Oberleutnant!“ knarrte seine Stimme.

Hagmann sah, daß der Leutnant den Strahlenstern des Deutschen Kreuzes auf der rechten Brustseite trug.

„Affentheater!“ sagte er zu dem Posten, der einverstanden grinste und nicht stillstand.

„Grüße, Mensch!“ zischte ihn Hagmann an. „Der Alte sieht's!“

Da grüßte der Posten, aber das breite Grinsen wich nicht von seinem Gesicht.

Hagmann lächerte es so mächtig, daß er niesen mußte.

Er ging den steilen Gardereiterweg hinab zur Endhaltestelle der Linie fünf.

*

Widerstrebend bedachte Hagmann alle möglichen Folgen der Nachuntersuchung. Mit Bestimmtheit rechnete er darauf, daß sein Tauglichkeitsgrad der Kriegsverwendungsfähigkeit nähergerückt sei. Und damit rückte auch das andere bedrohlich näher. Es muß ja nicht unbedingt das Schlimmste sein, besänftigte er seine bohrenden Gedanken. Aber er fühlte, daß ihn eine bloße Versetzung von Dresden fort, und sei es in eine ähnlich angenehme Stellung wie hier, schon schwer genug treffen würde.

Zwei Stunden vor der verabredeten Zeit zum Stelldichein machte Hagmann sich auf den Weg. Die Enge des Zimmers wurde ihm unerträglich. So wie er sich gestern nach Alleinsein und Ruhe gesehnt, so verlangte es ihn heute, seine sorgenden Gedanken in Trubel und Lärm zu ersticken. Denn an ein auch nur einigermaßen genaues Abwägen des Kommenden war nicht zu denken.

Er lief durch die Straßen, einmal langsam wie ein Spaziergänger, dann wieder rasch und zielstrebig, als ob er ge-

nau wüßte, wohin sein Weg führe. Dabei war augenblicklich weder das eine noch andere der Fall. Er blickte Leute an, Frauen, Soldaten, einem Trupp marschierender Pimpfe sah er nach, auch Schaufenster streiften seine Augen, aber es blieb nichts haften, alles ließ ihn ungerührt, ja es verließ ihn sofort. Gleich Bildern, die man vor einen Spiegel stellt und wieder wegnimmt. Am Albertplatz wäre Hagmann fast in die Elf gestiegen, um nach dem Weißen Hirsch hinauszufahren. Silberweg, dachte er. Im letzten Augenblick sah Hagmann nach der Normaluhr auf der Verkehrsinsel und besann sich, daß er nicht zur rechten Zeit zurück sein könnte.

Über Nacht waren Gewitterregen gefallen. Man atmete erfrischte Luft, deren Würze von jedem Garten, jeder Rasenfläche wie aus großen Lungen aufstieg. Ein schöner, windstiller Sommerabend versprach anzubrechen. Ganz vereinzelt trieben weiße Wolken nordwärts über die Stadt, gleich Segelschiffen, die in die Ferne gondelten.

Genau halb acht trank Hagmann ein Glas bitteres Bier am Schanktisch der Kneipe Zur silbernen Wolke, in der er zuweilen zu Abend aß. Wolken-Elli, die Kellnerin, versuchte einen Plausch anzufangen, aber Hagmann legte Geld auf das durchlöchernte nasse Blech des Ausschankes und ging. Wenn er keine Uniform anhatte, sagte er Guten Abend.

„Schade! Der zieht heute schnell wieder Leine. Ich glaube, das ist ein Tscheche oder so was“, sagte Wolken-Elli bedauernd zu ihrer Freundin, die ein markenfreies Stammgericht verzehrte. Die Kellnerin war hübsch, mollig, sauber gekleidet und versuchte seit einiger Zeit mit dem Unteroffizier anzubandeln, der leider meist nicht dergleichen tat, was die Kellnerin nur um so stärker reizte.

Aller Augenblicke strich Hagmann den Ärmel zurück und sah nach der Uhr, deren Zeiger wie festgeklebt erschienen.

Glacis-Straße, las er die weiße Schrift auf blauem Schild an der Mauer eines Hauses. Flüchtig nur gedachte er Stabsfeldwebel Hofmanns und des Festgenommenen, die gestern hier kamen. Die Glacis-Straße mündete geradenwegs in die Albertbrücke.

Besorgnisse und Mutmaßungen über Zukünftiges wurden aus Hagmanns Sinn gedrängt von dem Bewußtsein, in einigen Minuten die Pforte des Rosengartens vor sich zu haben. Je mehr er sich dem Ort näherte, um so rascher klopfte sein Herz.

Als Hagmann kaum die Mitte der langen Straße hinter sich hatte, glaubte er bereits Rosenduft wahrzunehmen.

Er blickte einer vorbeisausenden Straßenbahn nach.

Aufgeschreckt rannte er auf einmal los wie ein Wilder, er beugte die Arme zum Dauerlauf und ließ keinen Blick von dem gelben Bahnwagen.

Serena stand auf der hinteren Plattform!

Serena! jauchzte es in ihm.

„Ich dachte — puh! — ich dachte, Sie würden nicht aussteigen!“ keuchte er und sah sie freudestrahlend an.

„Wie Sie gerannt sind! Ganz außer Atem sind Sie“, sagte Serena und streckte ihm ihre Rechte hin:

„Guten Abend!“

Hagmann ergriff die Hand.

„Oh!“ machte Serena und verzog das Gesicht ein wenig. „Ihre Schmiedetatze!“ Aber sie ließ ihm ihre Finger, die sich unruhig in seiner großen Hand bewegten.

Er sah die allerliebsten Krausfältchen auf ihrem Nasenrücken.

Wie ein rettendes Treibholz in der Flut war ihm Serenas Hand.

„Nun sind Sie da!“ stieß er hervor, als ob ihm das Ganze noch unglaublich erschiene.

„Ja“, sagte Serena und ihr Blick glitt von seinem Gesicht fort, als habe sie in der Ferne etwas erkannt, das ihr Zurückhaltung auferlegte.

Arthur aber vermochte darin nicht mehr als die Geste des scheuen Mädchens zu sehen.

Nebeneinander schritten sie dem Rosengarten zu.

Serena steckte die Hände in die großen Faltentaschen ihres Rockes.

Dieser schottisch karierte Rock und ihre blendendweiße Leinenbluse mit dem Brusttäschchen gefielen Hagmann ausnehmend gut.

„Sie haben ja gar keine Handtasche“, sagte Hagmann. „Wo stecken Sie denn Ihr Geld und den Ausweis hin?“

„Handtaschen sind gräßlich“, erwiderte Serena. „Ich lasse sie immer liegen. Am liebsten würde ich in Hosen wie die Männer gehn. Sehen Sie, hier! Bei mir steckt alles in den Rocktaschen.“

Sie bauschte ihre Taschen auf.

„Praktisch“, sagte Hagmann.

Dann schwieg er, dachte an nichts Besonderes.

Kein Gestern, kein Heute, kein Morgen!

Nur ein Jetzt gab es noch.

Serena schwieg auch.

Und ihr gemeinsames Schweigen war viel.

Endlich sagte Serena:

„Eigentlich wollte ich nicht kommen. Ich war leichtsinnig im Geben dieses Versprechens . . .“

Sie hielt inne und verstummte vor seinem Blick.

„Leichtfertig?“ sagte er in fragendem Ton.

„Ja“, sagte sie, „ja . . .“

Wieder hielten ihre Augen den seinen nicht stand, diese prüfenden grauen Mädchenaugen.

Abendsonne wob im Rosengebüsch, Vögel zwitscherten ihre Schlafliedchen: Grasmücken, Finken, Spatzen, Goldhähnchen — und manchmal war das helle Pinken der Meisen wie zirpende Töne einer Spieluhr zu vernehmen.

„Hören Sie!“ sagte Serena mit erhobenem Zeigefinger.

„Ich höre“, erwiderte Hagmann, der ihre Hand an seinem Arm spürte.

„Nicht traurig sein, bitte!“ bat Serena.

„Woran dachten Sie vorhin?“ fragte er.

„Hören Sie nur! Jetzt singt ein Rotkehlchen.“

Er fühlte, daß sie ihm auszuweichen trachtete.

Feierlich flötend in einer fließenden Melodie klang der wohllautende Gesang des Rotkehlchens aus den Büschen.

Jenseits des Rasenbeetes schlurfte ein alter Herr den Weg entlang. Er blieb oft stehen und stocherte mit seinem Spazierstock im Kies.

„Der wunderbare Rosenduft!“ sagte Serena, die zwei Schritchen machte, um ihren Begleiter zum Weitergehen aufzufordern.

Sie weicht mir aus, dachte Hagmann. Sie will nicht antworten.

„Ihr Flieder hat heute Nacht auch so gerochen, daß ich wie betäubt war“, setzte Serena das Gespräch fort. „Ich konnte den Strauß über Nacht nicht im Zimmer behalten. Er hat auf der Veranda gestanden.“

„Sie haben eine Veranda?“

„Eigentlich ist sie meinem Hauswirt, Herrn Lange. Aber ich darf dort sitzen, so oft ich will. Und hinter dem Haus ist gleich der Wald. Da höre ich Vögel singen oder manchmal

einen Hund bellen. Wenn's sehr heiß ist, schlafe ich sogar draußen.“

„Dort steht also jetzt der Fliederstrauß?“

„Nein, jetzt steht er wieder im Zimmer. — Schauen Sie, der Flieder hat mich eigentlich herumgekriegt. Sonst lege ich keinen Wert auf Bekanntschaften. Der Flieder, und als sie das sagten von dem Inder, der fortgegangen ist und sein Gesicht in den Strauß wühlte. Was mag der Inder gedacht haben? Wissen Sie's nicht?“

„Ich denke, daß er Heimweh gehabt hat“, sagte Haggmann. „Die armen Kerle haben erst für die Engländer in Afrika kämpfen müssen, dann kamen sie in Gefangenschaft, und nun sollen sie gar für Deutschland kämpfen. — Darf ich Ihnen eine Rose abbrechen?“

„Bitte nicht! Sie wissen doch . . .!“

„Verzeihen Sie! Sie brechen ja keine Blumen.“

„Heimweh, sagten Sie. Wahrscheinlich. Ich habe es genau so vermutet. Ein Inder wird in Europa immer Heimweh haben. Aber eben das war's, das ähnliche Empfinden zwischen uns . . .“

Hier brach Serena unverhofft ab, als ob sie zu viel gesagt habe.

„In Rußland hatte ich auch Heimweh“, erwiderte Haggmann. „Das war ein richtiger Koller. Da hätte man sich am liebsten erschossen. Manchmal war ich drauf und dran, die Hand aus dem Schützengraben zu halten, um endlich einen Heimatschuß zu bekommen.“

„Nicht vom Krieg sprechen, bitte!“ sagte Serena. „Ich will davon nichts wissen. Es interessiert mich nicht, wie mich Schlachthäuser nicht interessieren, weil ich kein Fleisch esse. Ich lese keine Zeitungen und höre nicht Rundfunk. Höchstens einmal Eng . . .“

Mitten im Wort hielt sie inne und gab sich selbst einen Klaps auf den Mund. Erschrocken blickte sie Hagmann an.

„Sie können Vertrauen zu mir haben“, sagte Hagmann verletzt. „Ich bin kein Spitzel. Ich war einmal ein guter Soldat. Das kann ich nicht leugnen. Ein guter und begeisterter Soldat. Aber nur solange, wie ich den Krieg nicht kannte.“

Schweigen.

Grillengezirp. Huschende Fledermäuse.

„Schön, so mit Ihnen zu gehen, Serena! Sehr, sehr schön!“

„Sie sollen mein Freund sein, Arthur!“ kam es sprunghaft aus Serenas Mund.

Und wieder war es ein offensichtliches Vorbeugen, das Hagmann diesmal zu erkennen glaubte.

„Ich lebe zurückgezogen und nur für meine Schule. Von früh neun bis nachmittag zwei bin ich in der Klinik. Zweimal im Monat fahre ich nach Klostergrab zu meinen Eltern. Manchmal bin ich abends bei Doktor Tsamados, wenn ich keinen Schulunterricht hab. Er ist schon alt, über sechzig. Hat einen großartigen Radioapparat. Ich lerne bei ihm griechisch. Auch in Latein bin ich nicht mehr sattelfest. Wir schwimmen zusammen und fechten. Einmal hat er mir Bonbons in die Maske geklebt. Dann sprechen wir vom alten Griechenland, von Hellas und Kreta. Der Doktor ist ein großer Kenner. Ich sitze auf seinem Schreibtisch und baumle mit den Beinen, wenn er erzählt.“

„Ist er denn verheiratet?“ fragte Hagmann, der sich längst klargeworden war, daß er Eifersucht empfand.

„Mein Doktor? Ach nein! Er ist doch Frauenarzt. Die heiraten nicht.“

„Und da sind Sie abends ganz allein mit ihm, wenn sie ihn besuchen?“

„Natürlich. Mutterseelenallein. Der Doktor ist mein Freund.“

Serena lachte frisch heraus. Spott klang mit.

„Nein, was Sie nun denken! Sie verhören mich ja wie — wie bei der Gesta . . . — wie bei der Polizei. Wir können einmal zusammen zu Doktor Tsamados gehn. Ich muß ihm nur Bescheid sagen. Er spendiert uns Wein. Echten Tegea oder Demestika. Das ist was Feines! Haben Sie schon griechischen Wein getrunken? Nein. Da ist Harz drin.“

„Wenn ich Sie so reden höre, meine ich, daß Sie gar nichts von zweierlei Menschen ahnen“, sagte Hagmann.

Serena nagte mit den Zähnen an der Unterlippe.

„Doch“, antwortete sie, „das weiß ich wohl. Nur, ist das denn unter Freunden wichtig? Ich verstehe mich prächtig mit Doktor Tsamados, aber wir tun kein bisschen so, als ob wir zweierlei Menschen seien. Ich verstehe doch recht: Sie meinen Mann und Frau, nicht wahr?“

„Ja“, sagte Hagmann gedehnt und schüttelte bedenklich den Kopf. „Was verstehen Sie unter Freundschaft mit einem Mann? Sie sind doch ein Mädchen!“

„Ich bin ein Mensch“, sagte Serena. „Was ich unter Freundschaft verstehe? Daß man sich achtet, offen miteinander spricht, Vertrauen hat und durch gemeinsame Ansichten verbunden ist.“

„Und dieser Doktor Tsamados küßt Sie nie?“

Jetzt brach Serena in Gelächter aus.

„Nein“, sprudelte sie, „nein, nein! Der Doktor küßt mich nicht! Er findet das Küssen unhygienisch. — Sie sind aber ein Dummerle!“

„Entschuldigen Sie!“ sagte Hagmann schuldbewußt. Endlich erkannte er, in welchem eifersüchtelnden Gefrage er sich verstrickt hatte.

„Sie sind ein Dummerle“, wiederholte Serena und lachte glucksend weiter. Dabei schob sie ihren Arm unter seinen.

Hagmann überrieselte es heiß.

Er blieb stehen.

„Wenn ich Sie jetzt küssen würde?“ sagte er. Seine Stimme klang rauh.

Serena schaute ihn aus weiten Augen an. Sie standen beinahe Brust an Brust. Er spürte ihren Atem an seinem Kinn.

„Tun Sie's nicht!“ erwiderte Serena gefaßt. „Nein, tun Sie's nicht! Ich müßte Ihnen eine Ohrfeige geben und fortlaufen. Und dann wüßte ich, daß Sie genau wie alle sind.“

In ihrem wachen Blick glimmte Entschlossenheit.

„Eine Ohrfeige? Das würden Sie wirklich tun?“

„Natürlich“, sagte Serena und zog ihn fort.

„Also gut“, nahm Hagmann nach einer Weile wieder das Wort. „Wir sind Freunde, gute Freunde. Was wird aber nachher?“

„Das weiß ich nicht. Sie sind ein Mensch. Ich bin auch ein Mensch. Wir begegnen uns. Aber das Begegnen braucht nicht zu binden. Wir bleiben darum doch immer zwei Menschen mit zwei verschiedenen Seelen.“

„Das ist mir zu philosophisch“, bemerkte Hagmann. „Ihr Doktor scheint Ihnen schöne Ansichten einzubleuen.“

„Der Doktor ist ein Spießbürger. Er meint, alle Mädchen müßten heiraten und viele Kinder kriegen, damit seine Klinik gut geht. Er will nach Griechenland heim. Sein Bruder lebt dort. Ich will aber nicht heiraten und das alles.“

„Und Sie wollen niemand lieb haben?“

„Lieb haben? Ich habe vieles lieb. Blumen, Bäume, Schmetterlinge, die Hunde auf der Straße und den großen Stein beim Doktor im Garten.“

„Und Menschen gar nicht?“

„Doch, manche — — —“

„Wen zum Beispiel?“

„Sie nicht! Untersuchungsrichter überhaupt nicht.“ Serena lachte.

„Kennen Sie auch Untersuchungsrichter?“

„Ja“, erwiderte Serena. „Sie! Aber ich kenne wirklich einen. Fragen Sie nicht weiter! — Sie sind empfindlich wie ein Erdbebenmesser. Wir vergessen ganz die schönen Rosen.“

Mittlerweile waren die Vögel still geworden. Blaue Abend-
schatten dunkelten zusehends. Balsamischer Rosengeruch
strömte aus den nickenden Blüten. Über den Loschwitzer
Höhen segelte die schmale Mondsichel wie ein goldenes Boot
im ziehenden Gewölk.

„So ein Mond!“ sagte Serena. „Wie der Schnitz einer
Zitronenschale.“

Sie wendeten und gingen denselben Weg zurück.

Ein eng umschlungenes Pärchen kam ihnen entgegen. Es
sah aus wie ein Fabelwesen mit vier Beinen, das zur Nacht-
zeit aus seiner Höhle gekrochen ist. Auch auf den versteck-
ten Bänken wisperten Stimmen.

„Schön, daß Sie keine Uniform tragen!“ sagte Serena.

„Ich fühle mich auch wohler“, entgegnete Hagmann. „Die
Uniform beengt.“

Serena blieb stehen und schaute gen Himmel.

Ein Flugzeug donnerte niedrig über die Stadt.

Beide sahen sie in den blausamtenen Abendhimmel, an
dem das letzte Sonnenleuchten vor einer halben Stunde ver-
glüht war.

Das Flugzeug kreiste und schraubte sich hörbar höher.
Sehen konnte man es nicht, da die Bordlampen ausgelöscht
waren.

„Dort fliegt der Tod!“ sagte Serena.

Plötzlich stießen gleich glühenden Fingern einer gewaltigen Hand von allen Seiten Scheinwerferstrahlen in den Himmel.

Umrise von Kuppeln und Türmen jenseits der Elbe zeichneten sich schwarz ab.

Die Strahlen überkreuzten sich, glitten hierhin, dorthin, verharrten. Gespenstisch lautloses Spiel.

Bis ein Scheinwerfer das Flugzeug erfaßte. Der Aluminiumleib glänzte blendend in der Lichtbahn. Wie Krallen schossen die anderen Scheinwerfer darauf zu und bildeten ein Strahlenbündel, in dessen Schnittpunkt das Flugzeug war.

„Der Pilot fliegt blind“, erklärte Hagmann.

Die Scheinwerferstrahlen von den südlichen und westlichen Stadträndern verlängerten sich immer mehr, denn das Flugzeug flog nach Norden, während die Strahlen von der nördlichen Stadtgrenze kürzer und stechender wurden. Es sah aus, als ob sich ein riesiges Stangengerüst vorm Sturm neige. Manche der Scheinwerfer verloschen für Sekunden, strahlten aber sofort wieder auf, als ob sie ihr Opfer quälen wollten. Das Flugzeuggeräusch erstarb. Der Pilot hatte die Motoren gedrosselt.

„Einmal werden Bomben auf Dresden fallen“, sagte Serena. Ihre Stimme bebte. „Wenn nur alles schon vorbei wäre.“

„Das Ende kommt“, erwiderte Hagmann. „Könnte ich nur bei Ihnen sein dann . . .“

„Du sollst du zu mir sagen!“ forderte Serena leise. „Wir wollen Freunde sein!“

„Du, Serena!“ sagte er.

Aber als er sie an sich ziehen wollte, entwand sie sich ihm.

„Freundschaft ist mehr als alles, was die Menschen Liebe nennen“, sagte Serena. „In den tiefsten Dingen muß man

am behutsamsten sein! Gib mir deine Hand! So. — Sei mein Freund, Arthur! Warte! Sei geduldig!“

„Warten?“ fragte Hagmann.

„Die Erwartung ist das Gefäß der Erfüllung!“ erwiderte Serena.

Hagmann konnte nur Serenas Hand halten, er verstand sie nicht.

„Ich trage Erinnerungen“, sagte Serena.

Hagmann fragte nicht, was für Erinnerungen. Er dachte es sich.

Der Spuk am Himmel war verschwunden.

Serena schob ihren Arm in den seinen.

Rosengarten, dachte Arthur und hielt den Atem an.

„Serena!“ sagte er laut und atmete weiter.

Freitag abend fuhr Hagmann in die Blumen-Säle.

Stammtruppe war für ihn ungeachtet der Kommandierung zum Fürsorgeamt weiter die erste Kompanie des Standortbataillons geblieben. Er wußte, daß sein Schicksal hier entschieden wurde.

Der erste Kompanieschreiber, jener Gefreite, dem Hagmann seine Stelle verdankte und der angeblich ein Bankhaus in Köln hatte, war noch anwesend.

Hagmann bat ihn um eine Unterredung.

„Freut mich, Jung, daß du 'ne ruhige Kugel schiebst!“ sagte der Gefreite leutselig.

„Damit wird's wohl bald aus sein,“ begann Hagmann. „Die Nachuntersuchung! Weißt du, was ich für'n neuen Tauglichkeitsgrad habe?“

„Ob ich das weiß?! Ich, Mensch! Dir hat die kv-Maschine auch eins verkümmelt! Stehst aber nicht auf den Versetzungslisten. Brauchst keine Angst zu haben. Die Listen stelle ich auf! Solange ich hier den Laden befummle als erster Schreiber, solange kommste nich weg. Da biste gesichert, Jung. Ich halte dich schon . . .“

Sie liefen im Hausflur auf und ab. Beißender Uringestank kam von den Aborten her. Eine Tür schlug im Obergeschoß knallend zu. Dann begann ein Hund zu kläffen.

Der Schreiber blieb stehen und puhlte auf dem Fensterbrett Kippen auseinander, um sich eine Zigarette zu drehen.

„Eine kurbeln“, sagte er. „Verfluchte Klamüserie!“

Daumen, Zeige- und Mittelfinger seiner linken Hand

waren nikotinbraungefärbt. Er hatte lange, spitz zugeschnittene Nägel. Seine weibischen Hände flößten Hagmann ein Gefühl von Abneigung ein, wie der ganze Kerl. Den Ringfinger zierte ein unmäßig protziger Siegelring aus Silber, der den Trauring verdeckte.

„Bitte, bedien dich!“ forderte Hagmann und hielt ihm eine gefüllte Zigarettenschachtel hin.

„Ich bin so frei“, sagte er.

Hagmann stippte sich auch eine Zigarette auf dem Handrücken zurecht.

Als der Gefreite dem Unteroffizier das brennende Streichholz bot, nahm dieser das Hölzchen und gab dem Schreiber zuerst Feuer.

„Nimm die Zigaretten!“ sagte Hagmann.

Der allmächtige Schreibstubenhengst ließ die Schachtel wie selbstverständlich in seiner Tasche verschwinden.

„Wird akzeptiert — um mal mit 'nem Fachausdruck von früher zu reden!“ grientete er. „Bin für jede Menge dankbarer Abnehmer!“

Seine Hände waren flink wie die eines Taschenspielers.

Das pomadisierte Haar, strohblond und offensichtlich künstlich gewellt, klebte ihm an Schläfen und Hinterkopf. Er blies den Rauch aus schnutigem Mund und drehte dabei die Augen vor süchtiger Gier nach dem nächsten Lungenzug.

„Flott siehste aus mit dem Bärtchen“, sagte der Schreiber. „Könnten ja mal zusammen einen drauf machen, wie? Ich habe da so 'ne kleine Paninka stehn. Witwe. Hübsche Wohnung. Sturmfrei. Doller Draufgeher! Na, wie wär's denn . . .?“

„Bin versorgt, danke!“ erwiderte Hagmann, dem es darum ging, den schleimigen Kerl loszuwerden.

„Wär ja auch 'ne Sünde“, sagte der Schreiber.

Darauf blickte er nach seiner Taschenuhr, an der ein Bierzipfel hing.

„Sechs!“ rief er. „Mensch, ich muß eben mal ans Telefon! Das Bataillon wartet auf die Stärkemeldung. Bleibste noch 'n Momang?“

„Ich muß auch gehn“, sagte Hagmann aufatmend. „Also: Wiederschaun und Dank nochmals!“

„Bes woll jeck! Nix zu danken!“

Fort war er.

Aus der Saaltür kam ein buckliger Soldat in Drillichzeug, der die Nähte seiner umgewendeten Hosen bürstete.

„Appell, was?“ fragte Hagmann im Vorbeigehen.

„Ja, gewiß. Hannibal ad portas!“ erwiderte der Bucklige, überlegen lächelnd.

Erst auf der Straße fiel es Hagmann ein, daß das derselbe Soldat war, den er bei seiner Ankunft in den Blumen-Sälen mit seiner Frau am eisernen Öfchen im Vorraum sah. Er besann sich auch, daß ihm der Unteroffizier vom Dienst erklärt hatte, der Bucklige sei Rechtsanwalt. Und Hannibal? Das war der Spitzname des Hauptmanns Schütz.

Bestechung, dachte Hagmann. Ich habe den Schreiber regelrecht bestochen. Schmieriger Kerl, das. Zweigroschenheini. Egal. Er wird's machen. Das ist die Hauptsache. Jeder muß zusehn, wie er mit dem Arsch an die Wand kommt. Ich will in Dresden bleiben. Ich lasse mich nicht mehr an die Front schicken!

Serena! dachte Hagmann auch.

Die tönenden Laute ihres Namens legten sich wie ein Bann auf Hagmanns Gedanken.

Die Sprödigkeit Serenas steigerte Verlangen und Leidenschaft maßlos. Sie war wie eine reifende Kirsche, und Hag-

mann empfand sich als Kletterer in den Ästen, aber den Zweig mit der lockenden Kirsche Serena konnte er nicht erlangen.

Versagen spornt in gesunden Naturen den Willen erst recht an.

Nach dem gestrigen Abend im Rosengarten fuhr Arthur Hagmann mit Serena zum Weißen Hirsch und begleitete sie auf den Silberweg. Heimzu benutzte er keine Straßenbahn, sondern ging zu Fuß. Was überlegte er nicht alles! Dieses eigenwillige Mädchen Serena gab ihm Rätsel über Rätsel auf. Sie erlaubte ihm, sie in der Klinik anzurufen. Mittags, von zwölf bis eins. Auch von ihrer Abendschule auf der Portikusstraße durfte er sie abholen. Nach neun Uhr. Treffpunkt Georgplatz. Eingang Rathaus-Kaffee.

Bis dahin hieß es noch drei Stunden warten.

Hagmann beschloß, im Kurfürstenskeller zu essen.

Dort geriet er mit einem Herrn ins Gespräch, der zur gleichen Zeit und am selben Tisch wie Hagmann Platz genommen hatte. Der Fremde sah vornehm aus und war gut gekleidet. Sein Alter mochte fünfzig bis fünfundfünfzig betragen. Er wischte mit dem seidenen Ziertüchelchen aus der Brusttasche sorgsam seine Brille ab, bevor er die Speisekarte studierte. Hagmann hörte nicht, was der Mann bestellte, denn er zeigte nur mit dem Finger auf die Karte, und der alte Kellner nickte.

Als das Essen gebracht wurde, merkten sie beide, daß einer wie der andere Bratkartoffeln und Muscheln in Aspik gewählt hatte.

Der wohlwollenden Bemerkung des Fremden über diesen gleichen Geschmack entgegnete Hagmann irgend etwas Belangloses.

Dann unterhielten sie sich vom Krieg. Entgegen seiner

Gepflogenheit, sich ein Schloß vor die Schnauze zu hängen, gab Hagmann seine Ansicht ziemlich von der Leber weg kund. Er ließ sich fast unmerklich durch die freimütige Art des Mannes verleiten, der ein sehr gutes Deutsch sprach und der ebenfalls unverblümt meinte: „Es ist nichts mehr zu retten!“

Doch als der Fremde sich zu gehen anschickte, reichte er Hagmann die Hand und raunte zwischen den Zähnen:

„Sind unvorsichtig, Unteroffizier! Rate Ihnen gut: Keine so offene Sprache! Sehe, tragen EK Erster. Meine Hochachtung! Und: Glück zu!“

Sprach's, sah Hagmann durchdringend von unten her über die Ränder seiner rahmenlosen Brille hinweg an und ging aufrecht zur Tür, wo er den Kellner wie einen guten Bekannten grüßte.

Hagmann spürte, daß ihm die Hand leicht zitterte, die der Mann gedrückt hatte.

Einen Augenblick beherrschte ihn das Gefühl, als ob das Murmeln der Gäste an den Tischen bedrohlich anschwellte. Sein Blick glitt über die von ungewissem elektrischen Licht beschienenen Gesichter. Er hatte das Gefühl, als ob sich seine Augen mit einer Gazehaut überzögen. Leises Klirren und Klappern der Bestecke in den Händen der Speisenden drang an sein Ohr. Dazwischen klangen Geigenzupftöne aus dem Lautsprecher.

Nur mühsam bekam der Unteroffizier sich wieder in die Gewalt. Ihm war zumute, als wenn er im Gebirge vom sicheren Paßweg abgerutscht sei und, an eine mehr und mehr nachgebende Felsnase geklammert, den Absturz in die gährende Tiefe erwarte.

„Kannten Sie den Herrn, der vom Tisch weggegangen ist?“ fragte Hagmann den Ober beim Bezahlen.

„Der ißt jeden Abend hier. Außer Montag, da haben wir zu“, entgegnete der Ober und steckte den Fünfmarschein in seine Brieftasche, um nach Kleingeld zu suchen. Als er das fragende Gesicht des Unteroffiziers sah, sagte er weiter: „Oberst oder Major. Ich kenn mich da nicht aus. Er kommt manchmal in Uniform mit einem ganz jungen Ding. Könnte seine Tochter sein.“

Vergeßlich kratzte sich der Ober den grauhaarigen Kopf und rechnete murmelnd.

„Lassen Sie nur!“ sagte Hagmann zerstreut, als ihm der Alte Geld herausgeben wollte.

Dieser blickte dem Unteroffizier erstaunt nach. Bei einer Zeche von drei Mark zwei Mark Trinkgeld, das war ihm doch zu reichlich.

Auf der Treppe fühlte Hagmann seine Erregung abklingen. Dennoch sah er sich, sowie er die Waisenhausstraße betrat, nach allen Seiten um.

Nun zeigte die Uhr erst halb acht.

Die Haltung des Offiziers, seine Worte insonderheit, verblüfften Hagmann nachträglich noch mehr. Ihm war in all den Jahren kein einziger Offizier begegnet, der nicht unbedingt an den Sieg glaubte.

Irgendwie stärkte der Vorfall sein seelisches Gleichgewicht, und der Gang zu dem Kompanieschreiber verlor jegliche Unwürde.

List wird zur Notwendigkeit, wenn die Vernunft des einzelnen der erzwungenen Unvernunft der Masse Trotz bieten will. Ein Massenbewußtsein ist unmöglich. Möglich ist nur der krankhafte Rausch, den hetzende Aufwiegler im Volk erzeugen, indem sie nicht geizen mit Versprechungen äußerlicher Art, von denen die entbehrungsgewohnte Masse sich einfangen läßt. Denn die Überzeugungen des einfachen

Menschen stehen und fallen mit dem körperlichen Wohlbefinden. Freßsüchtige finden die Welt wohleingerichtet, wenn es an Fressen nicht fehlt.

Arthur Hagmann war unter solchen und ähnlichen Gedanken von der Waisenhausstraße abgebogen und fand sich auf der nämlichen Straße, in der Serena ihm den Buddha zeigen wollte, der bedauerlicherweise hinterm geschlossenen Schaufenster stand. Drüben das Friseurschild, entfernter ein Haus mit Balkonen in allen Stockwerken, und einige Häuser weiter, auf der linken Straßenseite, mußte der Laden sein.

Hagmann trat in einen Hauseingang und zählte seine Barschaft. Hundertfünf Mark. Unbefriedigt ging er weiter. Vielleicht würde ihm der Händler den Buddha trotzdem geben, wenn er versprach, den Rest am nächsten Tag zu bringen. Dazu gesellte sich die Überlegung, daß der Ladeninhaber gar nicht notgedrungen im selben Haus wohnen mußte.

Natürlich verdeckte der Rolladen das breite Schaufenster. Die Geschäfte schlossen viel früher. Auch die Tür des Hauses war versperrt.

Adolf Kummer, Kunstgegenstände und Antiquitäten, stand in Schnörkelbuchstaben über der Ladentür.

Hagmann sah auf den Klingelschildchen am Türgewände des Haupteinganges nach. Der Name befand sich nicht darunter.

Zu gern hätte er Serena den Buddha geschenkt. Er nahm sich vor, einmal nachmittags hinzugehen.

Im Weitergehen sah Hagmann hinter einem großen, dunkelgrün lackierten Stromlinienwagen mit dem Kennzeichen I A her, der schnell und fast lautlos vorüberfuhr.

Vielleicht fährt Doktor Tsamados solch ein schnittiges Auto, dachte Hagmann.

Insgeheim wurmte ihn doch weiter Eifersucht. Wie sagte der Kellner von dem Offizier? Er kommt manchmal mit einem ganz jungen Ding, das seine Tochter sein könnte! Der Major, oder was er auch sein mochte, zählte sicher in die fünfzig.

Quatsch! Dresden hat doch eine II als Kennzeichen auf den Autoschildern. Doktor Tsamados ist sechzig, sagte Serena. Und das Mädchel kann ja ebensogut wirklich die Tochter des Offiziers sein, der in keiner Weise wie ein Lüstling ausschaute . . .

So bekämpfte Hagmann sein Mißtrauen. Ganz innerlich blieb die Unsicherheit. Er mußte sich zusammennehmen und gewaltsam an etwas anderes denken, um zu verhindern, daß er Serena weiter bei sich verdächtigte.

So schwer sich ein Mensch zu Überzeugungen führen läßt, so leicht greift er Zweifel auf und verfolgt sie, bis sie sich in seiner Einbildung zu Tatsächlichkeiten auswachsen.

Er wollte Serena vorschlagen, Sonntag früh beizeiten nach Weixdorf ins Waldbad zu fahren.

Zehn Uhr wartete Hagmann immer noch vergebens vor dem Rathaus-Kaffee. Ging hin und her, blieb stehen, sah die stiller und stiller werdenden Straßen entlang. Sah auch nach der Zeit, ärgerte sich, daß er dem rheinländischen Strohkopf von einem Schreiber seine Zigaretten gegeben hatte.

Serena kam nicht.

Ob sie mich nicht erkannt hat, weil ich ausnahmsweise Uniform trage? sann er. Blöd, wenn wir Sonntag nicht zum Baden könnten . . .!

Bis halb elf blieb Hagmann am Georgplatz.

Seine Unruhe steigerte sich. Mißtrauen, aus der Luft gegriffenen Verdächtigungen gab er immer mehr Spielraum in

sich. Dann wieder überlegte er, daß Serena ein freier Mensch sei und tun und lassen könne, was sie wolle.

Mit der letzten Straßenbahn fuhr er nach Neustadt.

Vom Münzfernsprecher auf dem Albertplatz rief Hagmann in der Klinik Doktor Tsamados' an.

Schwester Margarete meldete sich. Als sie hörte, wer am anderen Ende sei, rief sie: „Ach ja, Herr Hagmann! Ja, ich sollte Sie morgen früh gleich in Ihrer Dienststelle anrufen und Bescheid sagen, daß Serra ganz plötzlich wegfahren mußte. Mit dem Abendzug nach Saarbrücken. Herr Doktor hat sie noch mit dem Auto zur Bahn geschafft. Zum Abschnappen. Es ging ja furchtbar plötzlich.“

Hagmann dachte an das Auto mit der Berliner Nummer.

„Danke vielmals, Schwester!“ sagte er mühsam beherrscht. Und: Wann kommt sie wieder? wollte er fragen, aber die Worte stockten in seiner Kehle.

„Serra schreibt Ihnen!“ hörte er die Stimme Schwester Margaretes aus dem Hörer. „Gute Nacht!“

„Saarbrücken . . .“, murmelte Hagmann ungewiß und schloß die Augen.

Was sie dort haben mag? Saarbrücken! So weit fort!

Ob sie überhaupt wiederkommt?

Die Schwester sagte Serra. Doktor Tsamados wird auch Serra zu ihr sagen.

Er hatte auf einmal das Gefühl, als ob sich eine Ader in ihm öffne, aus der unaufhaltsam sein Blut rinne.

*

Das Wochenende verbrachte Hagmann in Kirchlitz bei seiner Mutter.

Er half das letzte Fuder Heu von der Mühlgrabenwiese einfahren, wobei er außer einer festgegürtelten Hose nichts

am Leibe trug. Lene Kubasch, eine alte Tagelöhnerin, packte das Heu, und Arthur gabelte ihr schnell zu.

Die Kühe wedelten unaufhörlich mit Schwänzen und Ohren. Auch ihr zuckendes Fell wehrte das Fliegen- geschmeiß ab.

Mutter Hagmann, die den großen eisernen Schlepprechen zog, freute sich über den Eifer Arthurs. Die gute Seele ahnte nicht, warum ihr Sohn so verbissen schuftete.

Nach dem Abladen der Heufuhre bastelte Arthur an seinem Motorrad. Gern wäre er ein Stück gefahren, doch im Tank war kein Tropfen Benzin.

Sonntag abend saß Hagmann hemdsärmelig im Erbgericht unter lauter alten Bauern, die Skat oder Doppelkopf spielten. Es gab nur dünnes dunkles Bier zu trinken. Zuweilen fielen spärliche Worte vom Krieg, aber der sie aussprach, hörte nur Murren und hielt schnell wieder inne, als habe er Unrechtes gesagt. „Spiel aus!“ schrie hier ein Baß, und dort wieder empörte sich jemand: „Bediene, alter Krauter!“

Als Theodor Backe, der Wirt, um zehn die Nachrichten einschaltete, sahen die Männer wohl nach ihren Taschenuhren und verglichen die gegongte Zeit, aber nachher brüllten zornige Stimmen durcheinander: „Mach den Kasten aus! Nischt davon wissen!“

„Wird denn der Krieg bald aufhöörn, Theodor?“ fragte Krause Ewald, ein Gelegenheitssäufer, den Wirt. „Lange kann's doch nich mehr dauern, wie?“

Theodor Backe, dem eine Zeitung hinter dem blauen Schürzenlatz steckte, antwortete, womit er seit Jahren solche seiner Meinung nach ungeheuer dämlichen Frager beschied:

„Wennste wieder Schnaps in Hülle und Fülle saufen kannst!“

Unteroffizier Hagmann fühlte sich abgesondert von dieser Dorfgemeinschaft, die sich alles Fremde drei Schritt vom Leibe hielt. Wenn einer der Bauern das Wort an ihn richtete, so antwortete er lässig, denn er merkte, daß sie nur aus Gnade und Barmherzigkeit mit ihm sprachen.

Schließlich zog er vor, noch ein Weilchen durchs nachtstille Dorf zu schlendern.

Frösche quakten im Teich an der Kirche, milchiges Mondlicht warf ungewisse Häuserschatten über die Straße, von den Wiesen kam Heuduft ins Dorf, und der Brunnen unter der Linde bei der Poststelle gluckerte dunkel.

Im vorgekragten Erker der Pfarre sah Hagmann den alten Pastor Rock pfeifeschmauchend am offenen Fenster stehen. Er schaute vielleicht wegen seinen Bienen nach der Witterung aus.

Nichts von Krieg und Leid, dachte Hagmann. Und dennoch hat man keine Freude. Alles ist ungewiß, verworren, und ich selber bin wie die Zeit: ziellos, planlos, unstet. Das Vergangene läßt auf die Zukunft keinerlei Schlüsse zu. Was wird morgen sein . . . ?

Aber das gähnende Nichts nach diesen Fragen war auf einmal ausgefüllt, als er sich Serenas erinnerte.

Wo wird sie sein in diesem Augenblick? Noch in Saarbrücken? Oder auf der Heimfahrt? Oder vielleicht schon wieder in Dresden? Vielleicht auch irgendwo im Luftschutzkeller.

Scharr bellte hinterm Hoftor. Der Hund war von der Kette losgemacht und streunte nachts frei umher.

„Still, Scharr!“ befahl Hagmann. „Komm her!“

Jappend und quietschend vor Freude fuhr ihm der kräftige schwarze Wolfshund entgegen und versuchte Hagmanns Hände zu belecken.

„Vieh“, sagte Hagmann, „bist du toll!“

Der Hund spürte, daß es nicht böse gemeint war, und ließ nicht von dem Mann, auch dann nicht, als Arthur den Hausschlüssel vom Stallfenster nahm und aufschloß.

Hechelnd trabte Scharr vor Hagmann durch die Futterkammer.

Das Schlagwerk des Regulators in der Wohnstube klang elfmal.

Im aufblendenden Licht sah Arthur, daß die Mutter ihm Brot, Butter, Wurst und Käse, den sie wie niemand so gut zubereitete, hingestellt hatte.

Auf der freien Fläche des mit sauberem Wachstuch bezogenen Tisches lag die Brille Mutter Hagmanns auf einer Zeitung.

Während des Essens fühlte Hagmann vom Anblick der Brille Weichheit in sich aufsteigen. Er hatte ein schlechtes Gewissen vor seiner Mutter, die sich nie merken ließ, daß sie der barsche, lieblose Ton des Sohnes verletzte. Das bedrückende Gefühl, seine Mutter sei gestorben, und nur ihre Brille liege noch da auf dem Tisch wie ein letztes Andenken, breitete sich in ihm aus.

Der Hund schnüffelte und nieste in der Küche. Holzscheite polterten aus dem Korb beim Ofen.

„Scharr!“ rief Arthur. „Was machst du, alter Schwede?“
Aber die Gedanken wichen nicht.

Als Scharr ihn ansprang, ein Scheit in der Schnauze, entwand ihm Hagmann das Holz und streichelte den glatten Kopf des Hundes.

„Mein Guter, freilich!“

Scharr schnappte nach dem vorgehaltenen Stück Wurst, das ihm Hagmann erst nach einigem Veralbern ließ.

Er gedachte der Mutter zum Abschied etwas Liebes zu sagen.

Was er dann doch unterließ.

*

Bevor Arthur Hagmann Montag früh ins Amt ging, machte er vom Bahnhof einen kleinen Umweg zu seiner Wohnung.

Serena hatte eine Karte geschickt, in aller Eile halb mit Füllhalter, halb mit Bleistift geschrieben.

„Lieber Arthur! Vor Abgang des Zuges liebe Grüße. Morgen sechs Uhr bin ich in Saarbrücken. Verzeih bitte die Schrift! Der Füller hat schon Reisefieber. Serena.“

Liebe Grüße, dachte Hagmann, Liebesgrüße? Nein. Er kam sich arm vor. Die flüchtige Kritzelschrift Serenas gefiel ihm nicht.

Vorn auf der Postkarte war ein friesisches Mädchen in kitschiger Buntheit abgebildet. Deutscher Blutadel aus aller Welt, stand in Runenschrift darunter.

Erst nun griff Hagmann nach dem Brief, der unter der Karte gelegen und den er wohl bemerkt, aber fast vergessen hatte. Seine Anschrift stand darauf, Poststempel und Marke fehlten.

Er erkannte Margots steile, mit einer pervers breiten Feder geschriebenen Buchstaben, die auch unordentlich waren, jedoch auf eine andere Weise als die Serenas.

Margot ist doch in Halle, dachte Hagmann beunruhigt, und fetzte den Umschlag auf.

„Nicht schimpfen, Du! Ich bin überraschend angekommen. Warum hast Du auch nie etwas von einem Wiedersehen geschrieben?! Nun hast Du mich hier! Ich wohne

Palast-Hotel Weber, Postplatz. Zimmer 104. Deine Wirtin sagte, Du hättest bis fünf Uhr Dienst. Wenn Du es möglich machen kannst, dann komme früher! Aber rufe vorher an! Ich warte mit offenen Armen! Margot.“

Das war Margot, die jeden zweiten ihrer Sätze mit einem Ausrufezeichen versah und die meinte, alles drehe sich überhaupt nur um sie.

Hagmann telefonierte mit der Klinik.

Serena würde wohl kaum vor Dienstag zurücksein, sagte man ihm.

Nach langem Zögern rief er Margot an, ließ sich für nachmittag freigeben, und fuhr zu ihrem Hotel.

Margot König saß in einem Klubsessel der Empfangshalle und blätterte die ausliegenden Zeitschriften durch. Sie sah verführerischer denn je aus.

Als sie Arthur erkannte, der ein bißchen linkisch mit dem Portier sprach, wischte sie rasch mit der Puderquaste über Stirn und Nase und betrachtete sich in dem runden Spiegel auf ihrer Schminkdose. Langsam, ihrer Wirkung sicher, erhob sie sich und blieb mit vorgedrehten Hüften stehen.

Arthur erblickte Margot jetzt erst. Gewaltsam dachte er daran, daß ihm nach einem Zusammensein mit Margot jener Satz einfiel, den ihm Odette, Monsieur Cléments Tochter, vorbuchstabierte hatte: *Je suis très fatigué.*

„Endlich!“ sagte Margot. „Ich bin mit einem Hauptmann gefahren. Riesig netter Herr! Daß du aber auch nicht Offizier bist, wenigstens Oberleutnant! Er hat mir von seinem Likör angeboten. Du hast ja ein Bärtchen, schau! Steht dir!“

Hagmann hätte beinahe etwas Anzügliches geantwortet. Er begrüßte sie zurückhaltend und mit erzwungener Höflichkeit. Ihre oberflächliche Plauderei mißfiel ihm. Eifersucht

verursachte sie ihm nicht. So gab Margot sich immer: Vor dem Mann, den sie haben wollte, sprach sie von anderen Herrenbekanntschaften, um sich begehrenswerter zu machen.

Entschlossen, sie mit einer Ausrede abzublitzen, ließ er ihre Hand aus der seinen.

„Ich bleib bis Mittwoch“, sagte Margot. „Freust du dich nicht?“

Ihr scheinbar grundloses, girrendes Lachen reizte wie früher.

„Doch, schon“, erwiderte Hagmann. „Nur, weißt du, Margot . . .“

Sie unterbrach ihn.

„Wir gehn einen Sprung hinauf! Ich habe Zigaretten für dich mitgebracht. Schnaps hab ich keinen mehr gekriegt, Löwe hat mich im Stich gelassen, dieser Trottel. Solch eine Hitze! Hier gibt's ganz anständiges Eis mit Erdbeergeschmack.“

Sie hatte sich erhoben, streifte den durchbrochenen Handschuh über die linke Hand, nahm Hagmanns Arm und zog ihn fort.

Auf der teppichbelegten Treppe sagte sie:

„Mir ist so nach dir!“

Arthur merkte, wie die von Margots Nähe entfachte Wollust sich in ihm befreite. Sein rechter Arm hing herab, er fühlte durch ihr dünnes weißes Kleid das Knöpfchen des Strumpfhalters an ihrem Oberschenkel. Von dem rotbraunen Haar Margots ging ein benebelnder Duft aus. Das kleine blaue Schleifchen über ihrem linken Ohr lockte frech.

„Daß du Strümpfe trägst bei der Hitze!“ sagte Hagmann.

„Du liebst mich doch nur d a n n mit nackten Beinen!“

„Wann dann?“

„Tu doch nicht so!“

Hagmann spreizte sich zwar dagegen, und wie er meinte,

mit aller Kraft, aber wie ein lüsterner Weintrinker, der Geld in der Tasche weiß, nicht am Wirtshaus vorübergeht, so hinderte er nicht, daß Margot die Tür des Zimmers verriegelte.

„Küß mich endlich!“ sagte sie.

Ihre Arme legten sich wie Fesseln um seinen Hals.

Er zog sie an sich. Sein rechtes Knie schob sich zwischen ihre Knie und die linke Hand umschloß, als ob kein anderer Platz für sie bliebe, von unten her Margots Brust. Er spürte, daß sie keinen Büstenhalter trug.

Hagmann sah die Dächer des Zwingers durchs Fenster. Helle Sonne lag darauf. Und plötzlich war vor seinen Augen alles in Rot getaucht, es zerfloß, wie der Widerstand in ihm zerflossen war.

„So mußt du sein!“ flüsterte Margot, deren Hände in seinem Haar wühlten. „Nimm mich!“

Ihre Finger blieben in seinem Haar verkrampft und ließen nicht locker, als er sich aufrichtete.

Margot König erhaschte im Fallen auf das Ruhebett den Porzellanknopf der Vorhangschnur und zog den Vorhang zu, indes sie den Mund des Mannes auf ihren bloßen Brüsten spürte.

Sie stammte aus Mainz, dem Rom im kleinen, und war zum zweitenmal geschieden.

*

Mittwoch reiste Margot nach Halle zurück.

„Vielleicht triffst du den Hauptmann wieder!“ sagte Hagmann zum Abschied leichtfertig.

Margot schlug aus dem Abteilstfenster mit ihrem Handschuh nach ihm.

„Bösewicht! Schreib mir bald!“

Ihr überspanntes Lachen klang ihm fremd.

Dann ruckte der Zug an.

Hagmann blieb nur aus einem Rest von Höflichkeit stehen und winkte, bis der Zug aus der Halle dampfte.

Erleichtert verließ er den Bahnsteig. Er war fest entschlossen, ihr keine Zeile mehr zu schreiben.

Donnerstag erhoffte Hagmann einen Anruf Serenas. Er konnte und konnte sich nicht überwinden, den Hörer abzuheben und die Nummer der Klinik zu wählen.

Dieser Donnerstag war der 20. Juli.

Mittags erfuhr die Welt, daß ein Sprengstoff-Anschlag auf Adolf Hitler in seinem Hauptquartier verübt worden sei.

Die göttliche Vorsehung habe den Führer geschützt.

Als Hagmann den Namen des Attentäters, eines Obersten Graf von Stauffenberg, hörte, dachte er an seine Begegnung und die Unterhaltung mit dem Offizier im Kurfürstenskeller. Von dem damaligen Wortwechsel liefen unmittelbare Verbindungen zu der Tat Stauffenbergs, die den Atem der Völker stocken ließ.

Hagmann glaubte, daß das Ganze ungeheure Folgen haben müsse. Heimlich vergewisserte er sich, ob die Pistole des Oberzahlmeisters im Schrank hing.

Allein dieser Zustand dauerte nur bis zur Rundfunkrede Doktor Goebbels', der mit salbungsvoller Stimme alle Erregung glättete.

Ein verschwindend kleiner Kreis verräterischer Offiziere habe, getrieben von verletztem Dünkel und Ehrsucht, dieses gemeine Verbrechen begangen. Bezeichnend sei, daß viele der nach dem unglücklichen Winterfeldzug in Rußland entfernten Generale an dem Attentat beteiligt gewesen wären. Das wiederholte Doktor Goebbels immer neu. Oberst Stauffenberg, der zur besonderen Schande ein Nachfahre Gneisenaus sei, und die ihm verbundenen Verräter befänden sich

hinter Schloß und Riegel, soweit sie nicht Major Remer in der Bendlerstraße erschossen habe.

Nur der Deutsche Gruß, als Zeichen unverbrüchlicher Treue zwischen Hitlers Partei und der Wehrmacht, die allerdings gerade erst ihren schwersten Schlag erlitten hatte, wurde auf Vorschlag Reichsmarschall Hermann Görings anstelle des überlieferten Grußes für alle drei Wehrmachtteile eingeführt. Major Remer bekam für entschlossenes Handeln das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Von Serena fand Hagmann abends einen Brief vor, der ihn sogleich in weiten Abstand zu allem anderen Geschehen setzte.

Serena schrieb aus Klostergrab:

„Ich mußte von Saarbrücken ohne Aufenthalt nach Leitmeritz-Theresienstadt zurückfahren. Da hatte ich eine günstige Gelegenheit, nach Klostergrab zu kommen. Bis Sonntag gedenke ich hier zu bleiben. Meine Eltern freuen sich. Unsere winzige Vogelwiese ist jetzt. Ich habe Angela erklärt, wie sie das Schießgewehr halten muß, dabei ging es — pardauz! — schon los. Wir sind lustig gewesen. Manchmal bin ich aber auch sehr traurig, weil so beängstigend viel Grausamkeit in der Welt ist. Besonders wenn ich allein und nachdenklich bin. Puh! grade war mir's nicht ganz geheuer, ich glaubte, draußen laufe jemand auf und ab. Es war aber der Wind an der Tür. Meine Eltern schlafen schon. Vater wurde ganz trübsinnig, als ich erzählte, daß das ganze Rheingebiet ein Trümmerhaufen ist. Er glaubt es nicht. Wir wollen morgen früh zur Messe. Ich habe durch zwei Alarmnächte in feuchten Kellern einen bildschönen Schnupfen mitgebracht. Eben sind wir mit Mama aus dem Mittelgebirge gekommen. Dort haben wir bei Verwandten Kirschen

geholt. Auf dem Heimweg sind wir mit einem Steirerwagerle gefahren. Ein kleines struppiges Pferdchen war eingespannt. Ich kutschierte. Aber die Peitsche blieb im Halter. Mama schrie immer, ich solle ein bissele anständiger fahren, sonst fiele sie noch heraus. Ich bin lieber im Mittelgebirge, als im Erzgebirge. Vom Kirschenessen habe ich ordentlich Bauchkneipen. Meine Freundinnen hier sind früher mit mir nach Teplitz zur Schule gegangen. Die meisten sind schon verheiratet . . .“

An dieser Stelle hatte Serena den Anfang einer Zeile dick mit Tinte durchstrichen und unleserlich gemacht.

„. . . Jetzt gehn wir abends Kirschen englisch einkaufen. Kennst Du das? Es sind ja bloß Vogelkirschen. Der Baum steht auf dem Pfarracker, weit weg vom Ort. Ich freue mich, wenn Du mich Montag mal anrufst. Servus, mein Lieber!“

Das war Serena, ja.

Wie anders empfand er alles, was sich in seinen Vorstellungen mit Serena verband, als das jüngst Vergangene. Aus der frischen, ungekünstelten Schreibweise Serenas wurde ihm dies besonders deutlich.

Doch nicht ein Sterbenswörtchen vom eigentlichen Zweck ihrer Reise!

Hagmann, der sehr zum Mißtrauen neigte, begann zu grübeln.

Was wußte er überhaupt von Serena? Ihre Lebensumstände schienen ihm einigermaßen bekannt. Doch irgend etwas Dunkles, Unbegreifliches blieb, etwas, das war wie die ausgestrichenen Zeilen in Serenas Brief, hinter denen sich Buchstaben, irgend ein Gedanke, verbargen, Dinge, die sich seinem Fragen entzogen, wenn er mit Serena sprach. Sie verstand

mit nachtwandlerischer Sicherheit allem auszuweichen, wenn er zu fragen begann. Bei Margot König kümmerte ihn die Vergangenheit wenig. Was sie ihm gelegentlich von ihren Abenteuern erzählte, ließ ihn gleichgültig, obwohl er manchmal entrüstet getan hatte.

Und nun diese Reise Serenas . . .

Er entschloß sich, nicht danach zu fragen und abzuwarten, ob Serena aus eigenem Antrieb reden würde. Vielleicht fand er sich dazu bereit, weil er selbst unaufrichtig sein wollte, ja, es sein zu müssen glaubte. Von Margot durfte Serena nie etwas erfahren.

Einstweilen schrieb Hagmann an Serena nach Klostergrab. Es fiel ihm schwer, so zu schreiben, daß seine Erregung nicht zwischen den Zeilen mitzulesen war, und vor allem auch seine Unehrlichkeit nicht.

Noch spät in der Nacht lief Arthur zum Briefkasten, weil er glaubte, daß Serena den Brief eher bekommen würde.

„Bei der Prüfung macht mir nichts solche Sorge wie die alberne Mathematik“, sagte Serena. „Das ist ganz was Abscheuliches. Onkel Preuß, unser Matex-Lehrer, bleut mit Geduld und Spucke an mir herum, es hilft nichts. Aber ich kann nichts dafür, wenn ich Zahlen seh, ist mein ganzes bissel Grips futsch.“

„Ich habe die Zahlen gern“, erwiderte Arthur.

„Wie kann man nur!“ entrüstete sich Serena in komischem Entsetzen. „Warum hast du Zahlen gern?“

„Weil bei den Zahlen Irrtümer mit unbedingter Genauigkeit wie sonst nirgends nachzuweisen sind. Mathematik und Ehrlichkeit haben viel miteinander zu tun!“

„Wie meinst du das: Mathematik und Ehrlichkeit? Das kapier ich nicht. Da müßte also ich ein ganz verlogenes Mädchen sein, wie?“

„Nein, das nicht. Ich wollte nur sagen, daß ein Mensch durch den Umgang mit Zahlen zur Gewissenhaftigkeit und damit auch zur Ehrlichkeit erzogen werden kann. Mit Zahlen kann keiner mogeln.“

„Doch — der Zauberkünstler“, neckte Serena. „Aber im Ernst, du hast recht. Du redest von den unsympathischen Zahlen wie Onkel Preuß. — Nun hör mal, mein Lieber, wir sprechen von was anderem! Ich hab mich heut ohnehin genug geärgert. Wir hatten in der letzten Stunde deutschen Aufsatz. Reizendes Thema: Welchen Forderungen hat die Zeitung im nationalsozialistischen Staat zu genügen? Ich hab meinen Wisch voll Blödsinn geschmaddert und nebenbei Jack

London gelesen. Wenn die Natur ruft. Eine Wolfsgeschichte. Kennst du sie? Wunderbar! — Aber solch ein albernes Thema, nicht?! Wo ich nie eine Zeitung anschaue . . .“

„Wirklich“, sagte Hagmann. „Da hätte ich auch bloß Mist geschrieben.“

Sie gingen durch das abendliche Menschengewimmel des Postplatzes.

Hagmann trug Serenas Schultasche.

„Wenn hier eine Bombe reinsauste!“ sagte er.

„Wünsch nur das nicht“, verwies ihm Serena seine Leichtfertigkeit. „In meiner Heimat fangen neuerdings die Angriffe auch an. Ich habe Angst um meine Eltern.“

Die Schwüle des Tages ließ auch jetzt nicht nach, obwohl die Sonne untergegangen war. Jeder Gegenstand entließ aufgespeicherte Wärme, die unangenehmer als die Gluthitze des Tages berührte.

„Ganz heiß noch“, sagte Hagmann, als er im Vorbeigehen an einen eisernen Laternenpfahl griff.

„Komm, wir gehen durch den Zwinger! Ich sehe das Panthergespann auf dem Opernhaus gern im Abendhimmel“, sagte Serena.

„Den Zwinger muß man doch später aufsuchen, jetzt sind da zu viel Leute“, wandte Hagmann ein.

„Wenn schon“, entgegnete Serena, „ich kümmere mich um niemand.“

Wie ein guter Kamerad hatte Serena Arthur begrüßt. Ihre kleine kräftige Hand schlug wie eine Bubenhand ein. Von ihrer Reise keinen Ton. Hagmann fragte nicht.

Nun aber sagte er:

„Serena, ich hatte Sehnsucht!“

Serena strich mit der Hand am Holzgeländer der Zwingergrabenbrücke.

„Es ist morsch“, sagte sie. „Am Tag sieht man die dicken Goldfische unten schwimmen.“

Nach einer Pause:

„Sehnsucht? Ja, schön, daß du mir das sagst. Aber sag jetzt weiter keine Dummheiten!“

Wieder ihr Wehren gegen eine Erklärung, an die er nicht einmal zu denken gewagt hatte.

„Dummheiten!“ zürnte er.

„Nicht alles auf die Goldwaage legen“, sagte Serena. „Glaubst du denn, daß ich mit dir ginge, wenn mir's gleichgültig wäre?“

„Aber Serena, ich . . .“

Ihre Hand verschloß ihm den Mund.

„Ganz gleich, was du sagen willst. Schweig! Mach doch nicht alles kaputt. Laß uns weitergehen, komm! Du hast im Rosengarten versprochen, geduldig zu sein.“

Er hatte ihre Hand gefaßt, doch Serena entwand sie ihm.

„Dreh dich um!“ forderte sie. „Schau das Kronentor an! Wie wunderbar es sich vom Himmel abhebt, nicht?“

„Eines Tages wird doch alles in Trümmern liegen!“ erwiderte Hagmann mit einer wegwerfenden Handbewegung.

„Sei nicht zänkisch!“ sagte Serena. „Was meinst du überhaupt zu dem Attentat? Aber nein, wir wollen nicht von dieser mißglückten Sache sprechen.“

„Ich habe mir die Folgen anders vorgestellt“, entgegnete Hagmann. „Doch dazu hätte er tot sein müssen. Außerdem meine ich, daß Stauffenberg und die Beteiligten in erster Linie an sich selbst gedacht haben. Zumindestens was die Offiziere angeht.“

„Vielleicht“, entgegnete Serena. „Ich kam gerade von der Stürmer-Baude herunter, als ich's erfuhr. Ich glaubte auch

an viel mehr. Unterwegs hatte ich Heidelbeeren gegessen. Mein Mund war ganz blau geschmiert.“

Hagmann dachte plötzlich an die hellrot geschminkten Lippen Margots, die, ungewaschen, nach dem Aufstehen morgens schon mit dem Lippenstift vorm Spiegel stand.

„Heidelbeeren“, sagte er. „Ich esse auch gern welche.“

„Nur das Pflücken!“ sagte Serena. „Das ist wie verschütete Stecknadeln zusammenlesen. — Macht dir's was aus, wenn ich barfuß gehe?“

Dabei bückte sie sich und riß die Schnallen ihrer Opanken auf.

„Diese blöden Riemchen!“ klagte sie. „Sie reiben mir die Fersen wund. Vater hat keinen guten Hanf mehr zum Nähen. Steck sie in meine Tasche, bitte!“

Bei dieser Gelegenheit ließ Hagmann den Buddha unbemerkt mit in Serenas Tasche verschwinden, den er gestern erworben hatte.

„Hier darf man barfuß gehen“, meinte Serena. „Wie eine indische Tempeltänzerin. Dabei kann ich gar nicht tanzen. Kannst du's?“

„Nicht besonders“, sagte Hagmann. „In Frankreich . . .“

„Erzähl nur, erzähl!“

„Eine Französin hat mir's beigebracht. So zum Zeitvertreib.“ Warum Hagmann log, wußte er selbst nicht, er hatte schon mit siebzehn Jahren sehr gut getanzt.

„War sie hübsch? Wie hieß sie? Bist du oft bei ihr gewesen?“ wollte Serena wissen.

„Odette hieß sie. Ihr Vater war Schneider. Er hat mir den Anzug gemacht, den ich trage.“

„Ja, ihr habt euch in der ganzen Welt herumgetrieben. — Aber sag mal, mein Lieber, in deinem Brief stand, daß du an einem Abend betrunken warst. Warst du da allein?“

„Selbstverständlich!“ log Hagmann entrüstet. „Schrieb ich dir das? Ich hatte eine halbe Flasche Weinbrand von zu Hause mitgebracht. Mutters Zuteilung.“

„Aha“, sagte Serena. „Mir fiel's nur eben ein.“

„Glaubst du's etwa nicht?“ fragte Hagmann betreten.

„Belanglos“, erwiderte Serena. „Je mehr Worte, um so entfernter die Wahrheit.“

Er antwortete nichts auf ihre doppelsinnige Rede.

Sie hatten den Zwingerhof durchmessen und standen auf dem Opernplatz. Spaziergänger gingen an ihnen vorüber. Ein Dampfschiff tutete elbaufwärts. Rechterhand erhob sich der schlanke Säulenbau des Hofkirchenturmes. Mit klatschenden Flügelschlägen flog eine Taubenschar durch die beginnende Dunkelheit.

„Der Pantherwagen!“ sagte Serena und schaute zur Oper.

„So genau habe ich das nie angesehen“, meinte Hagmann.

„Mich interessieren mehr die Linien. Vorm Krieg sah ich den Führer mal auf einem Balkon des Hotels Bellevue. Tausende von Menschen brüllten Heil und: Wir wollen unsern Führer sehen. Er blieb nur eine Minute, hob den Arm und nickte.“

„Schrecklich!“ sagte Serena. „Hier hat der Unmensch sich Wagner-Opern vorspielen lassen.“

„Ich habe in meinem Leben noch keine Oper gesehen. Nur ein Schauspiel, das Käthchen von Schönbrunn, oder was Ähnliches.“

„Käthchen von Heilbronn. Von Kleist“, belehrte ihn Serena. — „Mich nimmt der Doktor manchmal mit in die Oper. Aber nur im Winter.“

„Mh“, brummte Hagmann, in dessen Gehirn die Erwähnung Doktor Tsamados eine Frage auslöste.

„Hat dein Doktor ein Auto?“

„Ja“, erwiderte Serena. „Eine alte Klapperkiste. Den

schönen Sechssitzer haben sie ihm weggenommen. Er bekommt auch nur sehr wenig Benzin.“

Sie überquerten den Opernplatz und gingen langsam nebeneinander über die Augustusbrücke. Es war nun dunkel. Abgeschirmte Lampen warfen längs der Brückeneinfassungen ihre Scheine nach unten. Stromabwärts donnerte ein Zug über die Eisenbahnbrücke.

Serena zog ihre Schuhe wieder an.

Sie betraten das Narrenhäusl gegenüber dem Blockhaus und saßen plaudernd unter anderen Menschen.

Serena erzählte von ihrem gar so dummen Fahrrad, das hinten und vorn klapperte, dessen Schläuche keine Luft hielten und das sie alles in allem derart reizte, daß Serena es um ein Haar auf die Straße geworfen und darauf herumgetrampelt hätte. Der Doktor habe todernt das Fahrrad diagnostiziert und eine beiderseitige offene Lungentuberkulose festgestellt. Er habe die Überweisung zu einem Spezialisten angeordnet. Auch ihr Zimmer beschrieb sie auf eine drollige Weise. Es sei eine richtige Bude, sie habe nicht einmal einen Kleiderschrank. Erst neulich habe sie voller Schrecken gesehen, daß von ihrem Bügeleisen ein Dielenbrett fast durchgebrannt sei.

Dann wollte ihm Serena einen politischen Witz, den ihr eine Klassenkameradin aufgeschrieben hatte, zeigen und mußte dazu in ihrer Schultasche wühlen.

Sie fand den Buddha, der in dünnes weißes Papier gewickelt war.

Ihre grauen Augen wurden groß und dunkel vor Freude. Sie ahnte selbstredend die Zusammenhänge sofort.

Um ihre überquellende Freude zu verbergen, nahm sie den Buddha aus rötlich gebrannter Tonerde wie ein Neugeborenes in beide Hände und sagte:

„Was machst denn du hier, Weisester aller Weisen?“

„Er hat auf die Ausgrabung gewartet“, sagte Hagmann.

„Und der soll mein sein? — — — Das kann ich nicht annehmen.“

„Doch, doch“, bekräftigte Hagmann. „Du kannst mir ja auch mal eine Freude machen!“

„Also, ich dank dir schön! In meiner Biografie wird später stehen: Ihre erste Ausgrabung fand in einer Aktenmappe statt.“

Beide lachten sie sehr.

„Du bekommst nachher von mir einen Kuß, wenn du magst!“ verkündete Serena.

„Ich vergesse das nicht!“ drohte Hagmann.

„Sollst du auch gar nicht.“

Vom benachbarten Tisch warf ein älterer Mann mit scharfen Gesichtszügen wütende Blicke herüber, weil sich seine beiden Zuhörerinnen unaufmerksam nach Serena und Hagmann umdrehten. Der Mann hatte die verschiedensten Abzeichen am Aufschlag seiner längsgestreiften schwarzen Lüsterjacke.

„Aber, meine Damen!“ sagte er erbost. Sein Kinn berührte beim Sprechen den steifen weißen Kragen. Zwei tiefe Falten gruben sich in die glattrasierten Wangen.

„Ich gebe mir ergo die menschenmöglichste Mühe, und Sie hören nicht zu“, fuhr er fort.

„Verzeihung, Herr Studienrat!“ lispelte die jüngere Dame, die trotz der Hitze einen weißen Angora-Pullover trug.

„Nun also“, begann der Studienrat laut.

Die Umsitzenden horchten auf.

Er verkniff den Mund, bevor er weitersprach.

„Über dem Führer steht die Schirmhand der Vorsehung. Das Attentat ist — eo ipso — nachgerade Zeugnis genug.

Ich, als Bereichsleiter der Gauleitung, weiß da ja mehr. Es wäre unverantwortlich, wollte ich dies hier preisgeben. Nur eines: Es wird ein großer Reinigungsprozeß kommen, und Deutschland wird erstarkt und mächtiger als es jemals gewesen ist daraus hervorgehen. Nun also wissen wir endlich, weshalb uns das Glück abhold war, ja sein mußte. Weil korrupte Elemente die Wehrkraft zersetzten und allerorten Sabotage trieben . . .“

Dieser Erguß wurde von schulmeisterlichen Handbewegungen und Grimassen begleitet. Zwischendrein nahm der Studienrat und Bereichsleiter der Gauleitung seinen goldenen Zwicker von der Nase und putzte ihn umständlich.

„Um ein anschauliches Beispiel für Verräter des Imperium Romanum zu geben, nahm Dante Brutus und Cassius, welche Cäsar töteten und in seiner Person eben dieses Imperium verrieten“, klang es weiter in volltönender Gelehrsamkeit. „Michelangelo hatte recht, wenn er meinte, daß die Unantastbarkeit eines von Gott gesandten Herrschers . . .“

„Bitte, laß uns gehen!“ flüsterte Serena. „Der Mann hat Gehirnerweichung in seiner Spitzbirne.“

Arthur verbiß sich das Lachen, denn der kahle Schädel des studierten Herrn lief oben wirklich spitz wie eine Birne zu.

Draußen sagte Hagmann:

„Alles und jedes wird auf Krieg zurechtgebogen. Sogar Michelangelo. Glaub mir, das Attentat nützt Hitler mehr, als daß es Schaden stiftet. Einmal unterstützt es die Legende von der Gottgesandtheit und Unverletzbarkeit des Führers, und zum anderen schafft es die Möglichkeit, eine Entschuldigung für die militärischen Fehlschläge in angeblicher Sabotage durch hohe Offiziere zu finden und eine Besserung für die Zukunft zu versprechen. Den ganz kleinen Kreis glaubt ja selbst das dümmste Rindvieh nicht.“

„Du hast recht“, sagte Serena. „Ereifere dich aber nicht so! Willst du nicht lieber deinen Kuß? Ich freu mich sehr über den Buddha.“

Unter einem Rotdornbaum am Elbufer bekam Hagmann den Kuß.

„Die Hände auf den Rücken!“ befahl Serena. „Die Hände sind das abscheulichste an einem Mann! Stauffenberg hat Bomben damit geschmissen.“

Geschwisterlich, von trocken gespitzten Lippen bekam er den Kuß.

„Wie du mich quälst, Serena!“ sagte Hagmann.

„Nein“, erwiderte sie unwirsch, „ich quäle dich gar nicht. Du quälst dich selbst!“

„Ach was“, sagte Arthur überrascht. Er wollte fragen, wieso er sich selbst quäle, aber Serena ließ ihm keine Zeit zu langem Nachdenken.

„Sieh die Glühwürmchen überall! — Weißt du was? Wir fahren Sonntag nach Zschorna an den Brettmühlenteich baden!“

„Wo ist denn das?“ fragte Hagmann.

Mit der Kleinbahn über Moritzburg, wo das Jagdschloß ist.“

„Gehört habe ich davon, aber dort war ich noch nicht.“

„Du weißt auch reinweg gar nichts. Vertrau dich nur meiner Führung an.“

„Du bist ein Teufel, Serena!“ sagte Hagmann.

„Lieber Teufel als Engel in dieser Zeit“, erwiderte Serena und küßte ihn auf die Wange.

Plötzlich heulten Sirenen über der Stadt.

„Alarm!“ sagte Serena erschrocken und griff unwillkürlich nach Hagmanns Arm.

„Bloß Luftwarnung“, beruhigte Hagmann.

„In paar Minuten kann aber Vollalarm sein. Und wir mitten in der Stadt! Bei Alarm muß ich schnell zur Klinik. Wir müssen doch die Kranken in den Keller schaffen. Schwester Margarete hat heute frei. Jetzt fahren die Straßenbahnen noch. Komm, rasch!“

Eilends liefen sie zurück und fuhren mit der Elf ab Neustädter Markt.

Am Albertplatz stieg Hagmann aus.

Er wußte Genaueres um das Vorhaben Serenas.

Sie würden Sonntag früh mit der Kleinbahn von Radebeul bis Radeburg fahren. Dann noch eine Stunde auf Schusters Rappen weiter.

„Zieh andere Schuhe an, Serena!“ mahnte Hagmann.

„Jawoll, Herr Unteroffizier!“ ulkte Serena. „Servus!“

Als Hagmann sich auf halbem Weg zu seiner Wohnung befand, kam Fliegeralarm. Das schnell hintereinander an- und abschwellige Geheul der Sirenen klang schauerlich über den Dächern.

Hagmann empfand die enge Straßenflucht steiler Hauswände wie einen Panzer, der Bewegungsfreiheit und Atmung hemmte.

Er hatte nicht vor, einen Keller aufzusuchen.

Aber Männer in Luftschutzuniformen hielten ihn auf.

„Runter von der Straße! Marsch, marsch! Sie fliegen von Senftenberg an! Hier rein, heda!“

Hagmann tastete sich den Leuchtpfeilen nach weiter durch einen Flur. Die Kellertreppe war erleuchtet.

Verbrauchte Luft schlug ihm entgegen. Gleichmäßige harte Töne eines Weckers tackten aus dem Lautsprecher des Drahtfunks. Kinder weinten. Von Zeit zu Zeit kamen Luftlage-meldungen, die über Stärke und Flugrichtung der feindlichen Bomber unterrichteten.

„Schtarker Kampfverband iber der Sidlausitz im Anflug auf Dräsdn!“

Kinder, Frauen und ältere Männer saßen oder standen herum, ihr Luftalarmgepäck neben sich. Das Rauchen war im Keller verboten. Halbwüchsige Mädchen schauten Hagmann aus frühreifen, mannshungrigen Augen an.

Er beachtete sie nicht. Den Kopf in die Hand gestützt, saß Hagmann auf einer harten Bank und dachte darüber nach, was Serena in Saarbrücken und in Leitmeritz zu tun gehabt haben könnte. Von allen möglichen Seiten versuchte er Licht in diese Ungewißheit zu bringen. Das Gefühl ließ ihn nicht, ein Mann müsse dabei eine Rolle spielen. Aber was für ein Mann? In welchen Beziehungen sollte er zu Serena stehen? Noch kann ich das nach Belieben wählen, dachte Hagmann bitter.

Entwicklung und Verwirrung wachsen aneinander.

Aber vielleicht war auch alles höchst belanglos, und Serena meinte einfach, daß Schwester Margarete ihn hinreichend am Telefon über Sinn und Zweck der Reise aufgeklärt habe.

Hagmanns Gedanken verhielten und ein kleiner Schimmer von Tröstung stahl sich in all das Ungelöste.

*

Sonntag morgen. Blauer Himmel. Sommerwärme.

Trotzdem blieb Serena während der Straßenbahnfahrt schweigsam und in sich gekehrt.

Erst als sie wohlverstaut in einem der Kleinbahnwägelchen saßen, rückte Serena mit der Sprache heraus.

„Weißt du, was gekommen ist? Ein Fragebogen vom Arbeitsdienst. Ich hab fast geflennt. So eine Gemeinheit!“

„Mußt du fort?“ fragte Arthur, dem schwül geworden war.

„Ich weiß nicht. Aber was soll sonst sein? Ich bin wegen lebenswichtiger Arbeit auf Kriegsdauer zurückgestellt. Der Doktor hatte das alles so schön geregelt.“

„Weiß er schon davon?“

„Nein, noch nicht. Gestern abend lag der Wisch da. Ich dachte, mich rührt der Schlag. Weißt du, der Gedanke, in solch ein elendes Lager gepfercht zu werden, eine erdgraue Uniform anzuhaben, nicht mehr Herr über sich selbst zu sein — das ist mir alles so schrecklich. Jetzt, paar Monate vor der Prüfung, alles aufgeben! Alles wär umsonst gewesen dann! Ich kann das noch nicht fassen. Mein Kopf ist ganz konfus.“

„Man sieht dir's an“, erwiderte Hagmann. „Aber noch ist ja weiter nichts passiert. Warte doch ab. Zeig erst mal Doktor Tsamados den Fragebogen!“

„Werd' ich auch. Gleich morgen.“

Serena blickte durchs Fenster. Ihr frisches, weder von Puder noch Lippenstift verunstaltetes sonngebräuntes Gesicht glühte vor Empörung.

„So ein Quatsch!“

Schon bimmelte der Zug davon.

„Jetzt muß ich erst mal lachen“, sagte Serena. „Das Züggle bimmelt so bis Radeburg. Immer: Bimmbimmbimm! Eine richtige Bimmelbahn.“

Die Mitreisenden im Abteil lachten auch.

„Wir wollen uns den Sonntag nicht verderben“, sagte Hagmann.

„Nein“, entgegnete Serena. „Weshalb auch? Ich zeig den Fetzen morgen meinem Doktor vor. Wenn sie mich aber mit Gewalt holen, dann verschwinde ich über alle Berge. Nach Bayern. Das kann ich dir sagen.“

„Das wäre Fahnenflucht, Serena!“

„Fahnenflucht? Bin ich Soldat?“

„Was Ähnliches, ja.“

„Na, lassen wir das Thema!“

Puffend stöhnte das Bähnle zwischen den blühenden Lößnitzgärten dahin. Obstbäume, behangen von unzähligen kleinen grünen Früchten, Pfirsichsträucher, Bäumchen voll reifer Schattenmorellen, standen überall. Im Garten eines Hauses an den Bahnschienen stand ein steinerner, bunt bemalter Zwerg mit einem Schubkarren.

Serena packte eine Tüte mit Kirschen aus.

„Sie sind schon bißchen weich. Ich hab sie aus dem Mittelgebirge mitgebracht“, sagte Serena. „Du weißt, ich schrieb dir von der Fahrt mit dem Steirerwägle.“

„Ja“, sagte Hagmann, „wo du die Zügel hattest.“

„Das war lustig!“ lachte Serena.

Wechselweise spuckten sie die Kerne aus dem Wagenfenster.

„Wenn du solche Pustebacken machst, siehst du aus wie ein Posaunenbläser“, frozzelte Hagmann und bekam zur Strafe die Tüte entzogen. Doch nur spaßeshalber.

„Hier ist die Meierei“, erklärte Serena.

Es ging durch einen schattigen Grund, in dem ein Bach über moosbraunes Gestein hüpfte. Gelber Hahnenfuß und Springkraut wuchsen am Ufer.

„Friedewald!“ rief der Schaffner, der einen gelben Lederriemen über der Schulter trug, als das Züggle hielt.

Nach wenigen Minuten kam ein dünnes Pfeifen von der Lokomotive und weiter ging's.

Leider waren weder das Moritzburger Jagdschloß noch das berühmte Parkgehege mit den Wildschweinen und Damhirschen von der Bahn aus zu erblicken. Dafür empfahl

Serena Arthurs Aufmerksamkeit den Großteich, als das Bähnle zwischen Teichen auf einem Damm dahinrumpelte.

Mitten im Teich sah man die Liebesinsel, die mit Leuchtturm und Hafen zu den Sehenswürdigkeiten der Moritzburger Umgebung gehört.

„Hier hat August der Starke seine Hoffeste gefeiert“, berichtete Serena. „Einmal hat er die Straße von Dresden bis Moritzburg mit Salz bestreuen lassen, weil er mitten im Sommer per Schlitten nach Moritzburg wollte!“

„Solch ein Unfug“, entgegnete Hagmann.

„Und denk mal, wie teuer damals das Salz war!“

„Freilich. Auf die Liebesinsel konnte er doch aber nicht gut mit dem Schlitten fahren, was? Mitten im Sommer, ha, ha!“

„Die Liebesinsel geht dir wohl nun nicht mehr aus dem Kopf? Du hättest dabei sein mögen, gell?“

„Mit dir, ja“, sagte Arthur.

„Ich wäre Diana gewesen und hätte einen Hirsch geritten. Der Hirsch hätte dich mit seinen Hörnern aufgespießt“, erwiderte Serena fröhlich.

„Hirsche haben doch Geweihe und keine Hörner!“ berichtete Hagmann.

„Na, dann eben Geweihhörner! Aufgespießt wärst du auf jeden Fall worden . . .“

In Radeburg stiegen sie aus. Nach kaum viertelstündigem Gehen hatten sie das stille kleine Landstädtchen in der Röderaue im Rücken und wanderten dem Wald entgegen.

Die Sonne schien strahlend vom blauen Sommerhimmel.

Serena steckte ihr buntes Kopftuch in die große Reisetasche, auf der eine gerollte Decke lag, und blies sich die Löckchen aus der Stirn.

Arthur wollte nicht dulden, daß sie die Tasche gemeinsam

trugen, aber Serena ließ den Henkel nicht los, und sie stritten ein bißchen.

Bis Serena blühende Kartäusernelken auf einem Feldrain entdeckte. Da überließ sie Arthur ohne weiteres die Tasche und stand entzückt vor den kleinen zartroten Stengelblümchen.

„Sieh doch nur! Wie lieb, wie lieb!“ rief Serena entzückt. „Meine Lieblingsblumen! Die kleinen, süßen ... och ...“

Dort kniete das Mädchen Serena in all ihrer Unbefangtheit und himmelte die Kartäusernelken an. Ja, als sie sich ganz darüber beugte, machte sie ein rundes Mäulchen wie ein kleines Mädchen und kusselte dann die Blüten vorsichtig ab.

Herrgottt, dachte Hagmann, laß nur Serena bei mir bleiben!

Im Wald pflückte Serena Heidelbeeren und manchmal kam sie mit einer Handvoll gelaufen. Arthur mußte die Beeren gleich mit den Lippen aus ihrer Hand nehmen.

„Du frißt mir aus der Hand!“ lachte Serena dazu. „Braves, liebes Hundchen, ja!“ Einmal mußte Hagmann die Augen schließen, und dann hatte er den Mund voll harter, grüner Brombeeren.

Neben der Straße lief das breite graue Betonband einer Autobahnstrecke, auf der das Donnern der Motoren nicht abriß.

„Hier vorn ist gleich solch ein schreckliches Arbeitslager“, sagte Serena. „Wo die Straße nach Zschorna abzweigt. Dort links, in dem Birkenwald!“

Hagmann sah die niedrigen Wohnbaracken kaum, die zwischen dichtgrünem Birkengebüsch errichtet waren. Seitlich von den Baracken hängten einige Arbeitsmädchen in Sportkleidung Wäsche auf. Probierende Töne eines Schif-

ferklavieres klangen in die Friedlichkeit, bis ein zu hastig gespielter Ländler daraus wurde.

„Rosesto — hock, Holde — herblüh!“ summte Serena mit. Doch sie hielt inne und seufzte:

„Hach! Arbeitsmaid Serena Gar . . . Kreiner! Nein, Gottvater im Himmel!“

„Reg dich nicht auf!“ mahnte Hagmann.

Bald lichtete sich der Wald, und sie strebten durch eine Kastanienallee der Ortschaft Zschorna zu, die nur aus einem alten Wasserschloß, verschiedenen Gutsgebäuden und einer Mühle mit Gastwirtschaft bestand.

Hinter der Parkmauer wuchsen wilde Hecken, vor denen vom Schloß nicht viel zu sehen war. Vergitterte Fenster in grauem, efeuüberwucherten Gemäuer, eine gewölbte Brücke über den Wallgraben, eine zerbröckelnde Sandsteinurne auf steinernem Sockel.

Die weißbeschürzte Müllerin deckte ihre Tische im Freien mit sauberen weißen Tüchern und ein junges Mädchen trug Vasen mit Kornblumen herbei. Freundlich grüßend schaute die Frau den Vorübergehenden nach.

Hagmann sah, daß das Schwungrad im Giebel der Mühle ruhte. Über der Tür waren Hausmarke und Jahreszahl eingemeißelt.

Am knorrigen Eichenstamm hing ein schiefer Wegweiser: Nach dem Bad!

Riesige Seen breiteten sich in den Wiesenniederungen rechts und links der eichenbestandenen Dammstraße hin, die geradeaus weiterführte. Möven segelten mit gierigem Geschrei überm silberblinkenden Wasserspiegel.

„Von oben muß solch ein Teich wie ein großes Erdauge wirken“, sagte Serena.

„Einfälle hast du!“

„Ja, nicht, wie 'n altes Haus!“

Gelächter.

Auch der Weg, den sie einschlugen, führte auf einem kürzeren, schilfumrandeten Damm entlang, den beiderseits Wasser bespülte. Brombeerhecken, Schilf und Röhricht mit samt den dunkelbraunen Rohrkolben bildeten einen grünen Schirm, der hier und da über den Teich hinweg einen Blick auf das Schloß zuließ.

Trauerweiden tauchten am jenseitigen Ufer ihre mähigen, langen, biegsamen Ruten wie gelbe Nixenhaare ins linsenüberzogene Wasser.

„Schön ist's hier!“ sagte Hagmann, der vor einer Dornenranke, die sich über den Straßenrand schlängelte, zur Seite sprang.

Dunkles, kühespendendes Fichtendickicht nahm die Wandernden auf.

Eine überfahrene Ringelnatter lag breitgequetscht auf der Straße. Ihr platter Kopf war unbeschädigt, und das Maul mit den Sehnenbändern war weit geöffnet, daß die spitzen Zähne hervorstanden, als ob die Natter beißen wolle.

„Armes Tier“, sagte Serena, „es hat doch niemand etwas getan. — Wenn wir den kleinen Berg vor uns geschafft haben, sind wir bald am Brettmühlenteich, hörst du den Lärm?“

Der Teich erstreckte sich lang zwischen dunkelgrünen Kiefernwäldern. Die Nordseite begrenzte wiederum eine wallartige Dammaufschüttung mit knorzigen, breitästigen Eichen. Längs des Ufers hatten Badegäste ihre Hängematten an Baumstämmen befestigt oder Decken auf den Boden gebreitet. Kinder tollten mit großen bunten Gummibällen umher, Grammophone spielten: Denn wir fahren gegen England . . .!, ein weißes Segelboot flitzte durch die algengrüne Flut. Hier und dort schwammen Badende, von denen nur

die Köpfe aus dem Wasser blickten. Am jenseitigen Teichufer ragten fabeltierähnlich und schwarz aussehende Stöcke aus dem Wasser.

Serena führte Arthur zu einem entlegneren Plätzchen in der Nachbarschaft eines Zeltens, aus dem Schnarchen drang. Da waren sie ungestört.

Bald wehten ihre leichten Kleider an den Zweigen einer Ufererle. Serena zog den Badeanzug unter der Decke über.

Sie watete als erste ins Wasser.

„Zur Sandbank!“ rief sie plantschend. „Los, wir schwimmen zur Sandbank!“

Auf Serenas nackten runden Schultern und auf ihrem schlanken, biegsamen Rücken perlte Wasser. Ihre schmalen, hohen Beine standen bis zu den Waden im Wasser. Wie winzige Edelsteine hoben sich die glitzernden Tropfen von der braunen Haut ab. Serenas Oberschenkel waren an den Innenseiten rank eingebuchtet wie bei einem Knaben.

„Serena!“ rief Arthur, „Serena!“

Ein Schwall Wasser von ihren schöpfenden Händen spritzte ihm entgegen.

Als seine Arme nach ihr griffen, warf sich Serena blitzschnell ins Wasser und schwamm tauchend davon.

„Nixe!“ schrie er. „Du verdammte Nixe!“

Doch seine raschen Kraulstöße nützten nichts.

Serena schwamm und tauchte wie eine Forelle.

Nur manchmal war ihr Gesicht dicht vor ihm, prustend und lachend und zu Schabernack bereit. Dann wieder sah er nur ihr aufgelöstes Haar wie eine Fohlenmähne vor sich auf dem Wasser ziehen.

Später, als Hagmann schmorend im Sonnenglast auf der Decke lag und Kiefernnadeln kaute, saß Serena neben ihm und kämmte ihr Haar.

„Du setzt gar keine Badekappe auf, Serena?“ verwunderte er sich.

„Ich bekomme Kopfschmerzen davon“, antwortete sie.

„Aber mußt du dann nicht dauernd zum Friseur?“

„Ich? Nein! Das kommt nicht in Frage. Ichbürste und kämme mein Haar selbst, wie du siehst. Es wird jede Woche mit Kamille gewaschen. Mit solch einem Dutzendkopf vom Friseur mag ich nicht rumlaufen.“

Dann lag Serena so eng neben Arthur, daß er den erfrischenden Duft ihrer Haut bei jedem Atemzug einsog. Ihre Arme waren hinter dem Nacken verschränkt, und in ihrer flaumigen Achselhöhle spielten die Sehnenbänder, wenn sie sich rührte.

Wie gern hätte er seine Hand dort hineingelegt, wie gern auch hätte er die ein wenig geöffneten Lippen Serenas geküßt!

„Der Buddha steht über meinem Bett!“ sagte Serena. „Er bewacht mich.“

„Vor wem bewacht dich der Buddha, Serena?“ fragte Hagmann.

„Vor den Menschen“, erwiderte Serena. „Nicht vor dir. — Aber vielleicht für dich . . .“, setzte sie nach einer Weile hinzu.

„Serena . . .!“

„Ja, Lieber.“

„Serena, darf ich dir denn niemals sagen, daß ich dich sehr lieb habe?“

„Doch, Arthur. Ich liebe dich ja auch!“

*

Abends versäumten sie den letzten Zug.

„Kein Wunder“, sagte Serena.

Hand in Hand waren sie durch den Zschornaer Park gegangen, in dem Bäume sich über verschwiegenem Weiher neigten und unermüdlich Vögel zwitscherten. Sie standen vor einem eisenzaunumhegten Grab, auf dessen Marmorplatte eine Freiherrnkrone prangte. Ulrich von Boxberg, waren große Blockbuchstaben mit dem Fäustel in den Marmor eingegraben.

Ihre Hände lagen nebeneinander auf der rostroten Umzäunung und Serena sagte:

„Wir haben beide so kleine weiße Pünktchen auf den Fingernägeln, du. Das bringt Glück!“

Und jetzt standen sie auf dem Bahnhof und hatten Unglück. Das Zügelle war davon.

„Zum Kuckuck!“ sagte Serena. „Das ist Murks! So sagt man doch auf Sächsisch, nicht?“ Ihr Zeigefinger strich auf dem Fahrplan an der Wand umher.

„Früh nach vier geht der erste Zug“, sagte sie.

„Schön!“ entgegnete Hagmann.

„Ja, ich glaub gar, du freust dich?“

„Tu ich auch!“

„Du schlechter Mensch! Geh, lös lieber Fahrkarten für morgen früh! Wir müssen schaun, daß wir ein Zimmer kriegen.“

„Eins?“ fragte Hagmann.

„Zwei natürlich“, versetzte Serena.

Aber im Bahnhofs-Hotel waren sämtliche Zimmer belegt.

Der glatzköpfige Wirt wiegte den Kopf und klemmte einen Bleistiftstummel hinters Ohr.

„Wenn die Herrschaften bis zehne warten wolln?“ sagte

er. „Mir soll's recht sein. 'S kann passieren, daß das Ehepaar von Zimmer drei nich kommt. Drei is 'n Doppelzimmer.“

Die beiden warteten und bekamen das Zimmer.

Hagmann füllte getrennte Meldezettel aus, die der Wirt verständnisvoll gelten ließ. Er gab den Herrschaften sogar eine Weckuhr, um sich die Mühe des zeitigen Aufstehens zu ersparen.

Serena schaltete zwar das elektrische Licht beim Eintreten ins Zimmer an, doch löschte sie es sofort wieder, als sie sah, daß die weit geöffneten Fenster nach dem Bahnhofsvorplatz hinaus nicht verdunkelt waren.

„Da wären wir“, sagte sie. „Husch, husch, in die Heia!“

Arthur entledigte sich seiner Kleider und hörte, wie Serenas seidiges Zeug im Dunkeln raschelte.

Die Betten standen nebeneinander.

„Wenn ich im Bett bin, mußt du kommen und mir einen Gutenachtkuß geben“, sagte Serena. „Bist du auch so todmüde wie ich?“

„Auch“, sagte Arthur. „Darf ich jetzt kommen?“

„Komm!“

Serena bot ihm den Mund. Ihre Lippen waren rissig von der Sonnenbestrahlung.

„Sei ein Mann!“ mahnte Serena an Arthurs Ohr. „Hast du mich auch richtig lieb?“

„Ja! Wie du nur fragen kannst!“

„Beweis es mir!“

„Was soll ich denn tun?“

„Geduldig sein. Und dich jetzt schlafen legen, bitte!“

„Verlangst du das?“

„Natürlich. Ich verlange es. Ich bin mit mir streng, und deshalb muß ich auch streng mit dir sein.“

„Ich werde dich immer lieben, Serena!“ sagte er.

„Versprich mir nichts. Wir wollen ganz still nebeneinander liegen und kein Wort mehr sprechen. Nur aneinander denken.“

Als Arthur sich niedergelegt hatte, fühlte er Serenas suchende Hand auf seiner Stirn.

Er küßte die kribbelnden Finger und schlief nach kurzer Zeit ein. Ihre Hand blieb zwischen Hagmanns Händen auf seiner Brust. Wie ein scheuer Vogel, der sich vor der Gewalttat versteckt.

Wenn aber solch kleiner Vogel sein zitterndes Leben im Gefieder des Adlers birgt, ist er am sichersten den Fängen des Mächtigen entrückt. —

VII

Ende September bekam Unteroffizier Hagmann den Versetzungsbefehl, nachdem er wiederum eine Nachuntersuchung über sich ergehen lassen mußte.

Er reiste zusammen mit zwanzig weiteren Unteroffizieren und Mannschaften. Alles ging sehr überstürzt. Unter den Versetzten befand sich auch der erste Schreiber aus den Blumen-Sälen. Er erklärte Hagmann: „Als der neue Spieß kam, Jung, da wehte von ungefähr 'n Wind!“ Hagmann ließ den affigen Rheinländer links liegen, dessen Großsprecherei sich zusehends in Unterwürftigkeit zu verwandeln schien. Seinen linken Ringfinger zierte neuerdings ein zweiter, ebenso protziger Ring aus Silber.

Arthur hatte Serena nur telefonisch von der Abreise verständigen können. Sie sahen sich nicht mehr. Und das war für ihn das Schlimmste.

Er spürte während der Eisenbahnfahrt nur einen gleichbleibend ziehenden Schmerz hinter der Stirn. Er haßte die Mitreisenden, den Zug, die draußen vor den Fenstern weggleitende Landschaft. Mehr und mehr drängte sich Hagmann die Empfindung auf, daß Serena und jedes Geschehen um sie von gewaltigen Krallentatzen aus seiner Seele gerissen würden.

Als sich in Hagmanns Gedanken der Begriff Erinnerung im Zusammenhang mit Serena bildete, erschrak er furchtbar.

Erinnerung? Nein und noch einmal nein — Serena muß immer Gegenwart bleiben!

Aus einem Dorf in der Nähe Bautzens, wo ein unangenehmer rundbäuchiger Hauptmann namens Frins seine Geschäfte von einem noch unangenehmeren Hauptfeldwebel erledigen ließ, wurde Hagmann nach zwei Wochen über Reichenberg nach Josefstadt im Protektorat weitergeleitet. Zentral-Ersatzteil-Lager 104 hieß seine neue Einheit.

Während dieser Fahrten richtete Hagmann sein Augenmerk immer wieder auf eine Gelegenheit zum Klauen einer Pistole, aber die Soldaten und Unteroffiziere des Ersatzheeres trugen, außer der SS, keine Waffen, nicht einmal Seitengewehre, und Offiziere fuhren ja zweiter Klasse.

Jedoch auch in Josefstadt sollte Hagmann noch nicht zur Ruhe kommen. Kurz vor Weihnachten mußte er wiederum weiter zum Grenadier-Ersatz-Bataillon 476 nach Leitmeritz an der Elbe. Obwohl Hagmann in einem rasch abgefaßten Gesuch geltend machte, daß sein Ersatztruppenteil die Panzerjägerabteilung 4 sei, nahm er den Versetzungsbefehl ziemlich gleichgültig hin.

Ja, während der Fahrt durch das böhmische Flachland auf Prag zu besänftigte sich sein innerliches Hadern, denn er dachte daran, daß Leitmeritz im Sudetenlande, also in der Nähe von Serenas Heimat sei.

Unteroffizier Hagmann führte wenig Gepäck bei sich: einen Wäschebeutel und die Meldekartentasche.

Im Wäschebeutel befanden sich mehrere Briefe Serenas, die ihn erst nach Umwegen und verspätet erreichten.

Während der Fahrt las er die Briefe immer wieder, und Bruchstücke daraus beschäftigten ihn so ausschließlich, daß ihm die Zeit wie im Fluge verging.

An einer Stelle schrieb Serena:

„Nur oft, sehr oft muß ich jetzt daran denken, wann und wo wir uns einmal wiedersehen. Fast scheint es so,

als sollte es lange nicht werden, oder gar nie mehr. Es soll wohl so sein, und ich bin in der glücklichen Lage, das zu erkennen und einzusehen. Unser Denken wird tagtäglich ungewisser. Als ich las, daß Du in Josefstadt bist, suchte ich diesen Ort gleich auf der Karte und wußte, wie nah Du dem Sudetenlande bist. Du schreibst in Deinem Brief, als ob Du überhaupt nie mehr einen Urlaub bekämst. So schlimm wird es doch wohl auch nicht sein? Man wird ja ganz unglücklich darüber.“

Glückliche Lage? Erkennen und einsehen? sann Hagmann, und die Worte verursachten ihm Schmerz.

An einer anderen Stelle hieß es:

„Du darfst nicht von mir verlangen, daß ich eine gutbürgerliche Frau werde, dazu denke ich viel zu natürlich und frei. Es spielt die ganze Umgebung und Luft eines Menschen eine wichtige Rolle in seinem Wesen und Denken. Ich bin manchmal so schwankend. Du kennst mich doch und hast selbst gesagt, wir wollen mit allem bis Kriegsende warten. Wie schrecklich Du von meinen Vorstellungen der Ehe schreibst! Wir wollen beide innerlich größer und reifer werden, damit wir später uns dann alles recht leicht und schön gegenseitig machen können. Aber das wird die Zukunft erweisen. Vielleicht wird es später wirklich einmal, daß wir zusammen sind.“

Besonders dieser letzte Satz traf Hagmann wie ein Schlag.

Und merkwürdig berührte ihn auch, als Serena auf seine Klagen über die Unsauberkeit der Tschechen in ihren Gastwirtschaften antwortete, daß er die Tschechen auf keine derart niedrige Stufe stellen dürfe, das verdienten sie nicht. Vielleicht wollten sie nur, daß die Deutschen sich in den Gasthäusern nicht wohlfühlten. Er müsse einmal bedenken,

was die Deutschen tun würden, wenn die Tschechen so in Deutschland eingedrungen wären . . .

Hagmann suchte nach Zusammenhängen, nach einer Begründung dieser Äußerung im Wesen Serenas, aber er fand nichts, nur sein Argwohn stieß sich daran. Waren es nur ihr gerechter Blick und ihre duldsame Menschenfreundlichkeit, die sie zu einer solchen Verteidigung der Tschechen bewogen? Oder was sonst konnte sich dahinter verbergen?

Am 9. Oktober schrieb Serena aus Klostergrab:

„Sonnabend hat nun auch Dresden seine Feuertaufe erhalten. Das Wettiner Viertel hat daran glauben müssen. Das Gewerbehaus ist zur Hälfte weg. Wettinerstraße, Annenstraße, Ostra-Allee, Hamburger Straße und überhaupt die Umgebung des Postplatzes (Du kennst Dich ja gut aus), sind getroffen. Ich fuhr sofort nach dem Angriff zur Stadt, weil ich doch heim nach Klostergrab wollte übers Wochenende. Aber ich kam nur bis zum Neustädter Bahnhof. Die Gleisanlagen der Rundbahn waren zerstört, und so mußte ich halt wohl oder übel zu Fuß zum Hauptbahnhof. Mitten durch Rauch, stinkende Luft, Steine und Trümmer. Am Wettiner Bahnhof waren die Straßenbahnschienen aus dem Pflaster gerissen und standen in die Luft. Plötzlich fingen Leute an zu schreien, es wäre wieder Vollalarm, und wir waren doch mitten in der Verwirrung. Ich lief aber weiter bis zum Hauptbahnhof. Es stellte sich heraus, daß gehässige Menschen das mit dem erneuten Alarm nur aufgebracht hatten. Im großen und ganzen ist der Schaden aber, Gott sei Dank, nicht so schlimm, wie er sich anhört.“

Hagmann lebte im Geist nochmals die helle Aufregung durch, in der er sich befand, als er hörte, daß Dresden an-

gegriffen worden sei. Er hatte Serena in den schlimmsten Lagen gewähnt.

Schließlich hieß es im letzten Brief vom 4. Dezember:

„Ich fahre übermorgen wieder nach Haus, denn ich weiß jetzt nicht, wie lange mir überhaupt noch diese Möglichkeit bleibt. Neuerdings schreibt auch mein Schwesterlein nicht mehr aus Norwegen, wo sie sich hat trauen lassen. Sie ist Nachrichtenhelferin. Ihr erster Mann ist gefallen. Ich habe es Dir einmal erzählt. Zwei Jahre war sie fast nicht mehr zu Haus. So will wenigstens ich versuchen, meinen Eltern über das Ärgste mit ein bisschen froher Laune hinwegzuhelfen. Vorhin fuhr ich rasch mit dem Rad zur Post. Da begegnete mir ein Schornsteinfeger. Leider hatte ich zu sehr Eile, um einen Knopf festzuhalten. Das ist ein Aberglaube bei uns im Sudetenland. Sonntags gehen keine Reisezüge mehr. Aber ich fahre mit dem Rad heim. Der Doktor gibt mir gern ein paar Tage mehr Urlaub. Meine Arbeitsdienst-Angelegenheit hat er auch geregelt. Vorläufig wird wohl nichts zu befürchten sein. Lieber Arthur, da fällt mir ein, daß Du und ich schon sehr lang nicht mehr miteinander gesprochen haben. Wenn es geht, rufe mich doch einmal in der Adventszeit an. Denn das sind die Tage, wo man sich mit allen Lieben eine vertraute Minute wünscht.“

Mit allen Lieben, dachte Hagmann. Doch beruhigte ihn der Abschluß des Briefes auch irgendwie, weil er daraus zu entnehmen glaubte, daß Serena sich nach ihm sehnte.

Sei lieb und froh begrüßt! stand unter fast jedem Brief.

In Prag war Fliegeralarm.

Unteroffizier Hagmann hatte drei Stunden Aufenthalt, und glücklicherweise dauerte der Alarm nur kurze Zeit.

Er fuhr mit der Straßenbahn zur Stadt, in der er sich nicht im geringsten auskannte.

Zum Abend aß er in einem tschechischen Speisehaus Alt-Prags, wo Kellner und Gäste unwahrscheinlich leise sprachen, so daß Hagmann, angeheimelt, länger als beabsichtigt sitzenblieb. Das Gedeck: Blumenkohlsuppe, Pflaumenknödel mit zerschmolzener Butter und ein Schüsselchen Mandelpudding, mundete ihm vorzüglich. Nur der Pudding schmeckte nach Süßstoff.

Vom Kellner kaufte Hagmann dünne tschechische Zigaretten, das Stück für zwei Mark.

Gern wäre er eine Nacht in Prag geblieben, und er kämpfte mit einem Entschluß. Feldwebel Hösten aus Josefstadt schwärmte oft von den Schönheiten Prags: von Hradschin, Wenzelsplatz, Karlsbrücke und anderen mehr.

Unschlüssig ging Hagmann durch eine enge Gasse mit altertümlich engen Häuserzeilen.

Manchmal kam es gewiß vor, daß ein gutmütiger Streifendienstler an der Bahnhofssperre beide Augen zudrückte, allein, dies hieß sich auf einen Zufall verlassen. Hagmann fürchtete weniger die Bestrafung, als die Scherereien und das verletzende Gebrüll der Vorgesetzten, wenn man mit zusammengekniffenen Hinterbacken, vorgewölbter Brust und anliegenden Händen stramm dastehen mußte, indes einen der Spieß oder ein anderer Vorgesetzter abkanzelte. Vor lauter Ans-Haltung-Denken kam man nicht zur Verteidigung, und dies war wohl endlich auch der Zweck der Übung.

Die Straßen wimmelten nur so von Menschen, darunter auffallend vielen Soldaten verschiedenster Waffengattungen. Am zahlreichsten waren die SS-Uniformen mit ihren Totenkopfabzeichen.

Auch in einem Kaffeehaus nahe des Pulverturms, unter

dem sich Hagmann einen Teil der alten Stadtbefestigungen dachte, kamen aller Augenblicke SS-Führer mit ihren Dämchen durch die Glasdreh tür. Hochgewachsen, mit nüchternen Gesichtern, herausfordernd in ihrer betonten Deutschheit, schritten sie wie frisch aus dem Ei gepellt einher. Das Licht glänzte auf blanken Stiefeln, ledernen Hoseneinsätzen und Pistolentaschen.

Hagmann glättete wiederholt unwillkürlich sein unvorschriftsmäßig langes Haar, als er der nackten sauberen Hinterköpfe unterm Rand der Schirmmützen ansichtig wurde.

Er rauchte und trank Kaffee, der vom Zusatz bitter wie schlechte Medizin schmeckte. Ringsum raschelten Zeitungen vor den Gesichtern anderer Gäste. Der große, durch kostbare böhmische Kristalleuchter erhellte Raum war voll besetzt.

Der Unteroffizier vernahm auf einmal die radebrechende Tuschelstimme des jungen tschechischen Kellners an seinem Ohr:

„Woll'n der Herr Leitnant Schnaps?“

„Unteroffizier!“ verbesserte Hagmann.

Als er dem Kellner ins pfiffige Gesicht blickte, merkte er, daß dieser ihn uzte und den Dienstgrad sehr wohl kannte.

„Alles miteinander Herr Leitnant“, sagte der Kellner, undurchsichtig lächelnd.

„Was für Schnaps?“ fragte Hagmann, der wohl wußte, daß der Ausschank geistiger Getränke verboten war.

„Zwetschgenschnaps.“

Der Kellner brachte eine gewöhnliche Kaffeetasse aus dickem Porzellan, und es blieb Hagmanns eigene Sache, zu entdecken, daß der Tassenkopf zur Hälfte Schnaps enthielt.

Vom scharfen Geruch des Fusels wurde Hagmann regelrecht abgeschüttelt. Das wiederholte sich in noch stärkerem

Maße, als er nippte. Wie Feuer brannte das Zeug am Gaumen. Aber die Zigarette schmeckte noch einmal so gut beim Trinken.

Hinter einer Zimmerpalme im Fayencekübel liebäugelte ein Mädchen herüber. Hagmann wußte nicht, ob sie ihn meinte. Sie hatte einen hauchfeinen schwarzen Schleier mit eingewebten Pünktchen vor den dunklen, sprechenden Augen. Bei ihren angelegentlichen Blicken lüpfte sie den Schleier ein wenig.

Auch von diesen Sachen hatte Hagmann aus Feldwebel Höstens Mund erfahren, und Hösten hatte eine trockene, aufreizende Art, derartige Erlebnisse wiederzugeben.

Arthur Hagmann spürte Nachgiebigkeit, ja, er nickte dem Mädchen zu, doch wagte er noch kein Lächeln, und das bloße Nicken blieb unbemerkt, obwohl das Mädchen es sicherlich erwartete.

Doch nachher gingen ein Hauptmann und ein Feldwebel in Stahlhelmen von Tisch zu Tisch und prüften Soldbücher und Reiseausweise der Soldaten.

„Sie fahren weiter nach Leitmeritz!“ sagte der Feldwebel im Befehlston zu Hagmann, der aufgestanden war. „Wann geht Ihr Zug?“

„Einundzwanzig Uhr sieben“, erwiderte Hagmann. „Ich wollte nur die Wartezeit abkürzen, Herr Feldwebel.“

„Schon gut. Versäumen Sie den Zug nicht! Heute sind verschärfte Kontrollen.“

Unteroffizier Hagmann sah, daß der Feldwebel eine lange genähte Rißwunde unter dem rechten Auge hatte und daß das starre Auge aus Glas war.

Pünktlich einundzwanzig Uhr sieben Minuten fuhr Hagmann.

VIII

In Aussig mußte Unteroffizier Hagmann umsteigen.

Die Warteräume des Bahnhofes lagen voller Gepäck: Koffer, Rucksäcke, Tornister, Gewehre, Gasmasken, Brotbeutel. Hagmanns Gasmaske steckte zuunterst im Wäschebeutel. Sie war unbequem zu tragen.

Frierende Gestalten hockten auf den Gepäckstücken. Manchmal trugen Rotkreuzschwestern in gestreiften Kitteln dampfende Blechkannen oder Essenkessel durch die düstere Halle.

Ein Mann, der seinen Mantelkragen vor dem Schneegestöber hochgeklappt und einen dicken Wollschal um den Hals gewunden hatte, bat Hagmann um Feuer. Auch dieser zündete seine Pfeife an. Es stellte sich bald heraus, daß der Fremde ebenfalls nach Leitmeritz wollte und dort zu Hause war.

Im Zugabteil fragte Hagmann nach diesem und jenem. Er erfuhr, daß Leitmeritz rund achtzehntausend Einwohner zähle, daß es viele Schulen und einige Klöster beherberge, und daß die im Elbtal gelegene Stadt ihres milden Klimas wegen mit Vorliebe von ausgedienten Beamten als Ruhesitz erwählt würde. Eine Brücke führe über die Elbe nach Theresienstadt hinüber, wo das Konzentrationslager sei.

„Konzentrationslager?“ fragte Hagmann.

„Na ja, wo die Eingesperrten sind.“

„Wen sperrt man denn da ein?“

„Aber das sollten Sie doch wissen!“ erwiderte der Fremde.

„Juden sind in Theresienstadt. Morgens marschieren sie in

großen Trupps durch die Stadt zur Arbeit. Die Hintermänner müssen immer den Vordermännern die Hände auf die Schultern legen. An den Seiten gehn schwerbewaffnete SS-Leute mit Hunden. Da sieht man am besten gar nicht hin . . .“

„Das ist öffentlich zu sehen?“ fragte Hagmann.

„Freilich“, sagte der Fremde, dem das Erstaunen seines Gegenübers unverständlich schien.

„Wohnen auch Tschechen in Leitmeritz?“

„Selbstverständlich“, gab der Mann Auskunft. „Sehr viele.“

„Und die sehn das auch?“

„Warum sollten sie nicht? Natürlich sehn die's auch! Ich bin selber Tscheche.“

Diese Eröffnung überraschte Hagmann. Er mußte flüchtig an Serena und ihre verteidigenden Worte für die Tschechen denken.

Als er sich gegen Mitternacht vor dem Oberen Bahnhof in Leitmeritz von dem Mann verabschiedete, wußte er ungefähr den Weg, der zur Kaserne führte.

„Über den Markt und dann immer links hinaus. Sie können gar nicht fehlgehn“, sagte der Tscheche.

Hartgefrorener Schnee knirschte unter Hagmanns Stiefelsohlen. Kalter Winterwind strich durch die Straßen. Schneeflocken wirbelten.

Hinter dem Marktplatz mußte Hagmann einer Streife Soldbuch und Marschbefehl vorzeigen. Taschenlampenlicht blitzte ihn an.

„Grenadiere, aha!“ sagte der Streifenführer. „Immer schön hier weiter. Bis die Straße ansteigt. Da ist rechts eine Tankstelle. Oben siehst du dann schon den Kasernenbau.“

Das Zurechtfinden war denkbar einfach.

Irgendwo bimmelte eine Glocke dünn über verschneiten Dächern.

Hier sind die Leute katholisch, dachte Hagmann.

Er wurde im kalten Winterdunkel das graue Bild nicht los, das sich nach und nach hinter seiner Stirn geformt hatte:

Marschierende Häftlinge aus Theresienstadt. Trapp, trapp! auf dem Kopfsteinpflaster. Immer trapp, trapp! Vielleicht machten seine eigenen harten Schritte, die ihm in den Ohren hallten, das Bild so überaus deutlich. Die Hintermänner müssen den Vordermännern die Hände auf die Schultern legen, hatte der Tscheche im Zug erklärt. Da sieht man am besten gar nicht hin . . .

Noch nie begegnete Hagmann solchen Menschen. Ja, einmal, in Polen, sah er abgemagerte Arbeiter in zerrissenen städtischen Kleidern Trümmer beseitigen, und man sagte ihm, daß das Juden seien. Deutsche Polizisten bewachten die Arbeitenden, und einer versetzte einem Juden, als er sich aufrichtete und schneuzte, Tritte in den Hintern, daß der Jude längelang hinfiel.

Hagmann fühlte ähnlich bedrückende Gedanken herannahen wie damals, als er das Fort Zinna betrat. Auch ihn, meinte er, würde hier nichts Gutes erwarten.

Der auf und ab gehende Posten vorm Kasernentor grüßte den Unteroffizier nicht. Anscheinend wurde das bei der Infanterie nicht mehr so genau genommen. Hagmann war es zudem gleichgültig.

Vom Wachhabenden bekam er eine Stube im ersten Stock angewiesen. Es war bald wie bei der Ankunft in Dresden. Auch mit zwei Decken versah ihn der Wachhabende.

„Da bist du zum richtigen Sauhaufen gekommen“, meinte der Unterfeldwebel.

Arthur Hagmann vermochte sich gleich zu Anfang des Eindruckes nicht zu erwehren, daß die Blumen-Säle Gold gegen das waren, was ihn hier erwartete.

Die für Zugänge bestimmte Übernachtungsstube war ein elendes, ungeheiztes Loch. Es wurde von den Ankommenden nur in der ersten Nacht benützt. Das Stroh lag blank in den Bettgestellen. Eine Fensterscheibe ließ Zugluft herein. Hagmann fror es wie einen jungen Hund. Er ärgerte sich maßlos, nicht doch in Prag geblieben zu sein, so daß er am Tage hier eingetroffen wäre. Das vors Fenster gerückte Spind schaffte keine Abhilfe. Schnee wehte herein. Licht durfte wegen der fehlenden Verdunkelung nicht angeknipst werden.

Die gelbe Flamme eines angerissenen Streichholzes zeigte Hagmann einen schmutzigen Tisch und mehrere unordentlich herumstehende Schemel. Lichtwachs klebte auf den Schemeln. Mit Asche gefüllte Konservendosen, abgegriffene Spielkarten und eine kaffeebegossene Zeitschrift Das Reich lagen auf der Tischplatte. Im Winkel neben dem Besenspind war ein Kehrrichthaufen aufgeschüttet, den das Schellendaus und eine leere Kochkäsebüchse krönten.

Nebenan klangen Stimmen.

Ein Gefühl unsäglicher Verlassenheit wurde stärker und stärker in Hagmann. Vor Hilflosigkeit und dumpfer Wut war er drauf und dran, loszuflennen wie ein kleines Kind.

Er behielt den Mantel am Leibe, warf sich auf eine Pritsche, wickelte sich in die beiden kratzigen Decken und versuchte zu pennen. Nach kurzer Zeit nahm ihn die Kälte völlig ein. Schlappernd und zähneklappernd rappelte er wieder vom Stroh.

In der Nebenstube klang Radiomusik, und wenn Hagmann recht hörte, quiekten Mädchenstimmen dazwischen.

Natürlich, die Wand fühlte sich warm an!

Vielleicht alte Eingefuchste da drüben, überlegte Hagmann.

Neugierde, samt dem Wunsch, durch Bewegung der Kälte Herr zu werden, trieben ihn hinaus auf den schummerigen Gang.

Leise trat er an die Nebentür.

Leutnant Eidam, NS-Führungsoffizier, stand auf dem weißen Pappschild.

Bon, so ist das . . .!

Lange schritt Hagmann rauchend hin und her.

Er empfand die Trennung von Serena als etwas Schwerwiegendes, etwas, das bald Entschlüsse fordern würde. Hier in dieser neuen Umgebung hatte er von vornherein niemand, mit dem ein Gedankenaustausch möglich war. Sind wir nicht wie Leute in einem losgerissenen Eisenbahnwagen, sinnierte Hagmann, in einem Wagen, der auf abschüssigem Gleis schneller und schneller der gesprengten Brücke über todtiefem Abgrund zurast, und den keine Macht der Erde anzuhalten vermag? Stauffenberg wollte bremsen . . . Aber wenn keine Bremse mehr wirkt, sollte man nicht besser auf Gedeih und Verderb aus dem Wagen springen?

Drunten krachte eine Tür. Das Echo des Knalles wurde schwächer werdend, in Wellen durch die Korridore fortgepflanzt. Irgendwer trampelte herein, vielleicht der abgelöste Posten.

Kurze Zeit darauf fuhr ein Auto in den Hof.

Hagmann sah zum Fenster hinaus. Der Anblick des kahlen, verschneiten Kasernenplatzes ließ ihn zusammenschauern.

Wie eine Richtstätte . . .!

Abgeblendete Scheinwerfer warfen durch geschlitzte Tarnkappen Lichtflecken an die graue Edelputzwand. Das Auto

hielt. Leise summendes Motorgeräusch ließ die Fensterscheiben erklimren.

Ein Soldat kam und klopfte an die Tür des NS-Führungsoffiziers Leutnant Eidam. Wahrscheinlich der Fahrer.

Jemand öffnete von drinnen.

„Gefreiter Schickdanz mit Wagen zur Stelle, Herr Hauptmann!“ meldete der Angekommene, noch vor der Tür strammstehend. Dann ging er hinein, kam aber nach kaum zwei Minuten wieder.

„Haben die Herren Weiber dort drin?“ fragte Hagmann den Gefreiten, als dieser die Tür verschlossen hatte.

Er rauchte eine Zigarre.

„Na und ob“, sagte der Gefreite feixend. „Der Major is selber feste dabei. Jetzt fahrn sie mit'm Auto weg. Ich brauche gar nicht mit.“

„So, fahren sie weg“, sagte Hagmann.

„Jawollja, sie ziehn schon die Mäntel an. Der Major is blau. Hat mir 'ne Zigarre spendiert . . .“

Wenige Augenblicke danach ging die Gesellschaft. Ein Major im Pelz, ein Hauptmann, dessen rechter Ärmel leer in der Tasche steckte, und schließlich ein Leutnant, der an jedem Arm ein Mädchen führte. Die Mädchen schienen beschwipst zu sein.

„Unter der rooten Latärne von Sangt Bauli!“ plärrten sie. Die dritte? dachte Hagmann. Ist drin geblieben, klar!

Der Leutnant würde sicher hier zu Hause sein und bloß den Anstandswauwau machen, indem er die Huren seiner Vorgesetzten zum Wagen geleitete.

Die linke blieb am Fenster bei der Treppe stehen.

Sie hob ihr Kleid und brachte irgend etwas in Ordnung, den Strumpfhalter vielleicht.

Hagmann lachte innerlich: Kann auch sein, daß sie den

blauen Lappen aus'm Strumpf nimmt, den der Herr Major dort hineingezaubert hat. Ha, ha!

Obgleich Hagmann glaubte, sich weit genug zurückgezogen zu haben, entdeckte ihn der Hauptmann, der das Mädchen davor bewahrte, die Flurtür mit dem Eingang zum Abort zu verwechseln.

Schwankend trat er an den Unteroffizier heran.

Hagmann riß die Hacken zusammen und streckte den rechten Arm aus.

„Was machn denn nachher Sie dahier?“ fragte der Hauptmann gemütlich.

„Ich friere, Herr Hauptmann!“ meldete Hagmann.

„Machn's Ihr Maul auf, net wahr! Ma versteht nix!“ schrie der Hauptmann.

Hagmann riß den Mund wie zu ellenlangem Gähnen auf und behielt ihn offen.

„Sie sind ja blöd, saublöd sind's“, grunzte der Offizier mit gutartigem Feixen. „Schaun's, daß 'S zu Bett kommen!“

„Jawoll, Herr Hauptmann!“ antwortete Hagmann, dessen Zähne hörbar aufeinanderklappten.

„Jerum“, raunzte der Offizier im Fortgehen, „wie ma sowas die Litzn gebn kann . . .“

Hagmann blickte ihm nach.

Am Treppenabstieg stolperte der Hauptmann und fluchte: „Kreiznanderl nanamal!“

Nun erst wahrte Hagmann den durchdringenden Wein- und Zigarrengeruch, der wie eine Fahne hinter dem Hauptmann herzog.

Gegen Morgen duselte Hagmann doch noch ein wenig auf dem Strohlager.

*

Vormittags meldete sich Unteroffizier Hagmann bei der ersten Stammkompanie im Priesterseminar. Ein alter Bau mit Kreuzgewölben, Wandelgängen und ausgetretenen Holztrep-
pen. Im ersten Stockwerk hing neben der Tür des Geschäftszimmers eine Landkarte, auf der die Frontlage durch farbige Stecknadeln gekennzeichnet war. Schauderhafte Zustände in der gesamten Unterkunft! Für vierhundert Leute drei Wasserhähne! Die Aborte waren dauernd überschwemmt, man konnte nur auf Laufbrettern zu den Örtchen gelangen. Läuse und Wanzen in den vollgepfropften Stuben. Weit über hundert Unteroffiziere aller Waffengattungen liefen herum. Hier befand sich sozusagen ein Sammelbecken der letzten Reste kriegsbrauchbarer Männer, darunter sehr viele vom Bodenpersonal der Luftwaffe. Alles in allem ein weitaus schlimmeres, kaum zu überbietendes Durcheinander als in den Dresdner Blumen-Sälen. Keiner hatte etwas Rechtes zu tun. Manchmal standen Unteroffiziere mit den Händen auf dem Hintern im Korridor und beaufsichtigten Landser, die träge und unwillig Dreck wegkehrten oder den Ziegelfußboden schrubbten.

Der Spieß hüpfte an Krücken auf einem Bein. Nur wenn er abends ausging, schnallte er sein künstliches Bein an. Die Landser nannten ihn Flosse, weil er, wenn er Bein meinte, Flosse sagte. Seine verschleimte Fistelstimme gab oft vor der Front keinen Laut mehr oder schnappte grell über vor greulichem Ärger.

Wie ihm die Bande aber auch zusetzte! Kaum daß sie überhaupt noch Haltung annahmen, wenn er mit ihnen sprach. Keiner wollte zur Front. Das war für jeden das Hauptaugenmerk. „So blöde, auf den letzten Drücker noch ins Gras beißen, was!“ sagten die Soldaten. Und sie sagten

es so, daß jeder es hören konnte. Von Kameradschaftlichkeit keine Spur mehr.

Jeder wand sich um das verhängnisvolle Wort: Frontabstellung.

Zuweilen nachts gellten Trillerpfeifen. Vierhundert graue, hustende und böartig ins hinterste Glied drängende Gestalten versammelten sich in den langen finsternen Gängen und warteten frierend auf Bekanntgabe der Namen. Freiwillig meldete sich niemand. Der Oberleutnant, ein überheblicher blonder Lehrer aus Westfalen, ging verbissen auf und ab. Zuweilen blieb er stehen und machte seinem Zorn dadurch Luft, daß er dem erstbesten Mann auf die Brust tippte und knurrte: „Raustreten! Mitmachen!“ Wollte der Ausgesonderte den Mund öffnen, so schrie der Oberleutnant gellend: „Aus! Ruhe!“ Die Verschonten gingen frohlockend weg und bedauerten die Betroffenen, aber mehr noch war Schadenfreude in ihren Reden. „Na, dich hat's nun wohl auch erwischt, wie?“ sagten sie etwa. Die zur Frontabstellung Befohlenen begannen sofort ihre Siebensachen zu packen. Jeder durfte einen Koffer oder ein Paket mit überflüssigem Zeug nach Hause senden. Fluchend kritzelten sie zwischen drein Postkarten:

„Muß zur Front. Drückt beide Daumen! Die Russen sind an der Oder . . .“

„Sind die Russen schon da?“ — „Brauchst doch bloß mal die Fähnchenkarte beim Geschäftszimmer anzugucken! Ich weiß noch ganz andre Sachen, Mensch!“ — „Leutnant Eidam meint, daß bald ganz neue Waffen kommen . . .“ — „So, hat er dir das erzählt? Na, du bist ja auch OA.“ — „Halt die Schnauze! Meld dich lieber freiwillig!“ — „Du hast doch auch gewartet, bis du dran warst . . .“

Nach wenigen Tagen kannte Hagmann sämtliche Kaffee-

häuser und Kneipen in Leitmeritz. Er war bei der ärztlichen Untersuchung, der sich alle Neulinge unterziehen mußten, zunächst für vier Wochen zur Schonung auf Innendienst gesetzt worden. Den Hauptdreh hatte Hagmann längst spitz: Sich so wenig wie möglich blicken zu lassen, damit die Vorgesetzten sich nicht erst das Gesicht genau einprägen konnten.

Überall lungerten und schlichen Drückeberger durch die Stadt. Die Offiziere hatten es am besten, denen konnte man die Drückebergerei nicht so ohne weiteres nachweisen. Gasthäuser, Kinos, die Wohnungen leichter Mädchen waren tags wie nachts gesuchte Zufluchten. Die Unteroffiziere von Hagmanns Stube spielten ganze Tage lang Billard im Kaffeehaus Kutscha. Einer achtete an der Tür auf den Streifendienst und hereintretende Offiziere. Kam einer, so stob die Gesellschaft zu einer Nebentür hinaus. Die Kellner wußten Bescheid. Andere wohnten mit ihren Ehefrauen, die besuchsweise hier weilten, wochenlang in Stadthäusern und kümmerten sich höchstens um den Wehrmachtsbericht. „Ist der Klamauk nicht bald aus?“ fragten sie, sobald sie einander auf der Straße trafen.

Hagmann erwählte anfangs zum Stammsitz das Hotel Roter Krebs am Marktplatz. Nicht selten verzichtete er aufs Abendessen im Priesterseminar. Der Fraß taugte ihm nicht. Rauchend, lesend und ab und zu Briefe schreibend, vertrieb er sich die Zeit. Dann wieder starrte er gelangweilt stundenlang zum Fenster hinaus auf den geräumigen Markt und beobachtete das Leben und Treiben.

Kinder rodelten, alte Männer liefen mit Kohlenschaufeln umher und kratzten Pferdeäpfel in Eimer, die auf Schlitten standen. Auch Mädchen gab es in jeder Ausführung. Es war überall dasselbe. Bürgerhäuser mit schöngeschwungenen

Barockgiebeln umstanden in gelassener Behäbigkeit den Markt. An der Schmalseite, vorm ehemaligen Salzamt, war ein Laubengang. Darunter die schwere eichene Tür zur Stadtbücherei und zum Lesesaal, in den sich die Landser nicht wagten, denn er war geheizt und diente den Offizieren als Aufenthaltsraum.

Oder Hagmann schaute dem Wirt zu, der mit seinem hochgezwirbelten weißen Schnurrbart, der breiten Stirn, über der sich graues, kurzgeschnittenes Igelhaar sträubte, und dem fast viereckigen, kehlappigen Kinn genau wie Hindenburg dreinblickte. Der Wirt wußte um diese Ähnlichkeit und tat alles, um sie noch deutlicher werden zu lassen. Verblüffte Gäste wiesen ihn darauf hin, so daß der Alte vor komischer Eitelkeit ein Bild Hindenburgs überm Stammtisch hängen hatte, unter dem er oft saß. Besonders komisch wirkte ein säbellanges Fleischermesser aus Pappe, das auch über dem Stammtisch von der Decke herabhing und auf dessen Klinge stand: Hier wird aufgeschnitten!

Von seinem Fensterplatz aus sah Hagmann die Theresienstädter Häftlinge zum ersten Mal.

In einer friedsamem Anwendung betrachtete er hingegen das Wahrzeichen der Stadt Leitmeritz, den kelchartigen Turm des früheren Salzamtes, der die hussitische Gesinnung seiner Erbauer verkörperte, wie Hagmann aus einem schmalen Bändchen mit der Leitmeritzer Stadtgeschichte, das in einem Zeitungshalter vergeblich auf Leser wartete, ersah.

Dämmerung fiel ein. Von der Domkirche klang das Ave-Läuten.

Bald ist Heiligabend, dachte Hagmann. In vier Tagen schon. Ich werde kaum Post von Serena und auch keine von Mutter haben.

Vielfaches Schlürfen und Trappsen von Holzschuhen drang durchs Fenster.

Abgelenkt blickte Hagmann hinaus.

Die Häftlinge! schoß es ihm durch den Kopf.

Ohne eigentliches Wissen um sein Vorhaben erhob sich der Unteroffizier und ging schnurstracks zur Tür.

Er wollte sie aus der Nähe sehen, die KZ-Häftlinge aus Theresienstadt!

Und er sah.

Er sah die Scharen der Verdammten. Schmutziges, müde trotzendes Menschenvieh, zerlumpt, ausgemergelt und zusammengebeugt wie Baumstümpfe nach der Verheerung des Trommelfeuers im Wald. Schlotternde Fetzen umwehten die mageren Gestalten. Wenige trugen Handschuhe, noch weniger Mäntel. Flackernde, hoffnungslose Augen.

Wieviel Tränen mochten diese Menschengesichter geweint haben, wieviel Not und Kummernis mochten diese ausgesaugten Menschentiere mit sich schleppen, wieviel Gebete mochten sie in den Jahren der Ketten gen Himmel gestöhnt haben!

Warum? fragte eine Stimme in Hagmann. Irgend etwas von den Nürnberger Gesetzen fiel ihm ein, aber er kannte den Wortlaut dieser Gesetze nicht.

„O Gott!“ flüsterte er leise und empfand sein Kopfschütteln nicht dabei.

Der Wirt stand plötzlich hinter ihm und sagte:

„Hier sind Sie ja! Ich denke, Sie sind fort, ohne zu zahlen.“

„Na, hören Sie mal!“ erwiderte Hagmann.

Wie Pestklappern lärmten die blechernen Freßnäpfe des Menschenviehs. Manche der Häftlinge trugen ihre Löffel in Händen, als ob sie jeden Augenblick eine Speise erwarteten. Ja, einer kaute im Gehen an seinem Löffel. Seine Augen

waren von einem unbeschreiblichen Glühen erfüllt, vielleicht dem Glühen des Wahnsinns. Einige wenige hatten Beutel umhängen, aus denen Holzstückchen hervorsahen. Vielleicht wollten die Ärmsten sich ein Feuer davon anzünden.

Ein Gefühl, daß dieser Zug nur ein schrecklicher Traum sein müsse, der jeden Atemzug vergiftete, wuchs in Hagmann.

Vom Turm läuteten die Glocken immer noch.

Tod — Tod! höhnten die Glocken.

Ja, der Tod regiert die Welt. Der Tod in Reitstiefeln und Sporen und einer Generalsmütze. Vielleicht hat ihn Gott längst mit höchsten Verdienstkreuzen ausgezeichnet . . .

„Juden“, sagte der Wirt gleichgültig und zwirbelte die Enden seines Hindenburg-Bartes. „Sind nur Juden. Wir sehn das alle Tage seit Jahren. Viele erschießen sie. Was soll man sonst mit ihnen machen? Gesindel, was sie sind. Da is halt nix dabei . . .“ Er hätte ebensogut von Spinnen oder Kellerasseln sprechen können.

„Schweigen Sie doch, Mann!“ herrschte der Unteroffizier den Alten an. „Juden? Menschen sind das! Menschen wie Sie und ich, daß Sie's nur wissen!“

„Na, na . . .“, wollte der Wirt irgend etwas einwenden, doch der Unteroffizier sah ihn so drohend an, daß er vorzog, still zu sein und nörgelnd, mit geringschätzig verzogendem Mund hineinzugehen.

Immer noch nahmen die Scharen kein Ende. Immer noch kamen neue. Immer noch lagerte das Klappern der Blechbüchsen wie das unterirdisch hervordringende Geräusch der Hölle über dem Marktplatz. Acht Mann marschierten in einer Rotte. Acht Mann, und Hunderte und Aberhunderte hintereinander. Manche strauchelten vor Schwäche oder stützten einander.

Dann kommandierte ein stämmiger, besser genährt aussehender Häftling an der Spitze eines neuen Zuges:

„Mützen ab!“

Die Gefangenen rissen sich schnell die Mützen von den Schädeln.

Hagmann sah, daß dieser Gruß einem daherkommenden Offizier der Wehrmacht galt. Vor Scham und Mitleid biß er die Zähne so fest aufeinander, daß sie knirschten.

Der Offizier, ein Oberleutnant, würdigte die Häftlinge keines Blickes.

Viele der Verdammten trugen keine Mützen, und zwar jene, die am stolzesten und aufrechtsten gingen. Unschwer war zu erkennen, daß diese Männer nur darum keine Kopfbedeckung trugen, weil sie der schändlichen Erniedrigung des Grüßens entgehen wollten.

Die kahlgeschorenen hellen Schädel über dem grauen Fetzengewoge der Leiber sahen seltsam dünn und gebrechlich aus, ja, Hagmann glaubte einen Verwesungsgeruch einzusatmen.

Wie Schnittflächen abgesägter Bäume wogten die Köpfe.

Ruhig, in nüchterner Selbstverständlichkeit schritten SS-Leute zu Seiten der Häftlinge. Bluthunde zerren an den Riemen in ihren Händen. Die meisten trugen Maschinenpistolen griffbereit umgehungen vor der Brust. Ihre wachsam verkniffenen Augen lauerten wie die abgerichteter Hunde, bis einer aus der Reihe taumelte. Dieses Warten darauf schien Endzweck ihres ganzen Daseins überhaupt.

Erschüttert wandte sich Hagmann endlich ab.

Minutenlang blieb er im dämmerigen Flur, bevor er sich fähig fühlte, das Gastzimmer in äußerlicher Ruhe zu betreten und zu zahlen.

Tadelnd sah ihm der Wirt nach, seine Augen schielten

unter den buschigen Brauen, als ob er den Unteroffizier dennoch für einen Zechpreller hielte.

*

Weihnachten mußte Hagmann als Wachhabender aufziehen.

Er wußte, daß er dies einigen Unteroffizieren seiner Stube verdankte, die in ihm einen Außenseiter erblickten, wozu Hagmann auch allen Anlaß gab.

Das Anderssein verzeihen gewöhnliche Menschen nicht, sie hassen es.

Post war für Unteroffizier Hagmann nicht gekommen.

Er stand in der Christnacht immer wieder am breiten Stufenabstieg, der von der inneren Stadt am Priesterseminar vorüber zur Elbe hinab führte, und blickte zum sternbesäten Himmel empor. Milde Luft säuselte um ihn. Tauschnee tropfte von den Dachtraufen. Wenn Hagmann an den Zwillingtürmen der Jesuitenkirche hochschaute, sah er die Kreuze oben funkeln.

„Lieber Gott! Laß doch den Krieg zu Ende gehen!“ betete Arthur Hagmann. „Laß mich glücklich nach Hause zurückkehren! Behüte Serena, wie du die Kartäusernelken auf den Feldrainen behütetest!“

IX

Neujahr erhielt Hagmann Briefe seiner Mutter und Serenas. Serena schrieb:

„Es ist halb drei nachts, und ich kann nicht schlafen. Draußen geht der Wind. In vier Tagen ist nun wieder ein Jahr zu Ende und man fragt sich bang, wie das neue werden wird. Du brauchst nicht zu erschrecken, ich liege hier in der Klinik und habe eine mörderische Luftröhrenentzündung und Grippe. Ich war Weihnachten zu Hause in Klostergrab und dort hat es mich gepackt. Tag und Nacht saß ich im Bett. Jeden Atemzug mußte ich mir abquälen. Es war scheußlich. Gestern, Mittwoch, fuhr ich zurück und konnte natürlich heute nicht zum Dienst gehen. Der gute Doktor besuchte mich und nahm mich gleich nach hier mit. Schwester Margarete ist rührend besorgt um mich. Ich bekomme immer Packungen. Sei mir meiner Schrift wegen nicht böse, aber ich kann nicht besser schreiben, meine Hände werden ganz feucht, ich bin halt gar nichts wert und halte nichts aus. Jetzt habe ich ganz besonders stark das Gefühl, daß ich allen anderen in körperlicher Hinsicht nicht gleichkomme. Wie kommt es denn, daß Du so oft versetzt wirst? Ich freue mich, Dich so nahe meiner Heimat zu wissen. Da lernst Du doch gleich unseren Menschenschlag ein bisschen kennen.

Wenn ich mich recht erinnere, schrieb ich Dir schon früher mit, für wie wichtig ich Luft und Umgebung eines Menschen in seinem Wesen und Denken halte. Oh, jetzt ist ein Klecks geworden, mein Füller läßt manchmal die

Tinte heraus, und ich liege im Bett während des Schreibens, entschuldige!

Noch eines: Gehst Du, bitte, mal in einen Schuhmacherladen und fragst, ob sie noch Schweinsborsten haben, weißt Du, zum Nähen welche? Es wäre lieb von Dir . . .“

Mutter Hagmanns Brief war erfüllt von sorgenden Gedanken um die Zukunft. Arthur sah sie am Tisch sitzen, die Brille auf der Nase, und nach Worten suchend, die ihr so schwer wurden.

„Könntest Du doch bloß in Kirchlitz sein, mein Junge“, schrieb die Mutter wiederholt. „Es wird doch nicht mehr lange dauern, dann sind die Russen hier. Ich schlafe kaum noch und nehme Scharr jede Nacht mit in die Kammer. Er bellt ja viel, aber allein bin ich bange . . .“

Hagmann durchstöberte nachmittags alle Schuhmacherläden, die ausfindig zu machen waren. Schweinsborsten konnte ihm niemand geben. Dennoch bereitete es ihm Freude, Serena zuliebe diese Wege zu gehen. Das im Grunde doch so überaus nichtige Verlangen Serenas verband seine Gedanken mit ihr. Frohlaunig öffnete er jeweils die Türen zu den muffigen, nach Leder und Fußschweiß riechenden Werkstätten, wengleich ihm von vornherein klar war, daß sein Bemühen aussichtslos bleiben würde. Ein Schuster sagte ihm, wo der nächste wohnte.

Gegen fünfzehn Uhr verließ Hagmann die Stadt und wanderte wie ein geruhvoller Spaziergänger hinaus nach der malerisch über dem Elbtal liegenden Burgruine Kamaik. Dieser erste Januar des Jahres 1945 war ein herrlicher Tag, was das Wetter anbetraf. An den Abhängen wuchsen Obstbäume, die, mit Leimringen umwickelt, dastanden in felder-

weisen Reihen wie Soldaten. Zu Füßen des steilen Felsens mit dem Bröckelgemäuer drängte sich die Ortschaft Kamaik. Auf die Kuppe führte ein windungsreicher, von Weißdornhecken umsäumter Pfad. Amseln und Grünlinge scharrten im alten Laub unter den Hecken.

Das milde Winterwetter erlaubte einen weiten Blick über die sonnigen, bläulich-weißen Bergketten des Böhmisches Mittelgebirges. Irgendwo dort hatte Serena Kirschen geholt.

Der Schnee dämpfte die wellige Bewegtheit der Landschaft zu ausgeglichener Ruhe, die sich Hagmann mitteilte. Seit langem hatte er im Wirrsal seines äußerlich wie innerlich so bewegten Daseins nicht solch eine Fähigkeit, klar in sich zu sehen, verspürt, und er wußte auf einmal, daß er heute und hier einen unabänderlichen Entschluß für die Zukunft fassen mußte.

Wer in sich Ordnung schafft, der vermag die Welt und das eigene Leben genauer zu sehen.

Der Krieg ist verloren, überlegte Hagmann. Selbst wenn man die Verhältnisse an den Fronten nicht überblicken kann, bleibt doch Zeugnis genug dafür, daß die Männer des zwanzigsten Juli aufgetreten sind. Aber auch die Lage an den Fronten ist unzweideutig. Das alles muß Richtpunkt sein bei einem Beginnen. Nur keine Überstürzung! Erst das Nächstliegende. Er brauchte unbedingt eine Pistole! Dann war auch der Hauptfeldwebel auf ihn aufmerksam gemacht worden. Ihm mußte er aus den Augen. Wie ging das zu bewerkstelligen? Er mußte sich einen Posten zu verschaffen trachten, der ihn davor bewahrte, in das allgemeine dienstliche Getriebe der Kompanie zu geraten. Und wenn das Signal Frontabstellung winkt, dann — türmen.

„Dann türme ich, jawoll!“

Diese vier Worte sagte Hagmann laut.

Es war niemand in der Nähe, nur in den künstlich aufgemauerten Ruinenbogen quarrten einige Krähen.

Heimzu nahm Hagmann den Weg über das Weindorf Czernosek, das sich in der großen Elbschleife vor Leitmeritz hinzog. Sommers mußte es hier an den Berglehnen lieblich sein. Doch augenblicklich donnerte ein mit Tiger-Panzern beladener Eisenbahnzug nach Osten. Soldaten in wattegefütterten Anzügen kletterten auf den vertäuten und festgekeilten Panzern herum. Von Lobositz flimmerten schon abendliche Lichter herüber.

Eine Pistole! dachte Hagmann, und das war, als ob er sich selbst einen Befehl gebe.

Kreuz und quer durch die verschiedensten Straßen laufend, sann und sann er, welches Gasthaus am geeignetsten für seinen Plan sein möchte.

Einige Zeit ging Hagmann nahe hinter einem rundlichen Kapuzinerpater, der bedachtsam einen großen Henkelkorb trug und ebenso bedachtsam voranstapfte.

Knecht Ruprecht, dachte Hagmann, der unwillkürlich seine Schritte beschleunigte und dem Kapuziner dicht auf den Fersen blieb. Aus dem Korb drang frischer Semmelgeruch. Hagmann lief das Wasser im Munde zusammen.

Wie eine gemütsruhige Marktfrau, die ihr Schäfchen im trockenen hat, schaukelte der Pater seines Wegs, und der Rosenkranz am Kuttengürtel klapperte hölzern. Dann blieb er stehen, schellte, klopfte in der Zwischenzeit, ehe jemand kam, die Schneeballen von seinen Stiefeln, und wurde eingelassen. Die Mauerpforte schlug zu. Der Schlüssel kreischte im Schloß.

Wer mit da hinein dürfte!

Hagmann hörte tschechische Laute hinter der Mauer.

Dann hielt er den ersten besten Soldaten an und fragte, ob er im Priesterseminar liege.

„Jawoll, Priesterschuppen, Herr Unteroffizier!“ erwiderte der Gefreite. Priesterschuppen — derart benannten die Soldaten verächtlich und zutreffend das verwahrloste Seminar.

„Quatsch — Herr Unteroffizier!“ sagte Hagmann. „Was gibt's heute zu futtern?“

„Wehrmachtssuppe, Uff'zier!“

„Danke!“

Danke, sagte Hagmann, jawohl, aus dem Korb des Mönches duftete es so gut nach frischen Semmeln.

Schließlich betrat der Unstete das Bürgerstübl auf der Langen Gasse und bestellte Rindsgulasch mit Salzkartoffeln und Mohrrüben. Einige Marken besaß Hagmann noch. Ohne diese gab es nur Stammgericht. Auch Bier ließ sich Hagmann bringen, denn der Gulasch pflegte sehr mit Paprika gewürzt zu sein. Wahrscheinlich war der Koch ein Tscheche.

Das mit hellen Ahorntischen, -stühlen und -wandbänken behaglich ausgestattete Bürgerstübl war voll besetzt von Soldaten aller Dienstgrade. SS-Leute stemmten die Ellbogen auf die Tischplatten. Ihre Koppel samt Pistolentaschen, Seitengewehren, Mänteln und Mützen hingen in der Kleiderablage. Diese Kleiderablage war eine schummerige Ecke hinterm Kachelofen, von drei Seiten durch Wände gedeckt.

Hagmann wußte auf einmal, weshalb er ins Bürgerstübl gegangen war.

Bevor das Essen kam, ließ er sich Serenas Brief noch einmal durch den Kopf gehen. Er geriet ins Grübeln. Ihm wurde zumute wie jemand, der etwas vermißt, der aber noch nicht weiß, was.

Endlich fiel ihm auf, wie wenig Serena im Grund von ihrer gegenseitigen Zuneigung schrieb. Zuneigung — Hag-

mann nannte es vor sich merkwürdigerweise nicht Liebe. Freilich, Serenas Eigenwilligkeit grenzte manchmal hart an Verstocktheit. Er mußte sich damit abzufinden versuchen, daß ihr nicht gegeben war, viele Worte um dergleichen Dinge, noch dazu auf dem Papier, zu machen. Ihre Briefe schlossen regelmäßig: Sei lieb und froh begrüßt von Deiner Serena. Höchstens, daß sie, wenn gerade noch Raum blieb, Servus! in langen Schnörkeln und mit einem Ausrufezeichen versehen drunter setzte. Nun lag Serena zudem krank, da erwartete er besser gleich gar nicht große Ergüsse. Allein, ganz innerlich hakten sich viele unbestimmte Zweifel fest. Es gab etwas um Serena, und davon war Arthur nachgerade fest überzeugt, wovon er auch nicht den Schimmer eines Kennens hatte.

Wem aber das große Ziel verdunkelt und weit scheint, der nimmt leicht mit kleineren Zielen vorlieb.

Andre Städtchen, andre Mädchen . . .!

Solcher leichte Singsang, geflügelte Trällerei aus Soldatenkehlen, in hunderten Liedchen von der Lore und der Dore und in ähnlicher Leier fort abgewandelt, drückt den billigen Trost von Millionen heimatlos gewordener, in täglichen Übungen zermürbter und auf das unmenschlichste Sterben vorbereiteter Männer aus. Erhaschen vom Leben, was noch zu erhaschen ist. Heute rot, morgen tot. Nicht nach dem Morgen fragen, Kamrad!

Hagmann aß, und das Paprikagewürz im Fleisch wirkte auf seine Nerven wie die beiden Mädchen, die hereinkamen. Schick, schlank, hochbeinig, ihrer Bewegungen und deren Wirkung sicher.

Es waren nicht viele Mädchen anwesend. Die Landser bekamen Stielaugen und sperrten förmlich Mund und Nasenlöcher auf.

„Da schlackern dir die Ohren!“ sagte einer laut. Rüdes Gelächter folgte.

Wo setzen sie sich hin? Diese Frage stand auf allen Gesichtern.

An Hagmanns Tisch war ein Stuhl frei.

Unschlüssig sahen die beiden Schönen umher.

„Bitte, Fräulein, ich gehe gleich“, sagte Hagmann, und machte Anstalten, aufzustehen. „Sie können hier sitzen!“

Aber der Keller brachte beflissen einen Stuhl.

Hagmann rückte etwas beiseite, und schon war Platz geschaffen.

Bald befand der Unteroffizier sich mit der größeren von beiden in lebhaftester Unterhaltung.

Sie trug braune Stiefel mit Pelzrand und halbhohen Absätzen. Ein dunkelblauer, knappsitzender Pullover mit Rollkragen saß ihr fesch auf dem Leib. Auf der rechten Seite waren die Buchstaben G E ineinander gestickt. Als sie noch in ihrem hellen wolligen Flauschmantel dastand, hätte Hagmann nicht geglaubt, daß sie von solch gertenschlankem Wuchs sei. Ihr leicht gefärbter Mund konnte verführerisch lächeln, die Mundwinkel waren sinnlich nach oben gebogen. Die blauen Kulleraugen in ihrem ein wenig blassen Gesicht sahen sehr munter drein. Das gewellte braune Haar hing lang und glatt über den Schultern. Es sah sehr gut aus.

Hagmann wußte nicht recht, wie er in diese angeregte Unterhaltung gekommen war. Nach einer halben Stunde kannte er schon allerhand von ihr. So, daß ihr Mann vermißt sei, daß sie einen vierjährigen Jungen habe, und daß sie früher an dem kleinen Leitmeritzer Stadttheater tanzte. Dieses Theater spielte nur während des Winterhalbjahres. Sie stammte aus Norddeutschland und lernte ihren Mann während einer Spielzeit kennen, als er Berichte für die Kreis-

zeitung über das Leitmeritzer Theaterleben verfaßte. Im Hauptberuf war er Steuerbeamter. Die Sprache der jungen Frau wirkte unverkennbar norddeutsch. Hagmann schätzte sie auf vierundzwanzig Jahre, wobei er sich um zwei Jahre überschätzt hatte. Seit dem kürzlich erfolgten Tod ihrer Schwiegermutter, mit der sie sich schlecht vertrug, hatte sie deren hinterlassene Wohnung inne. Ein Zimmer bewohnte ein tschechischer Tischler als Untermieter. Er arbeitete meist nachts in einer unter Tage gelegenen Fabrik, schlief auch zuweilen dort und fuhr jeden Samstag zu seiner Familie.

„Und ihr Söhnchen bleibt allein, wenn Sie ausgehn?“ fragte Hagmann.

„Fröschlein schläft wie ein Ratz“, erwiderte sie. „Er heißt Anton. Mein Mann und die Schwiegermutter wollten diesen schrecklichen Namen. Ich nenne ihn aber Fröschlein. Das erste, was er sagte, war: Wak, wak!“

Es gefiel Hagmann nicht, daß sie als Mutter ihr Kind alleinließ, und obwohl er über ihre drollige Gebärde bei dem Wak, wak lachte, merkte sie seine Verstimmung.

Sie legte die Hand auf den Arm des Unteroffiziers.

Er nahm plötzlich den Kölnischwasserduft wahr, der ihrem Taschentuch entströmte, wenn sie es benutzte und wieder in den Rockbund steckte.

„Ich geh doch nur mal auf ein S-tündchen“, besänftigte sie. „Man kann ja nicht immerzu zwischen den vier Wänden aushalten! Und vor Mitternacht wacht Fröschlein doch nie auf.“

Hagmann sah den kleinen rotglitzernden Rubin in der Krone ihrer Armbanduhr, die vielleicht das Hochzeitsgeschenk ihres Mannes war.

Die andere wurde übrigens von einem jungen SS-Scharführer unterhalten, der Fronterlebnisse zum Besten gab. Er

trug aber nur den Gefrierfleischorden, wie die Ostmedaille unter Landsern hieß.

Anscheinend handelte es sich um eine ziemlich lose Bekanntschaft zwischen den beiden, denn als Hagmann sich mit der jungen Frau zu gehen anschickte, blieb die andere noch sitzen.

„Ich sehe morgen mal bei dir rein, Gerty“, sagte sie. „Ich bringe die blaue Häkelwolle mit.“

Arthur Hagmann holte den hellen Flauschmantel aus der Kleiderablage. Jeder Nerv in ihm fieberte. Einige der Gäste konnten doch in das Käfterchen sehen. Zum Glück war ihm die junge Frau nachgekommen, so daß sie den Eingang größtenteils verdeckte.

Er hielt ihren Mantel bereit. Sie schlüpfte hinein. Unterdessen suchten seine Augen die Koppel an den hölzernen Haken ab.

Keine 08-Pistole, die war zu unhandlich!

Mit einer Hand knöpfte Hagmann seinen Mantel zu, mit der anderen fingerte er die erwählte Pistole aus der Ledertasche. Am Griffstück merkte Hagmann, daß er eine Walther mit kurzem Lauf erwischt haben mußte.

Schnell, noch das Reservemagazin heraus und in die eigene Manteltasche!

„Bitte, gehn wir!“ sagte Hagmann.

Beim Durchmessen des Gastzimmers strafften sich seine Halsmuskeln und die Stirnhaut wie vor einem anstrengenden Sprung. Er meinte, der Feldblusenkragen müsse ihm platzen.

Neidvolle Ausrufe wurden hinter ihm laut.

„Welchen Weg?“ fragte er draußen. „Komm, schnell um die Ecke!“ In seiner Erregung duzte er sie und packte ihren Arm.

Schnellen Schrittes gingen sie Arm in Arm am Markt entlang und dann die Pestalozzistraße zum Oberen Bahnhof hinaus.

Vor der Haustür küßte er sie.

Zwischen ihre Oberschenkel wurde die Pistole gepreßt.

„Was hast du denn da in der Tasche?“ beehrte sie zu wissen.

„Eine Pistole!“ sagte Hagmann hart.

Sie lehnte sich fester an ihn und küßte leidenschaftlicher.

Als er drängte, hineinzugehen, sagte sie:

„Heute noch nicht, bitte!“

Sie verabredeten sich für den nächsten Abend.

Gerty Esche hieß die junge Frau.

Als Unteroffizier Hagmann auf dem überschwemmten Abort im Priesterseminar die Pistole betrachtete, stellte er fest, daß es wirklich eine Walther 7,65 mm war. Er zog das Verschlußstück vorsichtig zurück, nahm die scharfe Kugelpatrone aus dem Lauf, wobei er dachte: Immer schußfertig, die SS!, löste sodann das Magazin durch Drücken eines Knopfes am Griffstück und steckte die einzelne Patrone ins nunmehr vollgefüllte Magazin. Das Reservemagazin enthielt ebenfalls sieben Schuß.

*

Vielleicht hätte es zwischen Unteroffizier Hagmann und Gerty Esche weiter nichts gegeben, wenn nicht eine Woche später folgender Brief Serenas eingetroffen wäre:

„Lieber Arthur! Ich muß Dir die Wahrheit endlich gestehen. Ich muß Dir sagen, daß ich Weihnachten von Klostergrab aus in Leitmeritz gewesen bin. Ich bin auch über die Elbbrücke nach Theresienstadt gegangen . . .“

Schon hier bekam Hagmann ein atemberaubendes Herzklopfen. Er sah von dem gelblichen Blatt auf und starrte den kleinen Unteroffizier Jabusch an, der griente und eine Rasierklinge auf dem Handballen abzog. Hagmann las weiter:

„... aber am Tor zum Lager war ich doch feige. Fast drei Stunden bin ich im Schneematsch auf und ab gerannt. Der Posten hat mich immer wie eine Verrückte angesehen. Meine Schuhe waren durchweicht. Ich war am Zusammenbrechen.

Lieber Arthur! Neben Deinem Buddha steht eine Urne in meinem Zimmer auf dem Silberweg. Aber ich weiß jetzt, daß der, den ich suche, lebt. Der Doktor hat Nachricht von Freunden aus dem Ausland. Kreiner ist mein Mädchenname. Janda Garoun ist mein Mann. Tscheche. Jude! Nun weißt Du alles. Janda war Arzt. Wir lebten sehr glücklich in Brünn. Bis man ihn holte. Hoffentlich gehen diese Zeilen gut durch die Kontrolle. Ich weiß, daß es unvorsichtig ist, das alles einem Brief anzuvertrauen. Aber mir ist schon alles gleichgültig. Ich kann nicht mehr lügen. Ich weiß noch nicht, wo mein Mann ist. Ich weiß nur, daß er lebt. Vergiß Du mich, bitte! Schreib auch nicht mehr. Leb wohl! Und verzeih mir, wenn Du kannst. S.“

S, nichts weiter, aus, Schluß.

Hagmann drehte den Bogen um. Drehte ihn wieder um. Und noch einmal. S, Punkt, nichts weiter, aus, ganz aus...!

„Du guckst betöppert, Mensch, wie eena, dem se's Wurschtfett von da Schtulle jeleckt ham!“ meckerte der kleine Unteroffizier Jabusch, der sich im Fenster rasierte und sein verzerrtes Gesicht in der Scheibe betrachtete.

„Halt die Fresse!“ sagte Hagmann.

„Werd man nich eckig wejn so 'ner Bagatelle, du Groß-
tuer! Dir ham se schon lange uffn Zuge! Merk dich det, Jroß-
kopp!“

Hagmann schnallte sein Koppel um, setzte die Mütze auf
und verließ, ohne Mantel, das Priesterseminar.

Im Durchgang nach dem Hof war gerade Wachablösung.
Leutnant Schimmelpfennig vergatterte die neue Wache.

Unteroffizier Hagmann kam sich vor wie ein Schwer-
verwundeter, der eine Ohnmacht nahen fühlt.

X

Die Ereignisse überstürzten sich.

Die Rote Armee stand nach der Weichsel-Offensive, die am zwölften Januar begann, in Schlesien. Königsberg, Breslau waren eingekesselt. Die Kurlandfront abgeschnitten. Zwei deutsche Armeen in Italien bis Florenz zurückgedrückt. Zwei Armeen auf verlorenem Posten in Danzig und Ostpreußen. Kampfstarke, hervorragend ausgerüstete amerikanische und englische Armeen drangen unaufhaltsam in Westdeutschland ein. An diesem, von Holland bis zur Schweizer Grenze reichenden Abschnitt hatte die verlorene Ardennen-Offensive jeden Widerstand erschüttert. Es gab kein Halten mehr, nur Zurückweichen und Absetzen. Die deutsche Luftwaffe trat kaum noch in Erscheinung. Ein Rüstungsbetrieb nach dem anderen ging unter den Bombenteppichen riesiger feindlicher Luftflotten zugrunde. Tagtäglich neue Hiobsbotschaften.

Berlin bedroht!

Berlin, von dem Hermann Göring einst prahlend durch den Äther verkündet hatte, daß er Meier heißen wolle, wenn auch nur ein einziges feindliches Flugzeug die Grenzen der Hauptstadt des Großdeutschen Reiches überfliege.

Und jetzt war Berlin längst ein rauchender Trümmerhaufen, der Nacht für Nacht neu von Bomben zerwühlt und erschüttert wurde. Bald würden russische Geschütze nach Berlin schießen.

Die Rheinstädte, Hamburg, Breslau, Königsberg, Leipzig, Nürnberg, München, Wien — Trümmerstätten.

Dresden war nach dem leichteren Angriff im Oktober bislang verschont geblieben.

Arthur Hagmann erholte sich nur schwer von der niederschmetternden Nachricht Serenas.

Der Brief blieb, zerknittert von der Pistole, in seiner Manteltasche stecken.

Immer trug er die Pistole bei sich. Manchmal wog er sie in der Hand. Dann ging es vom kalten Stahl der Waffe wie ein Stärkegefühl durch ihn.

In den Nächten lag er neben Gerty Esche. Ihr kleiner Junge schlief in einem Gitterbettchen hinter der Tür. Fröschelein, sagte auch Hagmann zu dem herzigen Bürschchen, das auf seinen Knien ritt und Papa! krächte.

Früh kam der Untermieter Karli nach Hause. Er stammte aus Pardubitz und war dienstverpflichtet. Hagmann freundete sich mit ihm an. Sie hörten, wenn Karli abends da war, Feindsender. Der Tscheche sprach ein gutes Deutsch.

Mit Bratkartoffelverhältnis bezeichneten die Landser in ihrer rohen Sprache solche Lagen. Aber Gerty Esche vermochte den ersten Eindruck der Oberflächlichkeit in ihrem Techtelmechtel ohne viel Mühe zu verwischen, ja, bis zu einem gewissen Grade fesselte sie Hagmann viel stärker, als sie ahnte.

Ihr Haushalt blitzte nur so, und das hatte er bei einer vom Theater keineswegs vermutet. Sie war heißblütig, nimmersatt und von großer Zärtlichkeit. Hagmann mußte lachen, wenn sie die deftigsten Worte ihrer norddeutschen Mundart mit drolligem Augenspiel vorbrachte oder Matrosenlieder sang.

Wenn sie aber ihrem Söhnchen: „Alle Vögel sind schon da . . .“ sang, wallte Rührung in Hagmann und sein Gewissen meldete sich.

Fern im Ural oder in Sibirien sehnte sich vielleicht ein Mann nach Frau und Kind!

Nicht daran denken!

Rudolf Esche mußte nach Gertys Schilderungen ein etwas engherziger, krämerischer Mensch gewesen sein, der aber viel Takt, Gefühl und Herzensbildung besaß. Er war fünf- unddreißig, als er Gerty heiratete, und hatte bis dahin als eingefleischter Junggeselle mit seiner Mutter gelebt. In der Wohnung standen ein Klavier und ein großer Bücherschrank. Über dem Klavier hing ein Gemälde, das drei zechende Mönche im Braukeller darstellte. Auf dem Tisch zwischen den fidelen Klosterbrüdern lagen Rettiche und ein Messer. Rudolf Esche trank gern Wein und rauchte nur Zigarren. Als besonderen Mangel hatte Gerty schon nach den ersten Ehemonaten empfunden, daß ihr Mann jeder sportlichen Betätigung abhold war. Auch das Radfahren trieb er nur, wenn es sich notwendig machte. Gerty selbst schwamm für ihr Leben gern und spielte Tennis.

Arthur sprach mit ihr über alles.

Sie weinte und wühlte ihr Gesicht in seinen Schoß.

„Bleib bei uns! Geh jetzt nicht wieder fort!“ bettelte sie. „Ich hab doch keinen Menschen außer dir!“

„Ich bleibe bei euch“, sagte Hagmann, und die Tränen standen auch ihm in den Augen.

Verlorene Menschen, alle, alle!

Zu einem Posten im Priesterseminar gelangte Hagmann nicht.

Er biederte sich lediglich ein bißchen an den Unteroffizier des Geschäftszimmers an, der wohl als Einziger noch einen halbwegs Überblick über die Kompanie hatte und auf den der Spieß darum nicht verzichten konnte. Manchen Tag meldeten sich vierzig bis sechzig Zugänge. Täglich wurden

ebensoviele zu den verschiedensten Fronttruppenteilen versetzt.

Hagmann erwarb sich das Wohlwollen des Geschäftszimmer-Unteroffizieres, indem er einen Nachmittag darauf verwandte, die große schwarze Kompanietafel zu ergänzen und nach Listenaufstellungen in Ordnung zu bringen. Dabei bekam er unschwer heraus, daß der Unteroffizier die Kladden wissentlich und mit Absicht in Unordnung hielt, sicherlich, weil er nicht wollte, daß außer ihm jemand genauer Bescheid wußte. Das hieß sich unentbehrlich machen und die Stellung halten, dachte Hagmann. Er gab dies dem Unteroffizier auch auf eine feine Weise zu verstehen, worauf dieser die Freundlichkeit in Person wurde.

Von der Tafel, an der für jeden Kompanie-Angehörigen ein kleines rundes Schildchen mit Namen und Dienstgrad hing, waren Stärke und Gliederung abzulesen. Die fünf, zeitweilig sechs Züge hatten je eine Spalte, und dann gab es Spalten für Kommandierte, Urlauber, Lehrgangsteilnehmer, Kranke, Dienstreisende und — Fahnenflüchtige!

Siebzehn Mann der Kompanie waren fahnenflüchtig. Darunter zwei Oberfeldwebel. Allerdings, sagte ihm Unteroffizier Schalk, sei es bei manchen infolge der Unordnung nicht ganz gewiß, ob sie auch wirklich flüchtig seien.

Es erregte Unteroffizier Hagmann stark, als er die Namen der Fahnenflüchtigen las. Ein adliger Schütze, von Wolffersdorff, war dabei.

Hagmanns Tun an der Tafel jedoch war darauf berechnet, daß Unteroffizier Schalk ihn bei nächster Gelegenheit als Dienstreisenden nach Dresden oder in die Nähe schicken möchte. Schalk versprach es ihm aus guten Gründen.

*

Am elften Februar fuhr Arthur Hagmann dienstlich nach Meissen an der Elbe, um ein Tornisterfunkgerät abzuholen. Der Dienstreiseausweis war zwar auf den zwölften ausgeschrieben, doch da der elfte ein Sonntag war, bekam Hagmann das unterschriebene und gesiegelte Papier vorher.

Die Fahrt nach Aussig klappte ohne Zwischenfälle. Doch im Prager Schnellzug bis Dresden hieß es vorsichtig sein.

Das Eintreffen des Schnellzuges verspätete sich um mehr als achtzig Minuten. Starke feindliche Bombergeschwader kreisten über dem nordböhmischen Industriegebiet.

Hagmann saß im Klubsessel einer geheizten Hotelhalle nahe dem Aussiger Bahnhof, denn auf dem Bahngelände selbst zu warten, schien ihm der vielen Wehrmachtsstreifen wegen nicht ratsam.

Er kam auch wieder unbehelligt durch die Sperre. Auf dem Bahnsteig war schon großer Andrang. Flüchtlinge aus den geräumten Gebieten Schlesiens standen neben ihren zahlreichen Gepäckstücken. Hoffnungslos schulterte ein alter, weißbärtiger Mann, der mit Bindfaden befestigte Lappen an den Füßen trug, seinen derben Knotenstock wie ein Gewehr.

Als der Schnellzug kreischend hielt, riß Hagmann die Tür vor sich auf und wollte hinein. Doch eine befehlerische Stimme belferte ihn an:

„Offiziersabteil, Kerl!“

Nun sah Hagmann die große 2 an der Scheibe. Er haute die Tür zu und drängelte schiebend und stemmend in einen anderen Wagen. Es erwies sich als großer Vorteil, daß er ohne Gepäck reiste.

Da nicht viel Leute ausstiegen, mußte eine ziemliche Anzahl Reisender zurückbleiben. Höchstens in den Offiziers-

Abteilen hätten noch einige Platz gefunden, aber die Herren wollten unter sich sein.

„Türen schließen!“ brüllten die Schaffner. „Zurücktreten!“

Hagmann stand in dem langen Wagendurchgang und atmete ruhiger, als der Zug abdampfte. Neben ihm saßen Leute auf Koffern.

Von Tetschen-Bodenbach fuhr der Schnellzug, nach kurzem Halt in Pirna, bis Dresden durch. Drei Viertelstunden noch.

Hagmann drückte die heiße Stirn scheuernd an das feuchte Glas der beschlagenen Fensterscheibe und sah ins Dunkel hinaus. Die Nässe der Scheibe kühlte angenehm. Schwarz und steif wie erstarrte Gestalten huschten draußen Leitungsmaste vorüber. Schnee lag nicht mehr. Manchmal stiebte ein Funkenregen vom Schornstein der Lokomotive an den Wagen entlang.

So stand Hagmann die ganze Fahrt fast bewegungslos. Auch als in Bodenbach Sitzplätze hinter ihm im Abteil frei wurden, regte er sich nicht.

Gewöhnlich wirkte das gleichmäßige Schuckern der rollenden Räder unbezwinglich einschläfernd auf ihn. Heute dagegen rüttelte der fahrende Zug gleichsam seine Sinne in erhöhtem Maße wach und wacher.

Schuckschuckschuck — schuckschuckschuck — schuckschuckschuck! schütterten die Räder über die Anschlußstücke der Schienen.

Serrenna — Serrenna — Serrenna! schütterten Hagmanns Gedanken zugleich mit.

Linie um Linie entwirrte sein bohrendes Sinnieren jetzt erstmals zusammenfassend. Bislang brandete nur eine Woge unbändigen Schmerzes durch ihn, wenn er genauer prüfen und wägen wollte. Aber nun sah er deutlich, wie all die

kleinen Zeichen und Anzeichen im Gebaren Serenas zusammenspielten, wie sie Ergänzungen schufen gleich einer aufgereihten Perlenschnur, die sich lückenlos bis zum vollendeten Ring schließt.

Vordem war Hagmann wohl wie ein Mensch, der nicht sehen kann, daß ein Dreieck darum ein Dreieck ist, weil es drei Ecken hat.

Serenas geradezu prüdes Abwehren von Zärtlichkeiten, ihr immerwährendes Auf-der-Hut-sein vor entscheidenden Worten, der andauernd wiederholte Versuch, gute Freundschaft und sonst nichts weiter zu halten, ihr Schweigen über die Reise nach Saarbrücken, das merkwürdige Verhältnis zu diesem Doktor Tsamados! Und endlich trotz allem ihr Geständnis am Zschornaer Brettmühlenteich, das vielleicht mehr eine Klage um den Verlust ihres Mannes gewesen sein mochte.

Was mußte Serena gelitten haben! Was mußte sie zur Stunde noch leiden! —

Zum erstenmal verbeugte sich die ganze verletzte Innerlichkeit des zurückgewiesenen Mannes vor dem stillen Heldentum und dem unsäglichen Mut zur Treue im Wesen dieser zarten Frau.

Daß Serena niemals sein werden konnte, wußte Hagmann. Jedoch wie ein durchschnittener Nerv noch unter den Augen des Arztes zuckt, und wie der Schwerverwundete meint, Schmerzen in einem Glied zu haben, das längst amputiert ist, so fühlte Arthur Hagmann zwischen sich und Serena seine losgetrennten, doch nichtsdestoweniger nach ihr zitternden Nervenfäden.

Auf dem Dresdner Hauptbahnhof ging es zu wie in einem Bienenschwarm, der mitten im Winter aus seinem warmen Korb verscheucht wurde. Flüchtlingszug um Flüchtlingszug

rollte ein. Die Vertriebenen suchten ihr Gepäck oder lagerten auf den eiskalten Steinplatten der Halle und schliefen.

Arthur Hagmann hatte nach der Ankunft Mühe, eine freie Telefonzelle zu finden.

Mit fliegenden Händen suchte er dann die Nummer der Klinik im Telefonbuch, obgleich er sie im Zug noch gewußt hatte.

„Nein, Fräulein Kreiner hat bis Dienstag Urlaub“, sagte ihm Schwester Margarete. Sie sei Sonntag früh mit ihrem Fahrrad nach Klostergrab gefahren, da keine Züge verkehrten. Der Herr Doktor habe es ihr zwar verboten, denn sie sei noch sehr anfällig, aber sie habe sich nicht halten lassen.

„Serra ist ja solch ein Trotzköpfchen!“ sagte die Schwester mütterlich.

Pochen an der Zellentür ließ Hagmann merken, daß er den Hörer noch ans Ohr hielt, obwohl das Gespräch längst unterbrochen war.

Serena ist nicht hier, dachte er. Nicht hier, nicht hier, nicht hier! klang es in einem fort vor seinen Ohren.

Plötzlich begannen die Menschen zu schreien. Schlafende wurden unsanft geweckt, ein kopfloses Hin und Her ging durch die Menge. Unglaublicher Tumult erhob sich innerhalb weniger Sekunden in der Halle. Rennend und um sich grapschend stießen hier Leute zusammen, da zerrte eine Frau ihren Kinderwagen am Stoßgriff mit Mühe hinter sich her, dort stolperte jemand und fiel. Andere trampelten darüber hin.

„Alarm! Flieger! Fliegeralarm!“ schrie es hundertfach.

Sirenen heulten beängstigend. Alles drängte zu den Luftschutzkellern, die nur einen geringen Teil der Masse faßten.

Auch Unteroffizier Hagmann wurde mitgerissen.

„Fort, fort, ihr Leute!“ geiferte eine alte Frau, der ein zerdrückter Henkelkorb am Arm hing. „Ich wohne seit sechzig Jahren in Glogau!“ Aus dem Korb tropfte klebriger Saft, der Hagmann die Hände bekleckerte.

Das war nur Quetschen, Schieben, Stoßen, Drücken, Zerrren, Drängen und Fuchteln. Die Menschen benahmen sich wie ein einziger todeszuckender Körper.

Hagmann preßte sich in eine Nische, wo er zwar beengt, doch freier atmen konnte. Der Saft an seinen Händen schmeckte süß und nach Rüben.

Die Menschen wurstelten an ihm vorüber.

Er lauschte.

Selbst wenn jetzt Flugzeuge über dem Bahnhof gewesen wären, hätte man die Motorengeräusche unmöglich wahrnehmen können.

Nach einer halben Stunde heulten die Sirenen Vorentwarnung.

Die Menschen beruhigten sich, standen still, horchten, trockneten den Schweiß. Ordner in Luftschutzhelmen bahnten sich einen Weg durch das Gewimmel.

Hagmann vermochte nach einigem Abwarten bis zur Meldestelle des Bahnhofs-Offiziers vorzudringen. Dort stempelte eine Rotkreuzschwester ohne langes Hinsehen und Fragen seinen Dienstreiseausweis.

Den Rest der Nacht lümmelte Hagmann dösend an einem Tisch im Wartesaal. Er versuchte, wie andere auf den Armen zu duseln, aber es war unmöglich.

Eine Stunde vor Abfahrt des ersten Zuges nach Meissen ging er auf den Bahnsteig.

Eigentlich war als Tag der Rückreise der dreizehnte Februar bestimmt, doch Hagmann beschloß, auf gut Glück am vierzehnten abends zu fahren und bis dahin, nach Er-

ledigung des dienstlichen Auftrages, in Kirchlitz bei seiner Mutter zu bleiben.

Serena kam ja erst am dreizehnten zurück . . .

*

Mutter Hagmann wußte sich vor Freude kaum zu fassen, als Arthur so unverhofft vor ihr stand.

Sie setzte die Milchgelte ab und breitete die Arme aus, die sie aber gleich wieder fallen ließ.

Arthur reichte ihr die Hand.

Er hatte das Tornisterfunkgerät bei seinen ehemaligen Wirtsleuten auf der Alaunstraße in Dresden untergestellt, um es nicht erst überflüssigerweise mit nach Kirchlitz zu schleppen. Das Gerät stand dort gut. Die alten Herrschaften wußten nicht, daß es ein Funkgerät war.

„Junge!“ sagte Mutter Hagmann einmal übers andere, indes sich Arthur kaum des Hundes erwehren konnte, der ihn täppisch ansprang und seine breiten Pfoten auf Arthurs Brust legte.

„Scharr“, sagte Hagmann lachend und tätschelte den Hund. „Alter Räuber, du!“

Selbstverständlich war wieder das erste, daß die Mutter geschäftig ihre aufgesparten Vorräte an Leckerbissen zum Vorschein brachte und den Tisch deckte.

Sie berichtete, daß sie ein Loch im Garten zu schaufeln begonnen habe, das Arthur, bevor er sich ein wenig aufs Ohr legte, besichtigte, und das ihn zufriedenstellte. Er würde es morgen vertiefen und mit Balkenschichten und reichlich Erde abdecken.

Beim Abendessen sagte Arthur seiner Mutter, daß er sich unter gar keinen Umständen wieder zur Front schicken

ließe. Wenn er also eines Nachts im März oder April hier auftauchen würde, dann wisse sie, was die Glocke geschlagen habe.

„Ich schicke dir einen leeren Briefumschlag mit der Post. Du weißt dann genau, daß ich unterwegs bin“, erklärte Arthur.

„Junge, du meinst, daß nichts mehr zu ändern ist?“ fragte Mutter Hagmann ängstlich.

„Nein, bestimmt nicht“, erwiderte Arthur. „Gar nichts ist mehr zu ändern. Der Krieg ist verloren. In ein paar Wochen sind die Russen hier!“

„Ja, die Russen! Wenn's bloß die Russen nicht wären!“ sagte Mutter Hagmann und knotete an den Zipfeln ihres Kopftuches unterm Kinn. „Ach, wenn du nur gleich hierbleiben könntst, Junge!“

„Das geht nicht“, entgegnete Arthur. „Man würde mich zuallererst hier vermuten. Du weißt ja noch, wie gemein die lieben Nachbarn waren, als ich nicht sofort eingezogen wurde.“

„Freilich, freilich, Junge!“ seufzte die Mutter. „Das war schon so. Wenn das der Papa wüßte! Der verschläft das ganze Unglück.“

Nun weinte sie leise vor sich hin.

„Ich komme schon heil durch!“ beruhigte Arthur. „Und vor den Russen braucht ihr auch nicht so eine Heidenangst zu haben. Klar, wo gehobelt wird, fallen auch Späne. Wir haben doch alles vorgemacht. In der Tschechei, in Frankreich, in Rußland und wo weiß ich sonst noch! Und im Krieg beißen meistens die Unschuldigen ins Gras . . .“

„Ja, aber was in den Zeitungen steht!“ schluckte Mutter Hagmann. „Das ist ja schlimm!“

„Zeitungen“, sagte Arthur verächtlich. „Die Zeitungen

sind für Waschweiber. Geh mit diesen Schmierern! Die kriegen ihr Geld und schreiben, was grade verlangt wird.“

Zweifelnd sah Mutter Hagmann ihren Sohn an.

„Vielleicht kannst du Flüchtlinge ins Haus nehmen, daß du nicht ganz allein bist“, riet Arthur.

„Gerne“, sagte Mutter Hagmann. „Sie könnten oben wohnen.“

„Natürlich“, sagte Arthur. „Beruhige dich nur! Scharr ist ja da.“

Der Hund, der blinzeln vorm Ofen gelegen hatte, sprang gähnend auf, als er seinen Namen hörte.

„Sieh doch, was Scharr für Zähne hat, Mutter! Der läßt niemand an dich 'ran.“

„Schwer aufgepaßt, Scharr!“ ermunterte er den Hund, der den Kopf auf seinen Oberschenkel legte und ihn anblinzelte.

„Scharr, der gute!“ sagte Mutter Hagmann. „Ich gebe ihm jeden Tag sein Schüsselchen Milch.“

„Das verdient er auch, was Scharr? Und jetzt gehn wir schlafen. Ich bin von der Liegerei auf dem Sofa erst richtig müde geworden. Morgen bleibe ich ja noch da.“

„Morgen ist Fastnacht“, setzte Arthur nach einem Blick auf den Wandkalender hinzu. „Der dreizehnte . . .“

„Dann ist Aschermittwoch“, sagte die Mutter.

Aschermittwoch! dachte Arthur vorm Einschlafen noch einmal.

*

Den nächsten Abend legte sich Arthur zeitig zu Bett. Das Bauen des Unterstandes hatte ihn ermüdet.

Er schlief nicht gleich, sondern verspeiste einige Äpfel, die in seiner Kammer aufbewahrt wurden. Genußvoll be-

schäftigte er sich so ausschließlich mit dem Schnorpsen der mürben Renetten, daß er zunächst dem Geschrei auf der Dorfstraße weiter keine Beachtung schenkte.

Aber jetzt verhielten seine kauenden Kinnladen und er horchte.

Dumpfes Röhren von Bombern schütterte in den Hausmauern.

Nun rief Mutter Hagmann, die noch unten geblieben war:

„Arthur! Arthur!“

Scharr bellte und kratzte an der Kammertür.

„Was ist denn los?“ fragte Arthur, der nach den Kleidern auf dem Stuhl fingerte.

„Komm doch!“ rief die Mutter. Ihre Schritte tappten auf der knirschenden Holzterappe.

„Flieger, Junge! Hörst du's nicht?!“

„Deutsche vielleicht“, sagte Arthur und stieg flugs in die Hosen.

„Nein, keine von uns!“ sagte die Mutter bebend.

Der Hund nieste und zerrte an Arthurs Jackenärmel.

„Geg weg!“ schrie Hagmann.

Welle um Welle donnerte kaum zwei-, dreihundert Meter hoch über das Dorf.

Auf einmal bemerkte Arthur auch den fahlen gelben Lichtschein, der durchs Treppenfenster an die gekalkte Wand fiel.

Er rannte hinunter, riß die Haustür auf, und stand wie Lots zur Salzsäule erstarrtes Weib.

„Dort!“ sagte er laut und wies mit dem Finger, obwohl die Mutter noch nicht hinter ihm war.

Über der Dresdner Heide standen Leuchtbomben im Nachthimmel. Lange, übereinander gestaffelte Reihen zogen sich am Horizont hin. In jeder Sekunde leuchteten neue auf wie Raketen und Schwärmer eines riesigen Feuerwerkes,

Christbäume, dachte Hagmann. Christbäume, die Vorzeichen der Bescherung!

Kilometerweit zuckten Wolkenhaufen über den Himmelsbränden. Vereinzelt stürzten Leuchtfallschirme mit langen Rauchsweifeln zur Erde.

Serena — Dresden! schoß es Hagmann durch den Kopf, aber das war ein und dasselbe.

Dresden — Serena!

Er spürte, wie sein Nacken steif wurde vom angestregten Blicken gen Himmel.

Flakschüsse röhreten, als ob man Spunde aus gewaltigen Fässern zöge. Die Geschosse zersprangen sprühend. Scheinwerferstrahlen durchrasten den Himmel und ließen die metallischen Todesvögel silbern aufblinken. Knattern von Bordkanonen mischte sich in das langsamere Tackern der leichten Flakgeschütze. Phosphorgranaten zogen wie leuchtende Zickzackschnüre empor.

Wie hohles Geisterraunen surrten unterbrechungslos Motoren in der Luft.

„Was, Junge?“ fragte Mutter Hagmann zitternd. „Wohin, Vater im Himmel?“

„Ruhig Blut, Mutter!“ sagte Arthur tonlos. „Hier werfen sie keine Bomben. Aber dort wird's gleich losgehn!“

Die Mutter klammerte sich an ihn.

„Bleib!“ bat sie.

Andere Frauen kamen in den Hof gelaufen.

„Ins Haus!“ schrie Hagmann, als er hörte, daß Flaksplitter auf die Dächer prasselten. „Im Haus seid ihr sicher!“

Kreischend stürzten die Frauen hinein.

Arthur gesellte sich den Männern bei, die auf der Dorfstraße hin und her liefen.

„Licht aus! Seid ihr verrückt?!“ brüllte jemand.

Hagmann erkannte Bremer Arno, den Nachbarn.

„Jetzt geht's auf Dresden!“ sagte Bremer.

Schreie, Beten, Gewimmer wurden allenthalben laut.

„Jagt die Weiber von den Zäunen weg!“ schrie eine Männerstimme.

Dann begann das Feuerwehrrhorn klagend zu tuten.

Und endlich drangen die ersten Bombenexplosionen heran. Das Wummern nahm kein Ende. Stoßweise, wie in schwerem Erdbeben, schwankte der Boden unter den Füßen.

Hagmann war bis zum Erbgericht gekommen und sah, daß Feuerwehrleute, darunter auch Mädchen in Uniformen, Schläuche aufwickelten, Feuerhaken bereitstellten und die Spritze aus dem Spritzenhaus zerrten.

Scharr war plötzlich neben Arthur und bellte.

Ins Dach der Posthilfsstelle krachte ein Splitter.

Eine Frau schrie gellend und ohne aufzuhören:

„Mein Mann, mein Mann, mein Mann!“

„Was ist denn mit ihm?“ fragte Hagmann die Frau, in der er eine Schulkameradin erkannte.

„In der Kaserne! In der Kaserne!“ schrie sie darauf genau so ohne Ende.

Aber als sie ein Stück fortgerannt war, drehte sie sich um und greinte voller Wut:

„Und du Hund bist hier! Du Drückeberger!“

Vorm Erbgericht hielt ein Auto.

Ortsgruppenleiter Häbold stieg aus. Sein offener Lederolmantel umwehte ihn. Man sah die braune Amtswalteruniform mit den goldenen Knöpfen darunter.

Häbold ging zu den Leuten an der Motorspritze.

„Draufhörn, Männer!“ schrie er. „Großangriff auf Dresden! Freiwillige zum Katastropheneinsatz vor!“

Niemand meldete sich.

„Geh doch alleine!“ murrten etliche.

„Ruhe! Parteigenossen vortreten!“ brüllte Häbold unzufrieden und stützte beide Arme in die Hüften.

Zögernd lösten sich einzelne Gestalten aus der Menge.

„Alle, alle! Los, los!“ kommandierte der Ortsgruppenleiter.

Lediglich fünf Männer standen eingeschüchtert vor ihm. Einer wagte zu sagen:

„Wenn aber nu hier was passiert?!“

Da es Häbold zu wenige sein mochten, verlangte er, daß die Volkssturmpflichtigen heraustreten sollten.

„Ich bin örtlicher Hoheitsträger!“ gurgelte der Ortsgruppenleiter. „Raustreten!“ befehle ich. „Ich bringe jeden zur Meldung!“

Widerwillig kamen endlich fast sämtliche Männer näher.

Hagmann sah die mürrisch verzogenen Gesichter in der stärker werdenden Flackerglut der fernen Brände, die den Himmel mit blitzenden gelben Lohen peitschten. Polternde Sprengungen ließen die Erde in grummelndem Beben verharren.

Der Unteroffizier zog sich zurück. Er wollte nicht von Ortsgruppenleiter Häbold gesehen werden.

Heulend flitzte ein Halbwüchsiger in HJ-Uniform vorüber, dem ein Flaksplitter die Backe zerrissen hatte. Metallsternchen waren auf seinen Schulterklappen. Am Koppel trug der Saujunge eine Pistole.

Der Ortsgruppenleiter ließ abzählen und teilte mit lauter Stimme nach irgendeinem Plan ein.

Hagmann sah das Durcheinander der Flüchtlinge auf dem Dresdner Hauptbahnhof, so wie er es am Sonntag abend erlebt hatte, vor seinem geistigen Auge aufstehn. Das Herz krampfte sich ihm zusammen.

Seit einigen Minuten kamen keine Bomber mehr über das Dorf geflogen. Die Leute wurden allmählich ruhiger und ergingen sich in furchtbaren Ausmalungen.

Jenseits des Dorfteiches schrie die junge Frau immer noch wie irrsinnig nach ihrem Mann.

Mutter Hagmann saß auf der Haustürschwelle und betete verhalten.

„Geh hinein, Mutter!“ sagte Arthur. „Dich friert doch!“
„Dresden, Junge!“ erwiderte sie schluckend.

„Nicht zu ändern“, sagte Arthur schulterzuckend und hätte am liebsten geheult.

Immer noch war ihm, als ob Serena und Dresden ein und dasselbe seien.

*

Früh gegen zwei Uhr erfolgte ein zweiter, nicht minder heftiger Angriff.

Die Brände loderten in den neuen Tag. In den entferntesten Dörfern und Städten standen Menschen und beobachteten das grausige Schauspiel.

Arthur Hagmann fuhr morgens mit einem Lastwagen, dem er an der Hauptstraße winkte und der hielt, nach Dresden zu. Unter der Plane hockten schon Leute. Ein Soldat, der seinen Stahlhelm auf dem Kopf trug, blickte den zu- steigenden Unteroffizier scheu an.

Flüchtlinge mit unsinnig bepackten Karren, Kinderwagen oder Fahrrädern zockelten in die um Dresden liegenden Ortschaften. Ihre geschwärzten Gesichter spiegelten die Schrecknisse der verflossenen Nacht. Vielen waren Kleider, Haare und Schuhsohlen versengt. Eine Frau lief im Bademantel, den sie vorn mit blutbesudelten Händen zusammenhielt.

Der Unteroffizier sah durch einen Schlitz der im Wind klatschenden Wagenplane traurige Bilder großen Elendes.

Auf der Bautzner Landstraße in Bühlau hielt der Wagen. Hier sollten keine Bomben gefallen sein, wußte der Fahrer. Auch auf dem Weißen Hirsch nicht.

Gleich dem Geruch eines riesenhaften Scheiterhaufens wehte es durch die Straßen.

Qualm und Rauch! dachte Hagmann.

„Haben wir je so einen Aschermittwoch feiern dürfen?!“ sagte ein alter Mann neben ihm, der Filzpantoffeln an den Füßen und eine Hausjacke mit Schnüren auf der Brust trug.

Hagmann blickte auf und bemerkte, daß das Gesicht des Greises nur zur Hälfte rasiert war.

„Ja, da gucken Sie, was? Ich stand gerade vorm Spiegel und schabte mich“, sagte der Greis. „Jetzt suche ich die Mutter. Wir wohnen am Albertplatz. Bei uns ist eine Luftmine niedergegangen. Auf der Bautzner Straße liegen ganze Reihen Soldaten. Alle auf dem Gesicht. Und beim Waldschlößchen auf den Elbwiesen haben sie die Verwundeten aus den Lazaretten zusammengesossen . . .“

„Silberweg?“ fragte Hagmann ihn. „Sind dort Zerstörungen?“

„Silberweg?“ erwiderte der Greis, der sich seine Mutzpfeife zwischen die zahnlosen Lippen hängte und kalt paffte. „Das ist doch bei Lahmanns Sanatorium. — Nein, dort ist nichts gefallen.“

Aufatmend bedankte sich Hagmann und beschleunigte seinen Schritt.

Handwagen, auf denen ächzende und wimmernde Verletzte lagen, wurden vorübergezerrt. An einem Mauersockel erblickte Hagmann ein weißhaariges Mütterchen, das alte Schuhe und eine Kaffeemühle in der fleckigen Schürze hielt.

Bibbernd drang der keuchende Atem aus ihrem welken Mund. Speichel sabberte über ihre wollende Strickjacke. Sie stierte aus blöden Triefaugen aufs Pflaster. Manchmal hob sie die knöchernen Hand, als ob sie jemand winke.

Mittlerweile bog Hagmann rechts ab in den Silberweg. Er sah, daß die Häuser unbeschädigt waren.

In stetig anwachsender Erregung und immer schneller laufend hastete er durch die Gartenpforte, durch die Haustür, eine Treppe hinauf. Im Treppenhaus hing der bronzierte Alarmgong. Der hölzerne Schlegel lag noch auf dem Fensterbrett.

In eine der Sandtüten neben der Tür war ein blutiger Stoffetzen gestopft!

Hagmanns Kehle schnürte sich zu.

Serena Kreiner, stand auf dem zierlichen Schildchen unter dem großen Messingschild des Hausbesitzers Lange, Diplomingenieur.

Nach dem Klingeln meldete sich niemand.

Hagmann klopfte. Die Klingel ging natürlich nicht.

Nun hörte er Schritte hinter der Tür.

Wenn Serena käme!

Nein, nur Herr Lange öffnete.

„Verzeihen!“ stotterte Hagmann. „Ist Serena — ist Fräulein Kreiner hier?“

„Nicht da“, erwiderte Herr Lange, der übernächtigt und grau aussah. Seine Hornbrille hatte er in die Stirn geschoben.

„Herrgott!“ sagte Hagmann. „Wo mag sie stecken?!“

„Weiß nicht. Vielleicht an ihrer Arbeitsstelle.“ Herr Lange zuckte mit den Achseln und nahm eine Zeitung von der Flurgarderobe, an der nur ein schwarzer Regenschirm lehnte.

„Danke!“

Der Unteroffizier rannte davon.

In der Klinik herrschte ein unaufhörliches Kommen und Gehen. Verwundete auf Tragbahren wurden gebracht. Schreiende, zuckende Menschenbündel.

Im Empfangszimmer fragte Hagmann nach Schwester Margarete.

Die ältliche Frau schüttelte mit dem Kopf. Sie hatte einen Bleistift hinterm Ohr. Ihre Stirn war faltig.

„Herr Doktor operiert“, sagte sie. „Schwester Margarete assistiert.“

„Wissen Sie, was mit — mit Fräulein Kreiner ist?“

„Ach, unser Wildfang“, sagte die ältliche Frau lächelnd. „Serra hat Glück im Unglück. Hier liegt der Zettel noch. Das Amt hat ein Telegramm durchgegeben. Gestern abend. Genau sechs Uhr. — Rückfall. Liege wieder. Serena. Schwester Margarete hat's aufgenommen.“

Mit unmenschlichem Geseufze fiel Hagmann auf einen hinter ihm stehenden Korbstuhl und barg sein Gesicht in beiden Händen. Nach einem Weilchen erst fragte er, ob er sitzen dürfe, und merkte nicht, daß er längst saß.

„Sie sind gewiß Herr Hagmann, stimmt's?“ fragte die Frau und lächelte verschmitzt.

„Ja“, erwiderte der Unteroffizier, der sein Taschentuch in der Hand knüllte. „Daß Serena nicht hier ist! Ich habe mir die schrecklichsten Gedanken gemacht. Sie hat so viel Schweres gehabt!“

Er schwieg übergangslos, als er das Parteiabzeichen am Kleid der Frau sah.

Sie stützte beide Hände auf den Schreibtisch.

„Hier sitzt Serena sonst“, sagte sie.

Auf einmal heulten Sirenen draußen.

Die Frau verfärbte sich und sprang auf.

„Noch nicht genug!“ rief sie und stürzte hinaus.

„Alarm! Alarm! Alarm!“ schrie sie im Flur.

Glastüren krachten, ein jämmerliches Winseln begann.

Die elektrische Uhr im Empfangszimmer stand. Hagmanns Armbanduhr stand ebenfalls. Es würde ungefähr Mittagszeit sein.

Hagmann raste mit anderen Leuten in den Wald hinter der Klinik.

Flugzeugbrummen, vereinzelt Flakschießen, das flatternde Rauschen von Bomben, dann schweres Wummern.

Wie Tiere auf dem Schlachthof kreischten Frauen im Wald.

Von der Luftabwehr war fast nichts zu hören.

Um so besser klappte die andere Abwehr.

Feldpolizei und Wehrmachtstreifendienst hielten alle Straßenausgänge besetzt.

An der Ullersdorfer Straße verlangte ein Feldwebel des Streifendienstes, dem das Kettenschild vor der Brust hing, Hagmanns Papiere. Vorher hatte er den Ausweis eines Mannes in Zivilkleidung geprüft.

„Wohin?“ fragte der Feldwebel finster.

„Nach Radeberg“, erwiderte Hagmann. „Von Dresden aus gehn doch keine Züge.“

Unweit, am Straßenrand, hielt ein Beiwagenkrad, auf dessen Sitz ein Gefreiter hockte. Hagmann sah die große schwarze Tasche mit der 08-Pistole. Am Zaun aber standen vier zerlumpte Landser, die wahrscheinlich hier ergriffen und festgenommen worden waren, als sie die Stadt verlassen wollten.

„Rückfahrt am dreizehnten, Unteroffizier!“ herrschte der Feldwebel Hagmann an.

„Wären Sie gefahrn, wenn sie schon feste Bomben schmeißen?“ wandte Hagmann ein. „Ich habe keine Schnellzugenehmigung gekriegt.“

„Werden Sie nicht patzig, Mensch! Sie unmilitärisches Fressen! Sie hätten eben vorher fahren müssen!“

Er gab Hagmann die Papiere und das Soldbuch zurück. Dieser vermochte nur schwer an sich zu halten.

„Und das Funkgerät? Wo ist das denn?“

Schrecken durchzuckte Hagmann. Nicht die Spur eines Gedankens hatte ihn bislang das Funkgerät beschäftigt.

Gefaßt fand er endlich eine Ausrede, indes der Feldwebel seine Brust herauswölbte und die Finger der rechten Hand zwischen die obersten Feldblusenknöpfe schob.

„Das Gerät war beim Bahnhofs-Offizier eingestellt. Die Kiste ist bestimmt zur Katze! Ich konnte sie doch nicht andauernd mit rumschleifen. Ich bin schwer verwundet gewesen, Herr Feldwebel!“

„So“, sagte der Feldwebel und nickte. „Wenn das man gut geht. Mach dich aus'm Staube!“

Über die Sommerfrische Ullersdorf lief Hagmann mit Flüchtlingen aus Dresden durch beruhigend rauschende Kiefern- und Fichtenwälder bis Radeberg. Bis Ullersdorf half er einer alten Frau ihren Handwagen schieben.

Sie zog an der Deichsel und sagte nur von Zeit zu Zeit: „So eine Schande! So eine Schande!“

In Radeberg hoffte Hagmann Verbindung über Arnsdorf nach Bad Schandau zu bekommen.

*

Während der Rückfahrt gingen dem Unteroffizier die verschiedensten Erwägungen durch den Kopf.

Die Frage des Feldwebels nach dem Tornisterfunkgerät hatte in ihm ernsthafte Besorgnis ausgelöst, aber wer konnte ihm denn auch nur das geringste nachweisen? Der Bahnhofs-Offizier etwa? Der war bestimmt tot.

Viel mehr beschäftigte sich Hagmann mit den hoffnungslosen und verzweifelten Reden der Leute auf den Bahnsteigen und im Eisenbahnabteil. Beinahe jedes Wort gab ihm die felsenfeste Überzeugung, daß das Kriegsende unmittelbar bevorstehe.

Hätte er nicht doch besser zu Hause bleiben und sich verbergen sollen? Kein Hahn würde darum krähen. Weshalb sollte er sich nicht unter den Leichenbergen in Dresden befinden?

Diese Erwägung dünkte dem Unteroffizier ebenso einfach wie folgenswer.

Wer weiß, ob du dort, junger Mann im Winterulster, nicht vor ein paar Stunden noch eine Uniform auf dem Balg trugst? mutmaßte Hagmann, indes er die Fahrgäste nacheinander musterte. Und jener dort, der immer nur zum Fenster hinausstierte und beim Halten des Zuges, sobald die Tür geöffnet wurde, mit Flackeraugen rückwärts über seinen hochgeschlagenen Mantelkragen schielte!

Nein, das dauernde Gefühl, die Häscher können einem gleich im Nacken sitzen, würde sich im Verlauf weniger Tage zum reinsten Verfolgungswahn auswachsen! Niemand, mit dem man seine Bedrängnis teilte, niemand, dem man ein Wort sagen dürfte. Das bißchen anfängliche Kaltblütigkeit würde zusammensacken wie ein Kartenhaus unterm ersten Windstoß.

Besser, die Kluft bis zum letzten Tag anbehalten. Solange man sie noch am Leib hatte, konnte man wenigstens zunächst leugnen, auch wenn man unerlaubt von der Truppe fort war.

Nicht zuletzt dachte Arthur Hagmann daran, daß Serena in Klostergrab, also nur vierzig Kilometer von Leitmeritz weilte, und nicht zuletzt bestimmte ihn dieser Umstand zur einstweiligen Rückkehr ins Leitmeritzer Priesterseminar.

XI

Alles regelte sich dank Hagmanns Vertrautheit mit dem Geschäftszimmer-Unteroffizier zufriedenstellend. Hagmann mußte eine eidesstattliche Versicherung über den Verlust des Tornisterfunkgerätes beim Bombenangriff auf Dresden in der Nacht vom dreizehnten zum vierzehnten Februar abgeben.

In der Stube hatten sich ganz offen zwei Parteien gebildet, die stundenlang gegeneinander stritten. Beredsam erklärte die eine Seite, der Krieg könne und müsse gewonnen werden, egal wodurch, und wenn noch Gas angewendet würde, indes die andere Partei dagegen behauptete, das sei heller Wahnwitz und jeder Tag des Weitermachens bedeute ungeheure Leiden für die Bevölkerung. Die ersteren waren mit ihrer Meinung weitaus in der Minderzahl. Sechs oder sieben Berufssoldaten, ein Steuerberater, und ein Bezirks-Schornsteinfeger, der zwar nicht aktiv diente, der aber um seine schöne, saubere Unteroffiziers-Uniform bangte. Vierzig Mann lagen insgesamt auf der Stube in den zweistöckigen Betten. Die Spinde mußten sich immer zwei teilen.

Auch Unteroffizier Hagmann ließ sich wiederholt zu eindeutigen Erklärungen hinreißen.

Solch ein Streit entbrannte besonders heftig, als Hauptmann Loibl, ein seit kurzem beim Bataillon anwesender Ritterkreuzträger, gesprochen hatte. Die Rede war von vielen Öhm, öhm gespickt. Hagmann hörte belustigt, wie der Ritterkreuzträger, ein noch junger Mensch, immer wieder in keinster Weise, statt in keiner Weise sagte. Loibl schlug

sich an die ordensgeschmückte Brust und wies mit der behandschuhten Hand gen Himmel. „Ihr habt einen Fahneneid geschwört, Kameraden!“ brüllte er. „Der Fahneneid war schon bei den alten Germanen heilig! Wer ihn bricht, hat in keinster Weise mehr ein Recht zum Leben! Tue jeder seine Pflicht! Todfeindschaft den Horden aus Asien!“ Dabei donnerte er mit den Stiefelspitzen immerzu ans Rednerpult.

„Stuß!“ sagte Hagmann als erster auf der Stube. „Alles Stuß! Wenn's nicht mehr geht, dann geht's eben nicht mehr.“

„Du Drückeberger hast's nötig!“ schrie sofort der kleine Unteroffizier Jabusch, der aktiv diente, und der eigentlich Sanitäter war.

„Du drückst dich doch auch seit Monaten“, erwiderte Hagmann gelassen.

„Aber du machst keen Dienst! Du schwiefelst die Nächte draußen rum!“ schrie Jabusch giftig.

„Soll ich hier's Grüßen lernen? Wie du, Dummkopf? Ich habe mein EK nicht im Lazarett verdient, merk dir das!“

Jetzt fuchtelte Jabuschs geballte Faust unter Hagmanns Nase.

Einige lachten.

Jabusch schrie:

„Ick wer dir eens vakümmeln, du Bube!“

Schon prallten die Parteien aufeinander. Bald gab ein Wort das andere und die Unteroffiziere schnatterten durcheinander wie Gänseriche auf der Straße. Der Anlaß des Streites lenkte nur zum Hauptthema.

Hagmann entfernte sich stillschweigend und unbeobachtet. Er wollte zu Gerty Esche, die ihn erwartete.

Bisher war es keinem eingefallen, jemanden wegen sogenannten zersetzenden Äußerungen zur Meldung zu bringen.

Trotzdem hatte Unteroffizier Schalk Hagmann geraten, sich vor Jabusch in acht zu nehmen, denn dieser stehe als Spitzel mit dem NS-Führungsoffizier Leutnant Eidam in Verbindung.

Hagmann verkehrte in letzter Zeit noch freundschaftlicher mit dem Kompanie-Unteroffizier, und zuweilen tranken sie Bier zusammen, wenn es die Gelegenheit ergab, daß sie sich im Roten Krebs oder anderswo trafen. Eigentlich rührte das gute Verhältnis in der Hauptsache davon her, daß eine Bekannte Gertys die Geliebte Schalks war, was die beiden Unteroffiziere anlässlich eines zufälligen Treffens in Anwesenheit der Frauen feststellten.

Von Serena aus Klostergrab kam keine Post, obwohl Arthur ihr zweimal Briefe sandte.

Heute schrieb man bereits Dienstag, den sechsten März.

Unteroffizier Hagmann strich in seinem Taschenkalender die Tage ab. Spielerei. War eine Woche voll, so machte er einen Längsstrich durch die sieben Tagesspalten, wie die Bauern ihre Kornsäcke beim Ausdreschen zählten.

Der letzte Schnee taute unter warmen Sonnenstrahlen. Ein Nachwinter war dieses Jahr nicht zu erwarten. In den Gärten nahe der Kaserne sah Hagmann Märzenbecher blühen.

Manchmal abends lief Arthur mit Gerty an der Elbe entlang, auf der nur wenige Frachtschiffe verkehrten. Noch schwammen Eisschollen vom Riesengebirge herab, und zuweilen hockten Vögel, Wildenten oder Taucher, auf dem Eis. Die Büsche am Ufer rochen schon, als ob ihre Knospen aufspringen wollten.

Was war denn heute aber da vorne los?

Von Osten und Südosten her rollten auf allen Straßen hochbepackte Flüchtlingsfuhrwerke. Fliegern in der Luft mußten

diese Trecks erscheinen wie endlos vielgliedrige Schlangen, die ihre Köpfe immer weiter nach Westen vorschoben, um endlich den Eingang zu einer schutzgewährenden Höhle zu finden.

Hagmann sah, daß sich vor der Stadt Leitmeriz ein Unglückszug aus verschiedensten Wagen staute. Die Spitze hielt schon am Markt, indes das Ende noch auf freier Landstraße wartete.

In der Elbniederung flogen zwei Störche südwärts, Prag zu. Jenseits des sonnenspiegelnden Stromes weitete sich eine Ebene, aus der die langen Flachdächer der Festung Theresienstadt ragten.

„Hier bleiben wir!“ rief eine erkältete Mädchenstimme.

Fußgänger standen auf dem Gehsteig rechts der Straße und blickten mitleidig oder neugierig zu den schweren Bauernwagen, an denen hier und dort kotige Holz- und Blechschilder mit der Aufschrift der Eigentümer zu sehen waren.

Kreis Habelschwerdt, las Hagmann unter Namen und Ort meist. Einmal auch Kreis Oels.

Hausrat, alle Arten Bündel, Federbetten, Heusäcke und Drahtkäfige mit Geflügel hingen in den Sprossen der Leiteraufsätze. Hühner gackerten, Hähne krächten schrill. Vereinzelt sprangen Männer von den Wagen. Sie wateten unschlüssig im Schneematsch, vertraten sich die steif gewordenen Beine, schütteten schleimige Tabaksjauche aus ihren Pfeifenrohren, wechselten einige stumpfsinnig-belanglose Worte, oder machten sich gleichgültig am Geschirr der erschöpften Zugtiere zu schaffen. Flüche belebten die trübselige Stimmung. Ein Ochse wollte sich niederlegen, doch der Fuhrmann peitschte ihn unbarmherzig hoch. Schnaufend schüttelte der Ochse seinen Kopf mit den abgefeilten Stummelhörnern. Aber er brüllte nicht einmal.

Hagmann sah den falben, verdreckten Schwanz und das Rückgrat des gepeinigten Tieres zittern. Die Ochsen mußten ja unter der schärferen und ungleichmäßigeren Gangart der Pferde leiden.

Kinderplärren klang in den Tumult.

Dem Unteroffizier trännten die Augen vom grellen Sonnenlicht, das sich in der glitzernden Eisfläche auf dem schrägen Pappdach einer Tankstelle brach. Tauwasser tropfte von der Traufe und rann im Gesenke einer Rinne zum nächsten eisenrostbedeckten Kanalloch.

Ein Mädchen in weißem Berufsmantel hantierte an der Benzinpumpe, die in der mittleren dreier gelber Tanksäulen untergebracht war. Ein Wehrmachtsauto hielt unter dem Dach. Der Fahrer hatte die Motorhaube ausgehoben und wartete aufs Benzin. Er nestelte den Tankschein aus der Brusttasche. Um den linken Ärmel trug er eine Binde mit dem Aufdruck: OKW-Wehrmachtsstreife.

Aus einem pferdebespannten Auto stieg eine junge Frau in braunem Pelzmantel durch Pfützen zur Tankstelle. Doch das Mädchen dort verneinte kopfschüttelnd. Die Frau trat von einem Fuß auf den andern und blätterte immer mehr Geldscheine aus ihrer Handtasche auf. Es nützte nichts. Nun tupfte sie sich die Augen mit einem Tüchelchen und überquerte wieder die Straße. Vor dem Schneewasser brauchte sie sich nicht besonders in acht zu nehmen, sie hatte Stiefel an.

Vielleicht Juchtenstiefel aus Rußland! dachte Hagmann.

„Wird denn wirklich hier geblieben?“ fragte eine Greisin, die auf einem weidengeflochtenen Reisekorb saß.

„Kann sein, 's kann aber auch gleich weitergehn“, erwiderte eine keifende Weiberstimme aus dem Inneren des Wagens, dessen vordere Hälfte von wetterfesten Planen überspannt war.

„Ich rate Euch sitzenzubleiben!“ sagte der Bauer, der sich vorn vom Fuhrmannssitz aufreckte.

Die Greisin hielt ihren verschossenen blauen Stoffbeutel im Schoß, der zwei stählerne Ringe zum Anfassen hatte. Sie nahm einen Wecker aus dem Beutel und sah nach der Zeit.

Hinter diesem Fuhrwerk kam ein hochkarriger, von Maultieren gezogener Ackerwagen. Zwei aneinandergekettete Ziegen standen, jammervoll blökend, mit langen, aufwärts gebogenen Klauen und schweren Eutern unter dem Gefährt.

Hagmann taten die Tiere leid.

An den Wagen entlang gingen jetzt breitspurig ein Oberleutnant und ein Oberfeldwebel in grauen, beinah im Dreck schleifenden Mänteln. Wie der Fahrer des Autos bei der Tankstelle trugen beide Armbinden des OKW-Streifendienstes. Der Oberleutnant verschränkte die Hände auf dem Hintern. Sein gedunsenes Säufergesicht blieb unbewegt, wenn der Oberfeldwebel die Männer des Trecks nach ihren Papieren fragte. Nur sobald ein junges Mädchen mit strampelnden Beinen irgendwo vom Wagen rutschte und hilflos zappelnd ihre Oberschenkel entblößte, huschte ein lüsternes Aufleuchten über die schlaffen Züge des Offiziers.

„Noch jemand auf dem Karren?“ fragte der Oberfeldwebel.

„Frauen und Kinder!“ erwiderten die Männer herausfordernd. Es paßte ihnen sichtlich nicht in den Streifen, andauernd nach Ausweisen und all dem Zeug gefragt zu werden. Krächzend und spuckend verwahrten sie die Papiere, meist Wehrpässe, wieder in den Brusttaschen.

Von der Kaserne marschierten Soldaten auf der abschüssigen Straße heran. Alte, hagere Gesichter. Sie sangen in schlechtem Takt: „Hoch auf dem gelben Wagen sitz ich beim Schwager vorn . . .!“ Bei der Wiederholung: „Ich möchte ja

so gerne noch bleiben, aber der Wagen, der rollt . . .“, wurde das Singen zweistimmig. Vor jedem neuen Vers schrie ein Unteroffizier aus dem ersten Glied: „Drei, vier!“ Der kleine Leutnant zu Seiten war noch sehr jung, ein richtiges Bürschen. Er hatte keinen Mantel an und sein Koppel sah gelb aus. Frontoffiziere färbten ihr Lederzeug schwarz. Flott eingedrückt saß dem Kleinen die Schirmmütze schief über dem rechten Ohr.

Da preschte der Treckführer auf seinem Motorrad von der Spitze des Wagenzuges heran. „Anfahren!“ brüllte er.

Lauffeuergleich setzte sich die Kunde von Mund zu Mund, von Wagen zu Wagen fort, daß vierundzwanzig Stunden Rast sei. Einer teilte dem anderen mit: „Hier wird ausgeruht! Vielleicht sogar umgekehrt. Paßt auf, in einer Woche oder etwas länger sind wir, so Gott will, wieder daheim!“ Ähnliche Reden schwärmten allenthalben.

Glocken läuteten über der Stadt wie zum Willkommen.

„Heilige Mutter bitt für uns!“ murmelte die Greisin auf dem Reisekorb und bekreuzigte Stirn und Brust.

„Hüh!“ schrien die Fuhrleute grob und ließen ihre Peitschen knallen und sausen.

Holpernd und knarrend bewegte sich Wagen um Wagen dem Marktplatz zu. Viele der Flüchtlinge liefen nebenher.

Das Ziegenpaar meckerte wie toll.

In Hagmann krampfte sich alles zusammen vor Mitgefühl.

Er ging eine Seitenstraße bis zum Markt.

Dort kribbelte und krabbelte es wie im Troß eines mittelalterlichen Heerhaufens. Vermummte Gestalten rannten durcheinander, Kinder greinten, Deichselketten klirrten, Zugtiere wurden ausgeschirrt und bekamen Futter hingeworfen.

Mädchen knöpfelten ihre Blusen am Hals auf vor der wärmenden Märzsonne. Manche kämmten sich und lasen Strohhalme aus den zerwühlten Haaren. Dabei blinzelten sie nach den Namen der Kaffee- und Gasthäuser.

Abends, mochten die Mädchen vielleicht denken, abends sind Soldaten dort . . .!

Das Menschliche verläßt den Menschen niemals.

Helferinnen vom Roten Kreuz eilten umher und erklärten den Flüchtlingen, daß in einer halben Stunde heiße Suppe ausgegeben würde. „Teller und Löffel nicht vergessen!“ riefen sie laut an allen Ecken und Enden.

Als Arthur Hagmann die Ziegen erneut entdeckte, ging er hin und kauerte bei ihnen nieder.

„Die Ziegen können ja nicht laufen mit solchen Latschen!“ sagte er zu dem alten Bauern, der Brot und Schinken aß. „So ein Unverstand! Auch gemolken müssen sie werden . . .“

„Jaho“, erwiderte der bartstoppelige Mann und schrotete weiter. Mit dem Taschenmesser schnitt er runksige Keile vom hausbackenen Brot.

„Geben Sie mal das Messer her!“ verlangte Hagmann.

Verdutzt blickte ihn der Bauer an, wischte das Messer ab, und langte es dem Unteroffizier hin.

Tätschelnd und streichelnd beruhigte Hagmann die Ziegen und löste ihre Ketten, die er ans Wagenrad knebelte.

„Mieke“, sagte Hagmann schnalzend, „na, komm nur, Mieke! So! Steh doch still, du Luder!“

In fast einstündiger Anstrengung gelang es, die verhorneten Hufe zu beschneiden und den verhärteten, eingetrockneten Mist aus den Klauenschalen zu entfernen.

Hagmann mußte sich der Ziegen manchmal erwehren, die an Kleidern und Haaren knabbern wollten, denn er hatte schon nach kurzer Zeit seine Mütze und die Jacke abgelegt.

Zum Schluß faßte er die größere, schwarzgescheckte Ziege an den wie gedrehselt aussehenden Hörnern und sagte:

„Jetzt kannst du bis zum Rhein laufen, Mieke!“

Stoßend schob ihn die Ziege einige Schritte vor sich her.

Geradezu dankbar schauten ihn die Tiere an und fackten erleichtert mit den sehnigen Beinen.

Die Gescheckte stand aber sogleich ruhig, als die Bauersfrau melken wollte. Zischend schoß der Milchstrahl in den Eimer.

Der Bauer streckte Hagmann ein in Zeitungspapier gewickeltes Stück von seinem Schinken hin und sagte:

„Dank auch! Hab noch keine Zeit gehabt. Wär sonst längst gemacht.“

„Nichts zu danken“, erwiderte Hagmann. „Aber ein richtiger Bauer sorgt erst für sein Vieh! Ich danke für das Trumm da!“

Schon während des Klauenbeschneidens verfangen sich in Hagmanns Augen die Blicke eines Mädchens, das müde und niedergeschlagen auf einem braunen Lederkoffer hockte. Sie hatte dicke Wollstrümpfe bis zum Knie über ihre Seidenstrümpfe gezogen und trug schwere genagelte Bergschuhe. Ein großer Rucksack mit Traggerüst lag daneben.

Trotz müde umränderter Augen und mattgrauer, tagelang ungewaschener Gesichtshaut gefiel sie Hagmann.

Wie unabsichtlich trat er näher.

Sie zog die an den Nähten aufgeplatzten Wildlederhandschuhe an und aus, immer an und aus. Ihre Finger waren feingliedrig, aber schmutzig und mit Trauerrändern unter den Nägeln.

Aus großen, zehrenden Augen blickte sie den Unteroffizier an. Dann senkte sie den Blick auf ihre unruhigen Hände im Schoß.

„Schlimm“, sagte Hagmann, „dieses Elend!“

„Den Ziegen haben Sie geholfen“, erwiderte das Mädchen. Ihre Stimme klang blechern vor Sprödigkeit. „Aber den Menschen kann niemand helfen!“

Unbewußt spürte Hagmann eine gewisse Reife, etwas Frauliches, das sich ihm aus ihren Worten mitteilte.

„Das Elend wird bald zu Ende sein!“ tröstete er leise.

„Bald, ja, vielleicht!“ seufzte sie schwer. „Und wir? Wo sollen wir bleiben? Kein Zuhause mehr!“

Ein Gedanke faßte hinter Hagmanns Stirn Wurzel. Er empfand diesen Gedanken in einem wunderbaren Zusammenspiel, das die folgenden Worte fast selbsttätig von seinen Lippen löste.

„Sind Sie allein?“ fragte er.

„Ganz allein“, kam die weinerliche und kleinlaute Antwort.

„Wissen Sie was? Fahren Sie zu meiner Mutter! Sie fürchtet sich allein und wartet schon lange auf Flüchtlinge. Wir wohnen nahe bei Dresden.“

„Ja, aber“, entgegnete sie und ihr Mund blieb ein wenig offen vor Überraschung. „Ich will doch vor den Russen fort!“

„Dummes Zeug — Russen!“ sagte Hagmann bestimmt. Und leiser, an ihrem Ohr:

„Ich werde auch bald nachkommen!“

Ihre Augen strahlten ihn an wie zwei Lichter, die in finsterner Nacht aufgehen.

Als Arthur Hagmann eine Stunde später vom Bahnhof zu Gerty Esche ging, wußte er nicht viel mehr, als daß sie Marianne Fallin hieß und zuletzt in Mittelwalde gearbeitet hatte.

XII

Zuzeiten dachte Hagmann über sein Leben, über Vergangenes und Gegenwärtiges nach. Das Zukünftige zu bedenken, war von vornherein unsinnig. Er kam sich dann vor wie eine Bleikugel im gallertigen Sülznapf, die nirgends Halt findet.

Daß ihm Serena entglitten war, dünkte ihn wie eine Gottesstrafe für all das leichtherzige Nehmen und Wegwerfen von Mädchen und Frauen in all den Kriegsjahren, seit er die verdammte Uniform trug. Sang- und klanglos war er wieder aus diesen angerührten Leben verschwunden und hatte viel glaubensselige Hingabe und Hoffnung verraten. Fälle wie Margot König nahm er davon aus. Diese trieb den Geschlechtsverkehr als etwas prickelnd Unterhaltsames. Ging man von ihr fort, dann immer mit dem Gefühl, ihr nie wieder nachgeben zu können, aber die raffinierte Schamlosigkeit machte dann die besten Vorsätze doch wieder zunichte. Gerty Esche wollte nicht weggeworfen sein. Hagmann aber wußte, daß es ihm am liebsten wäre, wenn er sie ohne viel Aufhebens eines Tages im Stich lassen könnte. Nach und nach suchte er sich von ihr zu entfernen.

Daß er nicht mehr Nacht für Nacht außerhalb der Kaserne bleiben konnte, ergab sich notwendigerweise, als der neue Kompanieführer, Hauptmann Burger, ins Priesterseminar kam. Dieser räumte mit Mißständen, soweit er sie ausfindig machte, gründlich auf. Er brachte es fertig, daß die Unteroffiziere in einer eigenen Einheit zum Dienst zusammengefaßt wurden. Zwölfender mußten zu Geländeübungen

ausmarschieren wie Rekruten. Nachts nahm Hauptmann Burger unverhofft Stubendurchsichten vor und, wehe, wenn einer ohne Nachtzeichen bis zum Wecken fehlte. Drei Tage Geschärfter waren dem Erwischten sicher.

Unteroffizier Hagmann wurde vorläufig nochmals vierzehn Tage auf Innendienst geschrieben. Obwohl er an keinerlei Beschwerden litt, klagte er vor dem vertrottelten Revierarzt über starken Kopfschmerz und Schwindelanfälle. Zur Tarnung unterzog er sich täglicher Höhensonnenbestrahlungen. Der Reviergehilfe erzählte von den Liebschaften des Doktors, während Hagmann unter der Höhensonne saß. Im übrigen wußte Hagmann, daß dieser Heilgehilfe gern bereit war, gegen ein paar Zigaretten durch Auflegen irgendeiner Salbe entzündliche und langwierige Geschwüre zu erzeugen.

Durch den dienstlichen Gang zum Revier gelangte Hagmann allmorgendlich ungeschoren an der verschärften Wache vorüber. Tagsüber ließ er sich dann nicht mehr in der Unterkunft blicken, sondern hielt sich bei Gerty Esche auf. Nach Dienstschluß holte er seine Abendkost, die immer unscheinbarer wurde, und erfuhr von Unteroffizier Schalk, ob der Alte seinem Putzer beim Weggehen nach der Dienstausgabe Auftrag gegeben hatte, ihn nachts zu wecken. Solcherweise wußte Unteroffizier Hagmann Bescheid, wenn eine Stubendurchsicht drohte.

Immer öfter versammelten sich müßige Soldaten vor der großen Landkarte neben dem Geschäftszimmer, die Leutnant Eidam auf dem laufenden hielt, und besprachen erregt die Lage. Manch einer fuhr mit dem Finger die Frontgrenzen ab und berechnete im stillen, wieviel Tage die Amerikaner noch bis Nürnberg brauchen würden.

Zur Übung marschierten die Unteroffiziere in das Wiesengelände links der Elbe.

Zurückkehrende erzählten fast täglich von erschossenen, in den Feldern vor Theresienstadt liegenden Juden. Brachen beim Eintreiben Erschöpfte zusammen, so wurde nicht lange gefackelt, sondern durch wohlgezielte Genickschüsse Schluß gemacht. Einige Zeit drauf fuhren zweirädrige Karren mit Panjepferden umher. Die begleitenden Häftlinge sammelten, unter Aufsicht von SS-Wachen, die Leichen ihrer Brüder ein.

Leitmeritz steckte zu dieser Zeit voller Flüchtlinge. Neue kamen Tag für Tag hinzu. Schulen, Säle, die Turnhalle am Stadtpark waren als Notquartiere hergerichtet. Vor der Schule nahe dem Postamte sah Hagmann einmal abends einen mit Särgen beladenen Leiterwagen halten.

Mitte März mußten sämtliche Angehörigen des Bataillons an einem Gemeinschaftsempfang im Kinosaal der Kaserne teilnehmen. Generaloberst Guderian sprach anlässlich eines Presseempfangs im Großdeutschen Rundfunk, der nun in seiner protzigen Bezeichnung schon reichlich albern wirkte, über die Greuel im Osten.

Hagmann dachte während der langatmigen und bis ins einzelne gehenden Schilderungen Guderians daran, daß wohl Marianne Fallin nach dieser Rede nicht in Kirchlitz bleiben würde, wenn sie überhaupt dort eingetroffen war.

Wie nicht anders zu erwarten, prallten die Meinungen in Hagmanns Stube nach Guderians Erklärungen besonders heftig aufeinander.

„Jetzt wißt ihr's endlich, ihr verfluchten Beckmesser!“ sagte Feldwebel Remppe höhnisch. „Was machen denn die Russen, he?!“

Zweifelnd entgegnete Unteroffizier Lohmeier: „Das manches wahr ist, glaub ich gern, aber . . .“

„Ja, aber“, schrie nun Unteroffizier Kalauch, der ein steifes Bein hatte und mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse, sowie dem goldenen Verwundetenabzeichen ausgezeichnet war, „ich bin sechs Jahre Infanterist gewesen, Rempe! Du warst bei einer Benzinstaffel. Ich habe in den sechs Jahren kaum mal einen Regimentskommandeur in vorderster Linie gesehen, geschweige denn Generäle!“

„Generale!“ verbesserte Feldwebel Rempe, „es heißt nicht Generäle.“ Rempe sagte manchmal nachts im Traum die Pflichten des deutschen Soldaten wie am Schnürchen her.

Hagmann konnte nicht mehr an sich halten.

„Da quasselt alles von Greueln der Russen!“ rief er. „Natürlich! Dachtet ihr, die kommen mit Samtpfoten?! Ich habe ja den Rückzug vom Dnjepr bis an den Bug und durch Polen nicht mitgemacht, aber mir reicht, was Jabusch beim Skat spielen erzählt. Jabusch war Sanitäter und hat mal einer Frau Spiritus in den Mund gegossen und dann angebrannt! Er muß das mit sich selbst ins reine bringen. Wie sie Haus um Haus, Dorf um Dorf vernichtet, gesprengt und verbrannt haben! Wie sie Leute erschossen, die sich ins deutsche Gebiet abzuziehen weigerten. Menschenskinder, das muß euch doch der gesunde Menschenverstand sagen, daß das nicht gut gehn konnte! Redet doch nicht von den Untaten anderer, die ich gar nicht bestreiten will, weil ich sie nicht kenne, wenn ihr selber das Wort Mord für euch großschreiben müßt!“

„Nu hört sich aber alles uff!“ sagte Unteroffizier Jabusch, der vor Verdatterung zu schreien vergaß. Auch Bezirkschornsteinfegermeister Kalbfleisch wandte etwas ein.

Hagmann aber fuhr fort:

„Sprecht nicht von den Russen! Schaut um euch! Was macht denn die SS mit den Theresienstädter Häftlingen, wie? Gehört das nicht auf dasselbe Blatt?“

Wie ein bissiger Köter sprang Jabusch vor. Ein Schemel fiel um.

„Hört det Schwein!“ schrie er. „Det EK sollte man dich abreisen, du Lump! Verteidigst die Jüdenpest! Det macht's Maß voll! Wat in Rußland jemacht worn ist, war joldrichtig. Wat mit die Jüdens jemacht wird, is joldrichtig, sare ick! Jüden und Russen, det sin keene Menschen nich, sare icke! Untamenschen sin det, jawoll, Untamenschen! Vill zu wenig ham wa jekillt . . . Vastehste mir, wat?“

Die meisten lachten lautschallend über Jabuschs Rede-
weise.

„Zirkus“, sagte einer. „Schöner wie der Dumme August!“

„Untamenschen?“ äffte Hagmann ruhig den Berliner nach. „Untamenschen ist Blödsinn, Jabusch. Mensch ist Mensch! Aber du, Jabusch, du bist ein Rindvieh! Du bist noch dümmer als ein Rindvieh! Vernagelt, verbohrt bis zum Verrecken . . .“

„Verreck du, elenda Hund!“ geiferte der Berliner. „Deine Rübe muß runta, sare ick! Verreck, du Krüppel, verreck! — Een Wunda ibahaupt, det du Misthaut noch nich stiften jegangn bist . . .!“

Betroffen sah Hagmann den wütenden Unteroffizier an, der seine Faust auf die Tischplatte drasch, daß der blecherne Kaffeekrug hüpfte.

Hagmann spürte, daß es galt, irgend etwas zu sagen, etwas Beruhigendes, etwas, das einlenkte und ablenkte von dieser bloßstellenden Äußerung Jabuschs.

Bevor er sich nun so weit in der Gewalt hatte, daß er sich zu einer solchen Erwiderung imstande fühlte, schrie Jabusch:

„Det geht dich nich ungestraft hin, du — du — du Jüdenfreundchen!“

Noch lachten die meisten, sobald Jabusch den Mund auf-tat.

Unteroffizier Putscher, der ähnlich Hagmann ein außen-seiterischer Einzelgänger war und dem man nachsagte, es mit Tschechen zu halten, weil er Tschechisch sprach, ging stillschweigend aus der Stube. Putscher beteiligte sich an keinem Zwist und trug jedermann gegenüber ein ablehnendes Wesen zur Schau.

Jabusch wollte hinter Putscher ebenfalls hinaus.

Zwei Unteroffiziere stellten sich vor die Tür.

„Wo willst du hin, Mensch?“ fragte Feldwebel Sommer.
„Verzinkt wird bei uns niemand, verstehste?!“

„Laßt mich vorbei, los!“

„Mach mal keine Dummheiten, Kerl!“ sagte Sommer. „Ich dächte, wir hätten allen Grund, ein bißchen mehr zusammen-zuhalten. Was Hagmann meint, das ist nicht ganz falsch. Das muß dir doch einleuchten, was? Du bist doch ein auf-geweckter Mensch!“

„Du bist ooch so eena!“ geiferte Jabusch. „Schweine-hunde, ihr!“

„Halt den Rand, Kerl!“ mahnte der Feldwebel weiter, der bei Streitigkeiten gutmütig und kameradschaftlich aus-zusöhnen suchte.

„Sommer, laß Jabusch doch raus!“ sagte Hagmann mit erzwungener Ruhe.

Da traten die Unteroffiziere von der Tür weg und hin-derten Jabusch nicht mehr.

Dieser stürzte davon, kam aber gleich zurück, weil er Koppel und Mütze vergessen hatte, und schoß von neuem hinaus.

Lähmende Ruhe herrschte auf einmal unter den Männern. Bedrückt sah einer den anderen an.

„Laßt Jabusch nur machen“, sagte Hagmann. „Der kann nicht anders.“

Darauf verließ Hagmann die Stube.

*

„Gerty“, sagte Arthur, „ich werde nicht mehr hier bleiben können!“

Sie spazierten untergehakt in der einbrechenden Dämmerung am Elbufer entlang. Es roch nach jungem Gras. Überall begrünte sich Strauchwerk. Stromaufwärts, von Lobositz her, klang eine Schiffssirene. Tags waren zweimal nach Hunderten zählende Geschwader amerikanischer und englischer Flugzeuge über Leitmeritz geflogen. Deutsche Jäger sah man fast nicht.

„Warum?“ fragte Gerty erschrocken, „warum kannst du nicht bleiben?“

Hagmann spürte, daß Gerty bald weinen würde. Er lenkte ein.

„Es geht doch zu Ende“, sagte er allgemein, obgleich er eine unumwundene Erklärung geben wollte.

„Zu Ende“, erwiderte Gerty, „natürlich geht's zu Ende. Du kommst zu mir, wenn's soweit ist. Ich versteck dich schon gut.“

„Alles schön und gut, Gerty . . .“

Sie blieb stehen und umarmte ihn.

„Geh doch nicht fort!“ schluchzte sie.

Hagmann schaute sie ernst an.

„Abwarten“, sagte er. „Wir wollen's abwarten und uns jetzt noch nicht das Leben vergällen.“

„Aber du willst fort, sag's nur!“ klang Gertys Klage weiter. Sie rieb ihre Wange an seiner. Der Atem aus ihrem Mund roch nach Odol.

„Komm, bitte! Die Jungen da gucken schon albern“, sagte Arthur.

Schweigend schritten sie weiter. Gerty schmiegte sich eng an seine Seite.

„Was macht ihr denn hier?“ fragte Hagmann die Knaben, die mit langen buschigen Gerten im Wasser fischten.

„Fische fangen“, gab einer Auskunft, als ob er sagen wollte: Das siehste doch, Mann!

„Fische — mit Ästen?“ fragte Hagmann verwundert.

„Ja. Die sind betäubt“, erklärte der dritte, ein dickbäckiger Bengel, der einen gelben Marmeladeneimer trug, aus dem glitschige Geräusche klangen. „Die Soldaten haben bei der Übung Handgranaten in die Elbe geschmissen . . .“

Eben zog der größte der Jungen einen Weißfisch aus dem Wasser und warf ihn auf die Ufermauer.

„Macht ihn kalt!“ rief er.

Der Junge mit dem Eimer nahm den schwach zappelnden Fisch und — riß ihm den Kopf ab.

Im selben Augenblick versetzte ihm Hagmann links und rechts Backpfeifen, daß es nur so klatschte.

„Ich werd dir's lernen!“ zankte Hagmann empört. „Du Rüpel, du! Fischen die Köpfe abreißen! Euch müßte man sie wegreißen! Habt ihr denn kein Gefühl im Leibe?!“

Die Bengel standen trotzig da. Der Geschlagene schnüffelte und strich sich die Backen.

Als Hagmann in den Eimer schaute, sah er das Gemetzel. Weißfische und Barsche, samt und sonders mit abgefetzten Köpfen. Besonders die zählebigen Barsche zuckten noch im Toteskampf. Ihre dunkelgestreiften Leiber warfen sich herum, ihre Rückenflossen waren stachlig wie Fächer aufgestellt.

„Habt ihr kein Taschenmesser?“ fragte Hagmann.

„Doch“, drucksten die Missetäter, während der am Wasser

die Beine spreizte und patzig dazustehen versuchte. Er trug eine Jungvolkbluse mit blanken Knöpfen und am Gürtel ein Fahrtenmesser. Allem Anschein nach war er der Anstifter des Ganzen.

„Die Fische muß man doch betäuben und dann erst stechen! Warum macht ihr das nicht?“ fragte Hagmann streng.

„Das Totmachen ist doch viel einfacher so, wenn der Kopf weggerissen wird!“

„Das Totmachen“, sagte Hagmann erbittert. „Haut ab, ihr Lausejungen! Schert euch heim!“

Die drei nahmen Reißaus und verschwanden im Düster der Bäume.

„Früher konnte man das dem Lehrer melden“, sagte Hagmann. „Aber heute . . . Die Soldaten sind ja eigentlich schuld an dem Drama.“

„Wie du sein kannst!“ sagte Gerty.

Sie setzten sich auf einer Bank nieder.

Doch ihr Gespräch schleppte sich schwer genug hin.

Beide fühlten sie, wie drohend die Zukunft aus dem Blut der verflossenen Jahre wuchs.

Beim Aufstehen fühlte Gerty die Pistole in Arthurs Gesäßtasche.

„Weshalb trägst du die Pistole immer so — so heimlich?“ fragte sie.

„Sie ist gestohlen“, erwiderte Arthur.

„Gestohlen, warum?“

„Weil ich sie bald brauche, und weil es keine gibt. Die Landser haben ja schon Knüppel statt Gewehre zum Üben.“

Auf dem Weg zur Stadt wechselten sie nicht viele Worte.

Hagmann sann und sann, ob es ratsam sei, jemand mitzunehmen. Die Unteroffiziere seiner Stube waren fast aus-

nahmslos verheiratete Familienväter. Putscher? Putscher war Egerländer und mußte in eine ganz andere Richtung.

Vor Gertys Haustür sagte Arthur, daß er diese Nacht im Priesterseminar bleiben müsse, weil ihn Flosse, der Spieß, zur Luftschutzwache eingeteilt habe. Hagmann versuchte einen scherzhaften Ton anzuschlagen, forderte aber gerade damit Gertys Mißtrauen heraus.

„Komm morgen, bitte!“ sagte sie und hielt seine Hand fest. „Ich backe Buchteln mit Quark!“

„Ich werde sehen“, erwiderte Arthur und riß sich los.

Der Wind trieb das fragende Nein von Gertys Mund und trug es ihm nach.

Schnellen Schrittes eilte Hagmann davon.

Für den morgigen Tag erwartete er die Folgen von Unteroffizier Jabuschs Anzeige.

*

Daß Jabusch Anzeige erstattet hatte, stand für Hagmann fest. Er merkte es an den hämisch-herausfordernden Blicken des Unteroffiziers, die ungefähr besagten: Genieß die letzten Stunden!

Aber zwei, drei Tage vergingen, und es geschah nichts. Nur am zweiten Tag sah Hagmann Unteroffizier Jabusch mit Leutnant Eidam im Korridor stehen. Die beiden sprachen zusammen, und als Hagmann grüßend vorüberging, zischelte Jabusch irgend etwas. Schon glaubte Hagmann, der Leutnant werde ihn zurückrufen, allein dem war nicht so.

Gerty Esche hatte abends schon mehrmals auf der Wache nach ihm gefragt. Hagmann ließ sich verleugnen.

Dann bekam Arthur endlich einen Brief seiner Mutter, in dem sie ihm erfreut mitteilte, daß Frau Fallin in Kirch-

litz sei. Sie hätten gemeinsam im Keller ein Loch ausgehoben und Lebensmittel und Kleider versteckt. Frau Fallin wäre ihr tüchtig zur Hand gegangen.

Frau Fallin? dachte Arthur. Sie ist also auch verheiratet...

Im Korridor schrillte die Trillerpfeife des Unteroffiziers vom Dienst.

„Kompanie sofort raustreten!“

Alles versammelte sich gewohnterweise auf dem langen Gang vorm Geschäftszimmer.

Stabsfeldwebel Parth meldete Hauptmann Burger die angetretene Kompanie.

Hauptmann Burger zog seinen knappsitzenden Rock an den Schößen glatt und begann:

„Kameraden!“

Anzüglich räusperten sich die Landser und knufften sich gegenseitig:

„Hört, hört! Kameraden! Kameraden sind tot!“

„Ruhe!“ schrie der Hauptmann. — „Wir befinden uns in einer ernsten, in einer höchst ernsten Lage! Der Feind ist mit gewaltigen Menschenmassen und ungeheurer Materialüberlegenheit zur Entscheidungsschlacht angetreten. Auf jeden einzelnen Mann kommt es an. Niemand verzage, wenn Land verlorenght. Es wird alles zurückgewonnen. Im entscheidenden Augenblick reißt der Führer die Karre aus dem Sumpf! Wir sind seine Soldaten und haben zu gehorchen...“

Hier verschnaufte Hauptmann Burger, als ob er merke, daß ihm nur Dummheiten aus dem Mund kamen, die fast wortwörtlich aus dem Regiments-Tagesbefehl stammten, und er blickte die vor ihm stehenden Soldaten mißbilligend an, weil diese ihre Gesichter unverhohlen zu gelangweilten Flunschen verzogen.

„Aus!“ schrie Hauptmann Burger unsicher.

Dann spulte er seine Ansprache weiter und zielte auf die Hauptsache:

„Solange der Führer und Oberste Kriegsherr die Verteidigung in Berlin mit seinem Feldherrngenie leitet, ist nichts verloren! Alle müssen ihm beistehen!

Auf Anordnung des Regiments-Kommandeurs sind sofort von jeder Kompanie vierzig Mannschaften und zehn Unteroffiziere feldmarschmäßig zu einem Lehrgang für Panzervernichtungseinzelkämpfer nach Aussig abzustellen. Das ist eine ehrenvolle Aufgabe, Kameraden. Es ist bereits beantragt, eine neue Auszeichnung für Panzervernichtungseinzelnkämpfer zu schaffen . . .“

„Vielleicht 'n Ochsenhorn auf silbernem Grund!“ sagte einer in Hagmanns Nähe.

„Freiwillige vor!“ rief Hauptmann Burger.

Suchend sah er an der Front entlang.

„Zugführer!“ rief er ungehalten. „Geeignete Vorschläge machen!“

Freiwillig meldete sich nicht ein einziger.

Das übliche Gedränge ins hinterste Glied begann. Besonders Gerissene versuchten vom Antreteplatz auszukneifen, aber Unteroffizier Jabusch machte einen Zugführer aufmerksam, der die Türmenden zurückholte und zur Strafe Kniebeugen machen ließ.

„Lassen Sie den Blödsinn!“ herrschte Hauptmann Burger den Zugführer an. „Die Burschen werden gleich mit versetzt!“

„Ruhe!“ schrien die Feldwebel barsch und musterten ihre Leute. Namen wurden nicht genannt. Jeder Zugführer schrieb einen Meldezettel und übergab ihn dem Hauptfeldwebel.

Als achter Unteroffizier wurde Hagmann aufgerufen.

Er trat vor.

Unteroffizier Schalk sagte: „Hagmann hat noch Innendienst, Hauptfeld!“

„Quatsch mit Soße!“ erwiderte der Spieß qualsterig.

Viele versuchten mit einem Schwall entschuldigender Worte von der Versetzung loszukommen. Der eine konnte wegen Plattfüßen schlecht laufen — er machte dem Spieß sein Humpeln vor —, der nächste war angeblich nachtblind, einer mußte eine neue Brille haben, und ein anderer erklärte schlotternd, seine Frau und sein Kind seien gerade hier zu Besuch.

„Ihr Mistkäfer!“ schimpfte der Hauptfeldwebel. „Wenn ich nur meine Flosse noch hätte! Was wollen Sie denn?“

Ein Obergefreiter hatte sich vor den Spieß gedrängelt.

„Melde Herrn Hauptfeld, daß ich nur ein Auge habe!“

„Welches?“ mischte sich Hauptmann Burger ins Gespräch.

„Das linke fehlt, Herr Hauptmann! Bei Stalingrad verloren!“

„Mensch, das linke brauchst du doch nicht! Das wird doch beim Schießen sowieso zugekniffen! Ab!“

Mit einer Kehrtwendung trat der Obergefreite zurück.

Hagmann sagte kein Wort.

Achtzehn Uhr mußten die Ausgesonderten vom Bahnhof abfahren.

Drei Stunden Zeit blieben zum Sachenempfang.

Liederlich verpackte Hagmann überflüssigen Krimskrams im Tornister. Gegenstände, die seinen Namen verrieten, verbrannte er im Stubenofen. Der Wäschebeutel mußte abgeliefert werden.

Auf dem Rückweg von der Kammer blieb Hagmann lange vor der Landkarte stehen und vergewisserte sich seines Weges.

Daß die Amerikaner in Paderborn waren, erschien ihm selbstverständlich.

Sein Blick glitt immer wieder auf der Strecke Aussig—Teplitz—Klostergrab hin und her. Hinter Klostergrab erstreckte sich die dunkelbraun schraffierte Linie des Erzgebirgskammes längs der Südgrenze Sachsens. Ein weitaus bedeutenderes Hindernis sah Hagmann in der Elbe. Brücken und Fähren wurden bestimmt Tag und Nacht bewacht und jeder Übersetzende einer genauen Ausweiskontrolle unterzogen.

Im Sammeltransport fuhren die Versetzten nach Aussig. Feldwebel Merz hatte den Fahrschein und eine Vergleichsmittelteilung für fünfzig Mann. Die Wehrpässe sollten mit dem Melder über das Regiment gesandt werden.

Hagmann verkrümelte sich im vollbesetzten Zug und suchte einen Platz, wo er ungestört sitzen konnte. Er hatte viel zu überlegen.

Hinter der Sperre des Aussiger Bahnhofs sonderte sich der Unteroffizier wiederum ab.

Schnellen Schrittes ging er nach links in die Dunkelheit. Feldwebel Merz rief:

„Alles da?! Abmarschieren!“

Am Durcheinander der Schritte hörte Hagmann, daß sie in aufgelöster Ordnung gingen.

Hier, gleich an der Straße, war das Hotel, in dessen Halle Hagmann vor reichlich sechs Wochen auf den Prager Schnellzug wartete. Abgeschirmte Birnen beleuchteten den Eingang ungewiß.

Die Würfel sind gefallen! sagte Unteroffizier Hagmann innerlich zu sich.

Vorsichtig horchte und schaute er in die Runde, bevor er Tornister, Stahlhelm, Gasmaske, Brotbeutel und Feldflasche

löste und über den niedrigen Zaun des Bahngeländes warf. Gewehre und Patronentaschen hatten sie nicht mitbekommen, weil nur für die Wache welche da waren.

Außer Pistole, Reservemagazin, Soldbuch, Wehrmachtsführerschein, Seife, Rasierzeug, Verbandspäckchen, Streichhölzern, Tabakspfeife, zwei Taschentüchern und dem leeren, mit der Aufschrift seiner Mutter und einer Zwölfpfennigmarke mit Hitlerkopf versehenen Brief befand sich nichts Unnötiges in seinen Taschen. Am Koppel trug Hagmann die zerschabte Kartentasche, in der aufgespartes trocknes Brot war. Die Hände frei zu haben, blieb vordringlich. Bequemlichkeiten gab es jetzt nicht mehr. In der Klappe des Soldbuches befanden sich annähernd zweihundert Mark.

Während des Gehens nahm Hagmann die Pistole und lud durch. Das Verschußstück ließ er härter als nötig zurückgleiten. Es klappte metallisch.

Nun war eine Kugel im Lauf!

Deserteur Hagmann! dachte der Unteroffizier.

XIII

Dreiundzwanzig Uhr befand sich Hagmann vor Teplitz-Schönau. Das Kartenbild hatte sich ihm genau eingepägt. Immer in westlicher Richtung mußte er gehen. Gut, daß Sternenhimmel war. In nicht allzu großer Höhe surrten schwere Bomber durch die Nacht.

Feldwebel Merz würde zu dieser Stunde schon in Scherereien verwickelt sein, weil einer der Versetzten fehlte.

Hagmann war auf abseitigen Straßen gegangen und traf nur einmal Radfahrer, die ohne Licht unterwegs waren und laut darüber stritten, ob sich Adolf Hitler tatsächlich in Berlin befinde.

Hinter einer Ortschaft entzündete Hagmann Streichhölzer in der hohlen Hand und entzifferte die Wegweiser säule: fünf Kilometer bis Raudnig.

Er umging Teplitz-Schönau. Lange holperte er über Wiesengräben an einem breiten Bach entlang, bevor eine Bohlenbrücke über das schmatzende Wasser führte. Dann durchschritt Hagmann, wieder auf guter Straße, zwei kleine Dörfer. Nur Hundegebell und erzen tönende Stundenglocken von den Kirchtürmen berührten seine wachen Gedanken.

Hinter Teschau geriet der Flüchtling in ausgedehntes Laubholz, meist Buchen, wie er an den glatten Stämmen feststellen konnte. Kaum fünfzig Schritte war er auf der Waldstraße vorangekommen, als plötzlich: „Halt, wer da?!“ gerufen wurde.

Jäh aufgeschreckt, sah Hagmann, daß eine Panzersperre die Straße verrammelte.

„Wehrmacht“, sagte er knapp und soldatisch schnell. „Quartiermacher Kampfgruppe Major von Friesen!“ Dabei umkrallten die Finger seiner rechten Hand den Pistolengriff in der Manteltasche.

Wie er zu dieser fix und fertigen Antwort kam, wußte Hagmann selbst nicht recht.

Die Tritte der Volkssturmmänner, denen glimmende Pfeifen vor den Gesichtern standen, raschelten im verrotteten Laub.

„Auf Posten ist das Rauchen verboten!“ sagte Hagmann frech.

„Ist doch finster“, beruhigte halblaut einer der Wachenden.

„Eben deswegen“, sagte Hagmann.

Weiter fiel kein Wort.

Der Unteroffizier schlüpfte durch die offengelassene Mitte der Panzersperre und machte sich dann schleunigst aus dem Staube.

Minuten noch lauschte er rückwärts und horchte auf das brummelnde Unterhalten der Volkssturmmänner. Bis nur seine Schritte im Wald blieben, die ihn nun störten, so daß er auf der Grasnarbe des Straßenrandes ging.

Wie ihm das doch eben eingefallen war, gottlob! Frech wie Oskar! Quartiermacher der Kampfgruppe Major von Friesen! Friesen hieß einmal Hagmanns Abteilungs-Kommandeur bei den Panzerjägern. Der glücklich überstandene Zwischenfall brachte ihn zu dem Schluß, daß gefährliche Augenblicke Überlegungen von langer Hand völlig zunichte machen konnten, und daß, wenn man sich von vornherein auf eine bestimmte Antwort versteifte, eher Gefahr bestünde, sich zu verheddern, als wenn man, der Lage angepaßt und der Person, die vor einem steht, eine blitzschnelle

Antwort aus dem Stegreif gibt. Vorher kann man nie wissen, mit wem man es zu tun hat.

Milchiges Zwielight vom Mondschein ließ mählich die Stämme deutlicher hervortreten. Dumpfiger, frühlingswarmer Geruch stieg vom Waldboden auf. An einem Wassergraben blühten die weißen Köpfchen von Buschwindröschen. Hagmanns Armbanduhr zeigte eine Stunde nach Mitternacht. Er verspürte Durst.

Mitten im Wald kreuzte eine Schneise die Straße. Tiefe Gleise waren in den Morast eingefahren. Auf diesem Waldweg ging Hagmann drei Viertelstunden, bis sich die Bäume lichteten.

Aus der Schneise wurde ein steiniger Feldweg. Rechterhand öffnete sich der Wald. Neben dem Weg fiel eine Gesteinswand lotrecht in die Tiefe. Rauschen von Fichtenwipfeln klang aus der Schlucht drunten. Im entfernt ansteigenden Hintergrund leuchtete schemenhaft weislicher Lichtdunst. Vielleicht ein Bahnhof oder eine Fabrik. Gedämpftes Geräusch drang an Hagmanns Gehör.

Den abschüssigen Feldweg hinunter beschleunigte sich sein Schritt wie selbsttätig.

Links rann ein plätscherndes Wässerchen aus der Fichtendickung.

Hagmann trank von dem klaren, kalten Wasser, das im Fall über glatte Schieferplatten gluckerte. Er schöpfte mit der Hand und seine trockenen Lippen schlürften. Hunger hatte er nicht.

Dann befand sich Hagmann gänzlich im Freien. Beiderseits des Weges standen Kastanien. Am Ende der Baumreihen entdeckte er schon von weitem ein langgestrecktes, einzelnes Gebäude. Dahinter begann wieder Wald gleich einer hohen, dunklen Mauer.

Müdigkeit überfiel den Unteroffizier beim Anblick des Hauses, es war, als ob sein Empfindungsvermögen vom Haus auf Kammer und Bett schloß.

Über der doppelflügligen Tür hing ein Hirschgeweih. Sicher eine Försterei.

Schon erwog Hagmann, anzuklopfen, als er sich zu guter Letzt sagte, daß dies zu solch ungewohnter Stunde die Bewohner erschrecken und daß es besonders fest in ihrem Gedächtnis haften müsse. Zu dieser Überlegung gesellte sich wie eine Warnung das Singen eines Telefonmastes nahe dem Gebäude.

Vorm Waldrand war die Scheune des Anwesens.

Hagmann untersuchte das einfache Vorhängeschloß am Tor. Er zog sein zusammengedrehtes Taschentuch durch den Bügel und versuchte, das Schloß aufzureißen. Nein, so ging es nicht. Außerdem kam ihm die Besorgnis, daß es höchst unbedacht sei, das Schloß zu zerbrechen.

In der Hinterwand fand sich noch eine Ausfahrt. Sie hatte kein Schloß, sondern wurde innen durch einen Balken verriegelt. Es kam Hagmann zustatten, daß er solcherart Verschlüsse von der eigenen Scheune in Kirchnitz her genau kannte.

Er klemmte mit einem Stock die Bretterschwarten der beiden Torflügel, wo sie ineinandergefügt waren, auseinander und rüttelte. Das Tor öffnete sich.

Auf der Tenne standen Wagen und Geräte. Hagmanns Stiefel bumsten gegen ein langes Jauchenfaß. Sorgfältig verschloß er das Tor wieder. Sehen konnte er auch dann nichts, als sich seine Augen an die Dunkelheit in der Scheune gewöhnt hatten. Tastend ging er an der bretternen Banse entlang, über der seine Hand ins Stroh griff.

Schlafen! dachte er.

Schließlich fanden sich Stufen und eine aufwärts führende Holzterappe.

Leise klomm Hagmann empor, die Hand fest am Geländer.

In der Tenne gockelte ein Huhn.

Oben lockerte Hagmann seine Kleidung, wühlte eine Kuhle im Heu und kroch hinein. Der kitzelnde Duft des Rauhfutters ließ ihn unterdrückt niesen.

Trotz großer körperlicher Müdigkeit konnte Hagmann nicht gleich schlafen.

Gedanken plagten ihn.

Er schätzte seine Lage ab, versuchte Kommendes in allen erdenklichen Blickrichtungen zu übersehen.

Der Zeitpunkt zur Flucht schien ihm günstig gewählt. Feldwebel Merz würde früh Meldung erstatten, daß der Unteroffizier Hagmann spurlos verschwunden sei. Bis zum Morgen wartete der Feldwebel bestimmt, denn es bestand ja die Möglichkeit, daß Hagmann noch auftauchte. Ein Tatbericht wegen unerlaubter Entfernung würde kaum, bevor vierundzwanzig Stunden vergangen waren, eingereicht werden. Dann lief alles den umständlichen und verzwickten Dienstweg. Bevor überhaupt ein Steckbrief im Fahndungsblatt des Heeresstreifendienstes bekanntgemacht werden konnte, hoffte Hagmann, daß das Durcheinander und die Verwirrung in den Kommandostäben Formen der Auflösung annahm, die jegliche planmäßige Fahndung zunichte machten. Dies erachtete Hagmann für unausbleiblich. Gefahren drohten viel mehr von Zufällen, die es durch kaltblütige Besonnenheit zu meistern galt. Wenn er im geringsten Unrat witterte, dann kein langes Zaudern! Lieber zu früh, als zu spät schießen! Als allgemeine Marschrichtung nahm Hagmann Kirchlitz, aber er eichte sich keineswegs

darauf. Wo er sich am sichersten fühlte, sollte seine Bleibe sein. Aus den Erfahrungen des Bewegungskrieges in Rußland wußte Hagmann hinreichend, welche große Strecken oftmals von Truppen unbesetzt bleiben mußten, weil der Vormarsch zu schnell verlief. Beim Vordringen der Roten Armee würde das nicht anders sein. Die Deutschen setzten sich ab, die Russen folgten. Zögernd, dichtauf, je nachdem. Da konnte es nicht allzu schwer werden, sich überrollen zu lassen oder durch die Lücken der unzusammenhängenden Front zu sickern. Hagmann steckte sich darum kein besonderes Ziel als das, unentdeckt im frontnahen Gebiet, möglichst von deutschen Soldaten entfernt, umher zu zigeunern. Nicht auffällig benehmen, immer frisch und sauber wie ein vorbildlicher Soldat aussehen, jeden Tag möglichst entfernt vom letzten Ort Unterkunft suchen. Quartiermacher der Kampfgruppe Major von Friesen! Ha, ha, ha!

Wer etwas darstellen will, der muß sich als etwas fühlen können. —

Endlich betrachtete es der Fahnenflüchtige als vielversprechend, daß es mit Macht Frühling wurde.

Er horchte auf das vertraute Ticken seiner Uhr und dachte vorm Einpennen, daß morgen, zum ersten April, Ostern sei.

*

Hühnergegacker weckte ihn. Er wußte zunächst nicht, wo er sich befand. Draußen war hellichter Tag. Der Schwengel einer Pumpe knarrte.

Drei Uhr nachmittag!

„Mensch!“ sagte Hagmann halblaut vor Erstaunen. So lange hatte er nicht zu schlafen vorgehabt.

Vorsichtig kroch er aus seinem Versteck, schüttelte den

Mantel ab, gähnte und rieb sich die Dösigkeit aus den Augen, um leise die Treppe hinabzutappen.

Einige Hühner duckten sich durch ihr Schlupfloch im vorderen Tor und zogen gackernd ab.

Gut, daß den Biestern keine menschliche Zunge verliehen war!

Hagmann fand in einem alten Spreukorb unter der Treppe zwei frischgelegte Eier, die sich noch warm anfühlten. Selbstredend stiebitzte er sie. Das Tinei ließ er liegen.

Spielende Kinder riefen ihre Namen im Hof. Vögel zwitscherten. Auf jeden Laut horchte Hagmann. Von einem Hund war nichts zu hören. Er äugte sichernd wie ein Fuchs durch die Luftritzen im Gewände nach dem Wald. Kein Mensch ließ sich blicken.

Denn man zu! dachte der Unteroffizier und öffnete das Tor einen Spalt breit, der gerade Raum genug zum Hinauszwängen bot.

Mit langen Sprüngen erreichte er den Waldessaum. Die Stauden schlugen hinter ihm zusammen wie hinter einem flüchtenden Wild.

Am nächsten Bach wusch und rasierte sich Hagmann gründlich. Das Bärtchen unter der Nase verschwand. Es erhöhte seine Sicherheit, als er sich im spiegelnden Wasser derart fremd vorkam. Er strich auch den Mantel mit Wasser glatt und ließ ihn von der Sonne trocknen. Sobald die Witterung noch wärmer würde, beschloß er, sollte der Mantel weggeworfen werden. Als Handtuch benutzte Hagmann das zweite Taschentuch, das er nachher ebenfalls trocknete.

Und als er dann gar die Eier aussoff und Brot dazu kaute, wich auch der letzte Rest von Trübsinn.

Ich werde heil durchkommen! dachte der Mann zuversichtlich.

Ja, im Weitergehen spitzten sich seine Lippen zu einem Pfeifliedchen.

„Pfü — pfü — pfü — pfü — pfüpfü — pfü — pfü — pfüpfüpfüpfüpfü . . .!“

Es ist so schön Soldat zu sein, Rosemarie . . .

Solch ein albernes Lied pfiff der ehemalige Unteroffizier.

XIV

Wie ein Mensch, der sich einem Feuer nähert, die zunehmende Wärme verspürt, so war es Arthur Hagmann, als Klostergrab in Sichtweite kam.

Vom sonnigen Rand eines hügeligen Wäldchens spähte der Flüchtige zum erstenmal über die ansteigenden Hänge des östlichen Erzgebirges. Dort hinüber führte sein Weg! Klostergrab lag ungefähr zwei Kilometer vor ihm inmitten ergrünender Baumgruppen. Ein spitzer Kirchturm strebte aus den Dächern auf.

Über abseitige, stille Straßen, die weder gepflastert noch asphaltiert waren und Hagmann darum sicher erschienen, gelangte er in ein Gebiet schwarzer Kohlenhalden. Er war erstaunt, wie gut sich sein Richtungssinn bewährte.

Männer, die ungeachtet des Feiertages im Wald Buchenhölzer spellten, wiesen ihm einen Fußpfad, der durch Haselgesträuch auf die schattige Verkehrsstraße nach Klostergrab leitete.

Allenthalben flossen kleine, von der aufgetauten Erde bewässerte Rinnsale. Bachstelzen wippten in ihren gelben Federunterrückchen auf grauen Kieseln und warfen sich mit erschrockenen Trillern in die Luft, wenn ihnen der durch den Wald gehende Mensch zu nahe rückte. Aber nach schnellem Bogenflug stelzten die zierlichen Vögel am nächsten Plätscherwässerchen.

Nicht viel länger als eine halbe Stunde brauchte Hagmann bis zu den ersten Häusern Klostergrabs, das in seiner Anlage einem kleinen Marktflecken glich. Stare schwätzten

in den Obstgärten, wo die Aprikosen- und Pfirsichblüte begann. Festtäglich feingekleidete Leute begegneten Hagmann.

Für Augenblicke überfiel ihn das Empfinden, jeder könne von seiner Stirn ablesen, daß er fahnenflüchtig sei.

Eilends ging er in einer abzweigenden ruhigen Seitenstraße weiter und fragte ein Schulmädchen, wo er die Kirchgasse finde. Das Kind wies ihm den Weg und lief stolz ein Stück neben dem Unteroffizier.

Vom nahen Bahnhof klang das kreischende Schieben und Puffen rangierender Züge. Hinter der Kirche verlief ein grauer Weg in die Felder. Auf dem Rasenvorplatz stand ein Drahtkäfig, in dem gelbflaumige Gänschen sich tummelten.

Die Tür zu Serenas Haus war niedrig. Ein grüner blecherner Briefkasten mit dem Namen Franz Kreiner hing daran. Weinstöcke kletterten an den Wänden und überbuschten die Fenster. Auf dem Fenstersims neben der Haustür sah Hagmann blühende Alpenveilchen. Er zwickte einen grünen saftigen Sauertrieb vom Wein, den er kaute.

In Hagmann ging das Blut wie in wogendem Sturm.

Als er die Tür öffnete, bimmelte eine Schelle, und er sah Serena auf den roten Ziegeln des Flures kauern. Sie goß Milch in einen weißen Napf.

„Minka, Minka! — Miezlein!“ rief Serena.

Flugs kamen zwei junge graugetigerte Katzen mit hochgereckten Schwänzen herbei und begannen die Milch zu schlecken.

Serena sah auf.

Ihre Augen begegneten entgeistert den seinen.

„Arthur!“ rief sie.

„Ja, ich“, sagte er. „Du kannst es schon glauben!“

Serena sprang auf und warf sich ihm an die Brust.

„Laß gut sein, Serena“, sagte er.

„Komm, Arthur!“

Sie zog ihn an der Hand ins Zimmer. Ihre schmalen Schultern zuckten.

„Meine Eltern sind zu Besuch“, erklärte Serena. „Heut ist doch Ostern. Sie müßten eigentlich bald wiederkommen. Setz dich, bitt schön!“

„Danke! Ich will mich nicht aufhalten. Aber ich konnte nicht bei dir vorbeigehen.“

„Wo willst du denn hin? Bist du dienstlich unterwegs?“ fragte Serena, die sich einen Stuhl zurechtrückte und ihre feuchten Augen trocknete.

„Nein“, erwiderte Arthur, „ich bin nur unterwegs . . .“

Wie blaß und leidend Serena aussieht, dachte er im stillen.

„Nur unterwegs“, sagte Serena gedankenvoll und legte ihre Hand auf seine Rechte. „Hier werden jetzt so viele Truppen verladen. Ich dachte, du gehörtest dazu?“

Arthur schüttelte den Kopf.

„Nein, ich bin für mich allein unterwegs!“

„Mh“, sagte Serena, und Arthur sah, daß Gedanken hinter ihrer gestrafften Stirn arbeiteten.

„Ich schau schlecht aus, gell?“ fuhr Serena fort. „Ich habe bis vor drei Wochen zu Bett gelegen. Schwere Angina. Unser Doktor hier hat schneiden müssen. Ich konnte nichts essen. Es ist auch jetzt noch nicht ganz gut. Mein Hals ist noch wund.“

Hagmann spürte deutlich, daß sie an etwas anderes dabei dachte.

„Du bist nach dem Luftangriff im Februar gar nicht mehr nach Dresden gekommen?“ fragte er. „Du hast ja, leider, auf meine Briefe nicht ein einziges Mal geantwortet.“

„Entschuldige! Aber ich mußte mich erst mal von all dem Schweren erholen! — Nein, in Dresden bin ich nicht wieder gewesen. Schwester Margarete schrieb mir, daß du angerufen hast und auch, daß du in der Klinik warst am nächsten Tag. Das war lieb von dir. Sie hat dich nur nicht sehen können, weil der Doktor operierte. Doktor Tsamados war schon zweimal hier.“

„So“, sagte Arthur. „Ja, damals hatte ich große Sorge um dich.“

„Jetzt bin ich in genau der gleichen Sorge um dich.“

„Weshalb?“

„Weil du . . .“

Draußen klangen Stimmen unter den Fenstern, das Glöckchen schepperte, Schuhe kratzten auf dem Abstreicher.

„Still davon! Meine Eltern!“ sagte Serena.

Es waren einfache, schwarzgekleidete Leutchen, die ins Zimmer kamen. Serenas Mutter hatte eine große braune Warze auf der Stirn. Ihr Vater reichte Hagmann seine schwielige, vom Pech wie zerätzte Hand. Die Innenseite seines Daumens war ganz schwarz. Serenas Eltern kannten Hagmann wohl genugsam vom Erzählen oder von seinen Briefen, denn sie zeigten sich sehr freundlich und fragten gleich dies und jenes.

Zuvorkommend antwortete Hagmann.

„Mama“, sagte Serena, „es ist schön draußen. Wir haben noch eine Menge zu erzählen und gehen ein bisschen. Wenn wir wiederkommen, wirst du das Essen fertig haben, gell?“

„Geht nur. Zieh deinen Mantel an, Kind!“ mahnte die Mutter.

Serena holte Mantel und Schal.

Die Katzen wollten mit hinaus.

„Hiergeblieben, ihr Unartigen!“ schalt Serena.

Maunzend wie verhätschelte Kinder blieben die buckelnden Katzen hinter der Tür.

„Die beiden Racker haben heut früh Mamas Strickstrumpf aufgedröselt“, sagte Serena. „Er war bald fertig.“

Hagmann lief zu dem roten Briefkasten an der Mauer-ecke gegenüber der Kirche und warf den Brief für seine Mutter ein.

Den leeren Brief, der eine so vielsagende Nachricht bedeutete!

Hand in Hand gingen Serena und Arthur auf dem stau-bigen Feldweg hinter der Kirche. Serena spielte mit ihrem Gürtel.

Arthur sah, daß Serena einen schmalen ziselierten Trau-ring von Rotgold am Finger trug.

Sie überquerten die Bahnbrücke. Das rote Signal stand auf Halt. Die Schienen glänzten im Abendsonnenschein unter der Brücke. Beiderseits der Gleisstränge waren hohe, grasbewachsene Böschungen. Links sah man den Bahnhof. Militärzüge mit Soldaten, Geschützen, Pferden, Sanitätsautos rückten hin und her. Stroh hing aus den Güterwagen.

„Das nimmt Tag und Nacht kein Ende“, sagte Serena. „Man vergißt darüber die schöne Frühjahrszeit. Manchmal kommen auch Flieger hier her. Vorgestern war erst ein Angriff. Wir sausen dann in den Kirchenkeller.“

„Ist's dort sicher?“ fragte Arthur.

„Sicher wohl auch kaum“, erwiderte Serena, „aber auf die Kirchen werfen sie doch keine Bomben, wenn sie so einzeln stehen . . .“

„Na, na“, sagte Hagmann.

Ein von Rosenranken umrahmter Bildstock der Muttergottes stand im Feld. Die Steinschwelle davor zeigte dellig eingescheuerte Kniespuren. Vasen mit Narzissen und gelben

Sumpfdotterblumen schmückten den Sockel des Bildstockes.

So sehr ihn auch immer seine Sehnsucht getrieben, Arthur spürte, daß alles, alles zu Ende war. Er wartete nur, daß Serena zu sprechen beginnen würde.

Unter wilden Birnbäumchen, die zag rosa Blütenblättchen aus den platzenden Knospen schoben, lud eine Bank zum Sitzen ein.

Hier schüttete ihm Serena ihr Herz aus.

Viel Trauriges erfuhr Arthur.

Doch nun wußte Serena, daß ihr Mann, nach einer abenteuerlichen Flucht aus dem Konzentrationslager Theresienstadt, sich in Sicherheit befand und in der Bibliothek eines Freundes am Staffelsee lebte. Sie bekam über einen Mittelsmann regelmäßig Nachrichten und konnte Briefe mitgeben. In einigen Tagen beabsichtigte Serena nach Bayern zu reisen.

„Doktor Tsamados ist ein guter Freund meines Mannes“, sagte Serena. „Er hat mir viel geholfen und hilft noch, wo er kann. Du entsinnst dich doch, daß man mich sogar zum Arbeitsdienst holen wollte, obwohl ich als verheiratete Frau galt.“

„Ich weiß“, sagte sie nach einem Weilchen weiter, „daß ich dir Kummer mache, daß du enttäuscht bist, Arthur. Aber kann ich denn anders? Ich liebe meinen Mann! Daß ich überhaupt nach Dresden gegangen bin und dort unter meinem Mädchennamen lebte, ja auch daß ich studieren wollte und meine abgebrochene Schule wieder aufnahm, war nur eine Notwehr gegen all das Grausige. Damals war ich wie ein Brummkreisel, der nach dem Schlag einer Peitsche tanzte. Das Schicksal peitschte mich. Du bist als ein Suchender in mein Leben gekommen. Ich suchte auch verzweifelt nach ein bißchen Lebensinhalt. So sind wir ein Stückchen Wegs mit-sammen gegangen.“

Arthur schaute Serena bitter an. Die Schwere dieses herben Verlustes überströmte ihn. Er hätte sich auf die Erde werfen und heulen mögen wie ein gezüchtigter Hund.

„Ich wünsch dir viel Gutes, mein Lieber!“ sagte Serena.

„Ach, jetzt bin ich der Brummkreisel!“ klagte er.

„Du mußt an das Nächste denken. Wo willst du hin? Dein Leben steht auf dem Spiel! Vergiß das zu keiner Stunde! Als du vor mir standest, wußte ich sofort, daß du abgerückt bist.“

„Ich will zu meiner Mutter“, erwiderte Hagmann. „Es wird nur Tage dauern, dann ist der Krieg aus.“

„Täusche dich nicht“, wandte Serena ein. „Heute morgen meldete der Rundfunk, daß in Köln Werwolf-Weiber auf amerikanische Panzer kochendes Wasser geschüttet haben.“

„Lachhaft! Ich habe auch gehört, daß englische Flieger Altäre aus Munitionskisten bauen und daran beten, ehe sie nach Deutschland fliegen.“

„Erlogener Unfug“, sagte Serena. „Aber einige Wochen vergehen noch. Denkst du an alle Schwierigkeiten: Schlafen, Essen, Kontrollen und was weiß ich sonst noch!“ Bänglich schaute ihn Serena an.

„Nur keine Angst, ich schlag mich durch. Auf Biegen oder Brechen!“

„So gefällst du mir wieder“, sagte Serena.

„Wo's nicht weitergeht, muß die Pistole helfen!“

„Nicht töten“, bat Serena. „Alle sind Menschen.“

„Ich muß mich doch wehren!“

„Ja, natürlich . . .“

Und nach einer Pause, in der Serena zärtlich ihren Ring betrachtet hatte:

„Janda weiß von dir. Er weiß alles, was zwischen uns vorgefallen ist. Ich habe ihm nichts verschwiegen. Du mußt

uns dann später besuchen, schrieb er mir kürzlich. Vielleicht mit deiner — Frau! Nach Brünn werden wir ja nicht wieder gehen, eher nach Prag. Janda hat dort einen Onkel, der schon alt ist und seine Praxis leerstehen hat.“

„Hauptsache, ich komm lebendig aus dem Schlamassel“, erwiderte Arthur.

„Alles wird gut!“ tröstete Serena. „Siehst du, wie schön meine Heimat ist?! Überall das Gebirge und Wald und blaue Täler. Dort links liegt Teplitz!“

„Von dort kam ich“, sagte Arthur.

Er blickte in das abendlich verschattete Tal. Das Rattern, Stampfen und Zischen aus den Tagbau-Schächten klang herauf.

„Vor meinen Eltern erwähnen wir kein Sterbenswörtchen!“ sagte Serena.

„Nein, wozu“, erwiderte Hagmann.

Unruhe erfaßte ihn, es war, als ob sein Blut weiterdränge. Auf einmal tackerten Bordkanonen aus der Luft. Leuchtspuren zuckten herab.

„Patsch, patsch, patsch!“ klatschten unaufhörlich Einschläge ins Bahngelände.

„Flieger!“ schrie Serena, bleich geworden. „Meine Eltern!“ Sie wollte davon. Arthur hielt sie fest.

„Bleib!“ sagte er. „Es sind Jagdbomber! Gleich werden die Brocken fallen!“

Feuriges Aufspritzen von Sprengungen folgte. Stichflammen schossen empor. Dumpfe Explosionen rollten. Pferde und Menschen schrien durcheinander.

Sechs Flugzeuge kreisten über dem Bahnhof, wie Hagmann zählen konnte. Man sah sie pfeilgeschwind im Sturzflug herabkommen und steil wieder hochkurven.

Serena zitterte wie Espenlaub.

„Wenn's gefährlich wird, in den Graben dort werfen!“
rief Hagmann.

„Die Kirche werden sie nicht treffen!“ bebten Serenas Lippen.

Nach zehn Minuten war der tödliche Spuk vorüber.

Vom Bahnhof lohten Brände. Verwundete Menschen und Pferde gurgelten.

Serena rannte vor Hagmann dem Haus zu.

Ein Blindgänger krachte.

Im Vorüberhetzen sah Arthur den zerstörten Bahnhof. Eisenbahnwagen brannten. Sterbende Pferde wurden erschossen. Aus einer getroffenen Wasserleitung spritzte der Gischt hoch empor. Auf den herausgerissenen Schienen lagen Tote. Der Strahl eines Spritzenschlauches knatterte an die Blechwandungen mehrerer Kühlwagen. Ein gekrümmtes Menschenhäufchen zappelte am Rand eines Bombentrichters gleich neben der Brücke.

Merkwürdig blindwütige Genugtuung erfüllte Hagmann. Es war, als ob er diesen Zustand mit dem Rauchgestank und dem Todesgeschrei einatmete. Seine Sinne empfanden die höllische Verwüstung wie einen tarnenden Wald, der tosend um ihn wuchs und in dem er sicher untertauchen konnte.

Außer dem Bahnhof schien nichts von Bomben getroffen. Die umliegenden Häuser waren sehr glimpflich davongekommen.

Serenas Eltern standen mit Nachbarsleuten am Kirchplatz. Das Gänsevölkchen in seinem Käfig rupfte Grashälmenchen als ob nichts geschehen sei.

Als sie nachher beim Essen saßen, brachte ein kleiner, verwachsener Mann, den Serena Kiki nannte, die Nachricht, daß mehr als zehn Menschen ums Leben gekommen seien. Darunter der Bahnhofsvorsteher. Die Leichen wären mit

weißen Tüchern zugedeckt und man könne sie an der Bahnrampe liegen sehen.

„Um Gottes willen!“ rief Serenas Mutter entsetzt.

Vor den Fenstern begann es abendlich zu werden.

Serena stellte die Tontöpfe mit den Alpenveilchen innen aufs Fensterbrett und ließ die Verdunkelungsrollos herab.

Frau Kreiner zündete eine Lampe an, denn der elektrische Leitungsdraht war unterbrochen.

So konnte Hagmann den Wehrmachtsbericht nicht anhören, auf den er sehr spannte.

Serena schmierte Brote für ihn zum Mitnehmen und steckte Zigaretten in seine Manteltaschen. Auch eine Wanderkarte, die bis Gottleuba in Sachsen reichte, gab sie ihm.

Hagmann packte die brauchbare Karte, ein Meßtischblatt, in seine Meldetasche.

Neun Uhr brach er auf.

Serena begleitete ihn bis zum Wald vor Niklasberg.

Dort umarmten die beiden Menschen sich schweren Herzens und schieden nach langem Händedruck.

„Geh mit Gott, Arthur!“ sagte Serena.

Dann wandte sie sich und ging schnell zurück.

Hagmann blieb unter den Straßenbäumen stehen, solange ihr heller Mantel im Dunkel wehte.

Selten traf der Flüchtling auf Militär. So erstaunlich einfach hatte er sich das Fahnenflüchtigsein nicht gedacht. Freilich wandte er alle nur erdenklichen Vorsichten an. Er ging Orten, die ihm nicht ganz geheuer erschienen, in weitem Bogen aus dem Weg. Städte berührte er überhaupt nie. Am liebsten kroch Hagmann tagsüber in Dickichte, wo sich's in Heidekraut oder auf Moospolstern ausgezeichnet koksen ließ.

Einmal stöberte ihn ein bössartiger Hund auf, der mörderisch bellte, als Hagmann beruhigend mit ihm zu reden versuchte. Das Vieh fletschte die Zähne, bis endlich sein Besitzer, ein Bauer, der nahebei pflügte, herzukam und den verwünschten Köter am Halsband nahm. Aber auch da noch hechelte die Kreatur, daß ihr der Speichel aus dem Maul troff, und pinkelte vor Grimm an den lehmigen Stiefel seines Herrn. Hagmann sprach Belangloses mit dem stutzigen Bauern und tat so, als ob er an einer Übung beteiligt sei. „Übung“, sagte der Bauer. „Ihr übt noch, wenn der Krieg längst verloren ist . . .“ — „Tun Sie nicht solch staatsgefährdende Äußerungen!“ hatte Hagmann gewarnt, worauf sich der Bauer betöppert entfernte.

Heikler gestaltete sich ein andermal die Begegnung mit einem Oberfeldwebel der Luftwaffe. Es war auf einer Straße nahe dem kleinen Erzgebirgsstädtchen Altenberg. Hagmann lief unbekümmert im flachen Straßengraben entlang. Da sah er den Oberfeldwebel, der sein Fahrrad die Steigung herauf führte. Bestürzt erkannte Hagmann, daß dem Ober-

feldwebel die weißsilbernen Fangschnüre des Streifen- dienstes von der Schulter baumelten. An der Lenkstange hing sein Stahlhelm. Ausweichen? Unmöglich. Hagmann überwand den ersten Schreck, ging langsamer, und fühlte, wie sein Rückgrat sich versteifte. Seine rechte Hand strich die Manteltaschenklappe nach innen, um das Greifen zur Pistole zu erleichtern. Zeugen waren nicht in der Nähe. Doch im allerletzten Augenblick kam Hagmann ein genialer Einfall. Wie hilfesuchend blickte er an einer Telegrafenstange vor sich in die Höhe und sah die eingeschraubten Trittrasten in der schwarzen Stange. Bedenkenlos erstieg Hagmann den Mast. Oben schob er die Meldetasche am Koppel zurecht, fingerte an den Porzellanknäufen und markierte den eif- rigen Störungssucher. Mittlerweile war der Oberfeldwebel herangekommen. „Heil!“ sagte er. „Klappt’s mit der Lei- tung wieder mal nicht?“ — „Nö. Heil!“ erwiderte Hag- mann. Fluchend setzte er hinzu: „Diese gottvergessnen Stö- rungen! Andauernd reißt die Strippe!“ — „Wirst’s schon finden“, meinte der Oberfeldwebel, schwang sich aufs Rad, und fuhr mit knirschender Kette weiter. Der Helm klap- perte am Stahlrahmen. Hagmann lachte sich ins Fäustchen und stieg herab. Nach diesem Husarenstückchen, das seine Selbstsicherheit ungemein stärkte, erlaubte er sich die letzte von Serenas Zigaretten, die er aufgespart und nur bei be- sonderen Anlässen geraucht hatte.

Für Stunden und Tageszeiten verlor Hagmann im Ver- lauf weniger Tage jedweden Sinn. Er schlief nach Gutdünken. Ihm lag lediglich daran, zur letzten Helligkeit in der Nähe eines Dorfes zu sein, das weitab der nächsten Hauptstraße war. Ließen sich noch Leute blicken, so fragte er unauffällig, ob Militär im Ort liege. Dabei gab er seinen wie beiläufig gestellten Fragen einen streng dienstlichen Anstrich, indem

er sie mit verschiedensten militärischen Einzelheiten verbrämte. Einmal baute er Granatwerferstellungen, zum andernmal Panzerhindernisse, zum dritten fiel es ihm ein, zu behaupten, er sei auf der Suche nach geflüchteten Gefangenen. Zu solch einem münchhausischen Lügenbeutel entwickelte sich Hagmann.

Gewöhnlich beobachtete er sorglich bis in die Dunkelheit von versteckten Plätzen das erwählte Dorf. Bevor er nicht genau wußte, daß sich keine Soldaten dort aufhielten, ging er nicht zu den Häusern. Manchmal erkletterte Hagmann Bäume, um aus der Höhe zu lugen. Sehr vermißte er ein Fernglas. Sobald es dunkel genug war, schob er wie ein Landstreicher los. Das Haus durfte nicht zu vornehm dreinschauen. Häuser mit Fahnenstangen im Vorgärtchen mied Hagmann aus guten Gründen. Er beschwätzte die Leute und staunte zuzeiten selber, auf welche Einfälle er verfiel. Mal war er Quartiermacher der Kampfgruppe Major von Friesen, mal Versprengter nach einem Fliegerangriff, der seine Einheit suchte, mal Beauftragter des Stellvertretenden Generalkommandos für die Ortsverteidigung in irgendeinem Nachbardorf, dann wieder wickelte er die Binde des Verbandspäckchens um seine linke Hand, ritzte die Haut, bis es blutete, beschmierte die weiße Binde, und spielte meisterlich den Verwundeten nach Tieffliegerbeschuß. Das alles gelang famos. Großartig auch, wie die Leutchen ihn bewirteten, wie sie Bad und Bett richteten für den armen Unteroffizier! Manchmal mußte Hagmann in der abendlichen Runde seinen Quartiersleuten erzählen, wie er das Eiserne Kreuz Erster erwarb. Konnte er früher dazu kaum etwas berichten, so erfand er jetzt fabelhafte Geschichten, und die Frauen bekamen darüber glänzende Augen. Er veränderte auch laufend seine Personalien und legte sich die verschie-

densten Namen, Berufe, Wohnorte und so weiter zu. Übrigens trug das Eiserne Kreuz viel dazu bei, von vornherein alles Mißtrauen zu zerstreuen. Zigaretten wurden spendiert, der Tisch war immer vorzüglich bestellt, ja, einmal holte ein wackelbeiniger Veteranen-Opa seine letzte Flasche Rotwein, die für den Tag des Endsieges aufgehoben war, aus dem Keller. „Es wird ja doch nichts“, meinte der Alte. „Der Schuster Hitler hat alles verfahren . . .“ Jede Hausgemeinschaft beherbergte gern einen tapferen Landser unter ihrem Dach, zumal jetzt, da alle das Schlimmste erwarteten. Lokkenden Frauenaugen wick Hagmann aus. Es hielt ihn nie länger als eine Nacht.

Die außergewöhnlich warme Witterung blieb beständig, so daß Hagmann seinen Mantel in ein Fuchsloch knüllte und Sand darauf buddelte. Er fühlte sich ohne den lästigen Mantel noch einmal so frei und beweglich.

Auch die militärische Entwicklung befriedigte Hagmann. Fast täglich hörte er Nachrichten, denn in den meisten Wohnungen gab es Rundfunk. Und täglich sah er mit einem Gefühl der Beruhigung die feindlichen Luftflotten wie ein Silbergeriesel über das Land fliegen.

Mit einem Gefühl der Beruhigung?

Jawohl! Denn er war ein Ausgeschiedener, einer, der ganz allein seinen Weg verfolgte, einer gegen Millionen! Und er war mutig, weil die Flugzeuge ihn seiner Befreiung näherbrachten und Verwirrung stifteten. Vielleicht vernichteten sie die Telefonleitung, durch die sein eigener Fahndungsbefehl in alle vier Winde gesprochen werden sollte?! Wer konnte das genau wissen . . .

Überall und nirgends! wurde Hagmanns Wahlspruch.

Serenas Wanderkarte leistete ihm dabei vorzügliche Dienste.

Er hatte das Meßtischblatt vor sich auf einen moosigen Steinbrocken gebreitet und nordete es nach der Sonne ein.

Sein Standort befand sich unweit Lauenstein, in wildzerklüfteten Felsen, die sich links und rechts der lebhaft befahrenen Gebirgsstraße türmten. Hagmann hörte das Rattern und Hupen vieler Motorfahrzeuge. Drüben, von einer bewaldeten Höhe, wehte die Rotkreuzflagge. Das mußte Schloß Bärenstein sein.

Das Dorf Jahnishausen, seitlich der Hauptverkehrsstraße und über den verstreut an der Straße liegenden Ort Liebethal zu erreichen, wollte der Flüchtling für die bevorstehende Nacht anlaufen.

Einstweilen suchte er sich ein geschütztes Plätzchen unter Haselsträuchern. Dort lagerte er. Träge von der letzten Mahlzeit — Bratkartoffeln mit Speck und Spiegeleiern auf nüchternen Magen — döste er vor sich hin mit offenen Augen wie ein Hase im Acker. Hier herauf verstieg sich todsicher niemand. Kein Steg, nicht einmal Wildpfade liefen durch den überall mit zentnerschweren klumpigen Felstrümmern gespickten Steilhang, dessen Tiefe Hagmann auf achtzig Meter schätzte. Akazien und Buchen versperren die Sicht von drunten. Aus der Straßenschlucht rauschte, wenn die Motorengeräusche für Minuten verstummten, ein Wehr des Müglitzflüßchens. Auch Eisenbahnzüge brausten in großen Zeitspannen stampfend im Tale längs.

Nach geraumer Weile blinzelnder Ruhe, während der er mehrmals einnickte, vernahm Hagmanns nie völlig ausgeschaltetes Gehör das wohlbekannte Schießen von Bordkanonen, und er hatte kaum die Augen richtig offen, als ein Jagdflugzeug dicht über ihm wie eine große Hornisse surrte. Gleich darauf ein zweites, drittes, schnell wie Wirbelwinde. Beim dritten erst beherrschte sich Hagmann so weit, daß

er nun die fünfzackigen weißen Sterne an den Tragflächen erkannte.

Amerikaner, die sicher die verkehrsreiche Straße beharkten!

Es trieb Hagmann weiter, er konnte nicht mehr stillsitzen. Durch die Breschen im Geröll hopste er mehr als daß er ging zur Straße hinunter. Neben der gepflasterten Fahrbahn floß die Müglitz. Über das Wasser konnte Hagmann nicht hinwegsetzen. Doch ein ausgetretener Steig führte diesseits des Ufers. Der Steig war nach der Straße von wuchern dem Gebüsch gedeckt.

Hinter dem Wehr geriet Hagmann in meterhohe verwelkte Brennesseln, die noch zerbrochen und zerzaust vom Vorjahr über den frisch nachsprossenden Stengeln standen. Hier verweilte der Fahnenflüchtige, um neugierig das Treiben auf der kaum einen Steinwurf entfernten Straße zu beobachten.

Soldaten zerrten dort an einem Motorrad. Zwei Lastautos und ein Tankwagen hielten in der Nähe unter Straßebäumen.

Hagmanns Herz fing zu klopfen an, als er bemerkte, was die Landser trieben.

Das Motorrad war verbrannt. Ein schwarzgekohelter Leichnam hockte zusammengekrümmt darauf.

Die Männer breiteten eine Zeltbahn daneben und schubsten mit Fußritten das Gerippe vom Motorrad.

Hagmann sah, wie der geschrumpfte Schädel abbrach und in den Graben rollte. Einer spießte den Schädel mit seinem rasch gezückten Seitengewehr und schleuderte ihn unter Ho-ho-Rufen, nicht anders, als ob es sich um eine verrostete Blechbüchse handle, auf die Zeltbahn zurück.

Vor zwanzig Minuten war das ein lebendiger Mensch! dachte Hagmann, dem ein Grausen den Rücken hinablief. Er fühlte unterm Hemd die Gänsehaut an der Brust. Zweifellos hatten die Flieger den Motorradfahrer zur Sau gemacht.

Nun stocherte der Soldat mit dem Seitengewehr, wohl nach der Erkennungsmarke suchend, in Knochen und angesengten Fleischfetzen.

Ekelgewürgt lief Hagmann weiter.

So war er selbst an der Front gewesen: blind und taub gegen die eigene Roheit.

Häuser, die vor ihm auftauchten, umging Hagmann.

Nach zwanzig Minuten fuhr ihm brenzlicher Rauchgeruch in die Nase. Dann hörte er lautes Getöse. Qualmschwaden, die das Sonnenlicht verfinsterten, umwehten ihn nebelgleich.

An der Straße loderte ein großes Gebäude. Feuerwehrmannschaften bemühten sich, zu retten, was noch zu retten war. Auch Frauen und Soldaten halfen und legten überall Hand an.

Hagmann überschritt die Straße vor dem Brandherd und ging im Schutz mehrerer Häuser fort.

Er traf Frauen, die rußgeschwärzt und hochatmend daherkamen und ihre gefüllten Schürzen aufgerafft hielten. Hagmann sprach mit den Frauen, die ihm berichteten, daß Flieger vor einer Stunde den Getreidespeicher in Brand geschossen hätten. Mehrere tausend Tonnen Brotgetreide steckten in den Silos. Sie trügen den im Feuer gerösteten Roggen als fertigen Malzkaffee nach Hause. Alles Böse habe sein Gutes!

„Wohl bekomm's!“ sagte Hagmann und strebte weiter.

Vor ihm an der Straßengabelung wies ein gelber Wegpfeil vier Kilometer nach Jahnishausen.

*

Zu Einbruch der Dunkelheit verließ Hagmann seinen Beobachtungsposten im breitästigen Wipfel einer Fichte an der nördlichen Ortsgrenze, wo die schiefergedeckten Gehöfte weit auseinandergezogen an schmalen Wirtschaftswegen lagen. Der Fichtenwald zog sich stellenweise bis an die Gärten und eingezäunten Viehweiden hin. Holzammelnde Schulkinder berichteten Hagmann wichtigtuerisch, daß kein Militär im Ort sei, wohl aber Flüchtlinge aus Dresden. Hagmann erkundigte sich nach der Wohnung des Bürgermeisters. Zufrieden vernahm er, daß in Jahnishausen der Bürgermeister und der Ortsgruppenleiter der Partei nicht eine Person waren. Das hätte seine Absicht, als Quartiermacher der Kampfgruppe Major von Friesen aufzutreten, zunichte werden lassen. In der gestrigen Unterkunft war Hagmann verwundet und suchte seine Truppe, ein Panzerregiment. Er hieß Walther.

Das Anwesen des Bürgermeisters lugte jenseits des Dorfbaches hinter Obstbäumen hervor. Telefondrähte führten zu dem Giebel des Fachwerk-Wohnhauses. Hagmann mußte über eine gemauerte Brücke.

Er beschloß, unter dem Namen Singer aufzutreten und dem Bürgermeister zu sagen, daß er hier Massenquartiere für eine Kompanie und den Stab zu belegen gedenke. Scheunen wären ihm gerade recht.

Eine alte grämliche Frau verwies den Unteroffizier aufs Feld hinterm Haus, wo ihre Leute Kartoffeln steckten. „Die Schwiegertochter aus Dresden ist gekommen“, sagte sie mit einem Rest von Redseligkeit.

Hagmann fand den Bürgermeister samt seiner Schwiegertochter, sowie mehreren Dorffrauen beim Kartoffelnlegen. Die junge Frau trug seidene Strümpfe bei der Feldarbeit.

Der biedere grauhaarige Bauer klagte dem Unteroffizier sein Leid, bevor dieser anderes reden konnte.

Er ackerte Furchen, und vor dem Pflug ging ein Fuchswallach, dem eine Beutelgeschwulst am linken Vorderknie wabbelte.

Flieger hätten ihm den Braunen, eine vierjährige Stute, am hellichten Tag vorm Wagen erschossen. Sie könnten die Kartoffeln nur abends ins Erdreich bringen.

„Gut, daß Mondschein ist“, sagte Hagmann, dem es recht war, daß der Bürgermeister nicht hinterm Berg hielt, sondern unumwunden auf die Regierung schimpfte.

„’S geht ja alles in die Wicken“, meinte er.

Als der Unteroffizier sein Anliegen vortrug, las Hagmann aus dem wetterbraunen Gesicht des Alten, daß er alles weniger als erbaut war.

„Womöglich schmeißen die Schweine mir noch Bomben aufs Dorf, wenn sie Soldaten hier wittern!“ warf er, bedenkenvoll den Kopf wiegend, ein.

Doch Hagmann sagte, daß es sich nur um eine Nacht handle, daß die Kompanie abends einrücke und früh beizeiten wieder abhaue. Einzelunterkünfte brauche er nur für sechs Offiziere, da der Stab mit bei der Kompanie marschiere.

„Na, meinetwegen“, sagte der Bürgermeister schließlich. „Wo wollt ihr denn nachher zu?“

„Verteidigung der Elbestellungen“, erwiderte Hagmann. „Unsere Jungens sind meistens erst siebzehn. Nur ein Vier-

tel hat Gewehre und je zehn Patronen, die übrigen sollen mit Panzerfäusten und Handgranaten losgehen.“

„Macht lieber Schluß!“ bedeutete der Bürgermeister und ließ dem Pferd die Zügel leicht auf die Hinterhand klatschen, daß es die Ohren vorlegte.

„Hüh, Moritz!“

„Vielen Dank!“ rief Hagmann im Entfernen.

Wirklich machte er nur auf vier Bauernhöfen Quartiere und in zwei Häusern, die ihm als Offiziers-Unterkünfte geeignet erschienen. Er schrieb sehr dienstlich die Namen der Quartiergeber auf, um nötigerweise dem Bürgermeister Bericht erstatten zu können, und sagte den Leuten, daß die Bezahlung vom Gemeindeamt vorgenommen würde. Über sein eigenes Wohnen war sich Hagmann noch nicht im klaren, doch hatte er die Bäckerei in Aussicht genommen.

Morgen vormittag würde er dann dem Bürgermeister erklären, daß ihn ein Befehl erreicht habe, nach dem die Kampfgruppe rastlos weitermarschiert sei.

Es erwies sich, daß der Bürgermeister selbst damit rechnete, den Unteroffizier in seinem Haus zu beherbergen, und auch die Hausmutter lud ihn herzlich ein. Ihr grämliches, verschlossenes Wesen hatte Hagmann falsch gedeutet, denn sie trauerte um zwei Söhne.

Man setzte sich zu Tisch. Die Schwiegertochter, die mit dem jüngeren der Gefallenen verheiratet gewesen war, trug auf.

Wie selbstverständlich wurde der Unteroffizier zur Mahlzeit gebeten.

Es gab zuerst für jeden einen Teller Milchsuppe, die Hagmann besonders mundete, weil Mehlklümpchen darin schwammen, und sodann Rauchfleisch zu Pellkartoffeln, die aufs weiße Leinentuch geschüttet wurden, und wovon sich

jeder schälte, soviel er zum Sattsein brauchte. Auch ein Teller mit aufgeschnittenen Sauergurken stand da.

„Nur nicht nötigen lassen! Feste zugreifen!“ sagte der Alte.

Während des Essens wurde viel vom Krieg gesprochen.

Hagmann tat siegesgewiß, und der Bürgermeister widersprach ihm entschieden. Die Schwiegertochter war auf Seiten des Unteroffiziers.

„Wofür sollen denn unsere Männer gefallen sein, wenn alle so denken wie du, Papa!“ wies sie ihren Schwiegervater zurecht.

Die alte Frau strich sich über die Augen und äußerte kaum etwas.

„Schnickschnack“, sagte der Alte, „Weiberpossen. Habt doch kein Brett vorm Kopp! Es kommt alles vor in der Welt, bloß der Arsch nicht! Und so, wie der immer hinten bleibt, so sicher sind in vier Wochen die Russen da. Vielleicht dauert's nicht mal so lange.“

„Verhauen sieht die Lage ja aus“, warf Hagmann ein, dem es immer noch ratsam schien, keine unüberlegten Deutlichkeiten zu verzapfen.

„Pah!“ machte die Schwiegertochter. „Dann nehmen eben wir zuletzt noch 's Gewehr!“

„Ihr seid die rechten Weiber dazu“, meinte der Alte unwirsch. Er steckte die Kartoffeln meist unzerteilt in den Mund.

Dann klingelte das Telefon in der Nebenstube, die dem Bürgermeister wahrscheinlich als Amtsräum diente.

Er stand auf und schlurfte schwerfällig hinüber.

Hagmann saß wie auf Kohlen.

„Gemeinde Jahnishausen!“ meldete sich der Bürgermeister.

Die Schwiegertochter zog leider die Tür ins Schloß, so daß nichts mehr zu verstehen war.

Schon kroch Angst in Hagmann empor, schon währte er ein heimliches Einverständnis zwischen den Hausbewohnern. Das Schließen der Tür kam ihm verdächtig vor. Wie, wenn inzwischen irgendeine Stelle verständigt worden war, und jetzt Anweisungen durchgegeben wurden? Das Gerede des Bürgermeisters konnte ein Täuschmittel sein.

Der Schweiß brach dem Fahnenflüchtigen aus. Seinen Namen wußten sie nicht, auch den falschen nicht. Unachtsam stopfte er sich ein langes Stück Gurke in den Mund. Indessen ging ihm die Befürchtung durch den Kopf, daß die Leute ihn im Gespräch festhalten sollten, bis eine Streife zum Festnehmen käme.

Da prustete die Schwiegertochter laut vor Lachen, weil Hagmann das Gurkenstück wieder an die Gabel speißen mußte, und ihm fiel ein Stein vom Herzen.

Gleich darauf trat auch der Bürgermeister wieder ein. Er hatte die Lederjacke übergezogen und sagte, der Speicher in Liebethal brenne aufs neue hell. Die Wehr müsse sofort hin. Er nahm sich keine Zeit, fertig zu essen, sondern fuhr mit seinem Leichtmotorrad davon.

Die Zurückbleibenden hörten den Acht-Uhr-Nachrichtendienst. Man schrieb Montag, den sechzehnten April. Niemand im Haus hatte seit mittags Zeit gefunden, die neuesten Meldungen des Wehrmachtsberichtes zu hören. Aber nun erfuhren sie, daß sowjetische Armeen an der mittleren Oder zum Großangriff auf die Reichshauptstadt angetreten seien.

Die Witwe faltete eine Europakarte auf dem noch unabgeräumten Tisch auseinander und tippte die im Bericht erwähnten Orte mit einer Messerspitze an.

Vor Bremen die Engländer, vor Hannover und Braunschweig die Amerikaner. In Thüringen ebenfalls amerikanische Panzer. Bald würde die Elbe erreicht sein.

Betreten blickten die Frauen den Unteroffizier an.

„Das kommt wie eine Sturmflut. Wer weiß, ob wir mit unseren Jungen überhaupt vor den Russen an der Elbe sind“, sagte Hagmann.

„Ihr müßt!“ erwiderte die junge Frau.

„Selbstverständlich“, sagte Hagmann.

Nach dem Zubettgehen vergewisserte er sich über die Lage seines Zimmers im Oberstock. Nicht gerade vorteilhaft, dachte er und ließ für alle Fälle ein Fenster nach dem Garten zu offen.

Schnell über die Elbe! war Hagmanns unbedingter Entschluß.

Nur Feldbluse und Stiefel legte er ab. Zwischen Matratze und Bettbrett steckte wie allnächtlich griffbereit und entschert seine Pistole.

*

Acht Uhr morgens erwachte Hagmann.

Im Hof knatterte ein Motorrad.

Schlaftrunken horchte der Unteroffizier und dachte, daß der Bürgermeister wahrscheinlich heimgekommen sei.

Doch auf einmal drang ihm ins Bewußtsein, daß es das Puffen einer schweren Maschine war.

Unmittelbar nach diesem Erkennen vernahm der Lauschende schwere Tritte auf den Fliesen des Flures im Haus.

Erregt sprang Hagmann aus dem Bett, verriegelte die Tür, trat barfüßig ans Fenster, vor dem eine Decke zum Verdunkeln hing.

Er schob die Decke etwas beiseite und spähte in den Hof.

Dort stand ein BMW-Beiwagenkrad mit WH-Nummer. Auf der Plane des Beiwagens lag ein Kartenbrett, das von einem roten Konservenring zusammengehalten wurde.

Der Fahrer im Gummimantel saß auf der Einfassung des zehn Schritt entfernten Brunnens und aß Brot, wozu er sich aus einer Konservendose Fleisch bohrte. Die Rinden warf er den Hühnern vor, die sich zeternd darum stritten.

Zu dem Kradfahrer gehört ein Offizier! blitzte es Hagmann durch alle Sinne. Sein Herz schlug bis zum Hals. Wie festgewurzelt stand er da.

Jetzt kam prompt ein Offizier aus dem Haus, den Hagmann nur an der Silberkordel seiner Mütze als solchen erkannte, denn er trug keine Schulterstücke auf dem Gummimantel. Er sagte etwas zu dem Kradfahrer, ging über den Hof und verschwand. Er rauchte Zigarre und trug feldgraue Überfallhosen.

Da — Pochen an der Tür!

Zusammenzuckend horchte der Unteroffizier.

„Hallo, Langschläfer, aufgemacht!“ rief die junge Frau.

In fliegender Hast zog Hagmann Stiefel und Rock über, schnallte das vom Haken gerissene Koppel um, setzte die Mütze auf, nahm die Pistole in die Faust und schob den Riegel zurück. Die Pistole hielt er hinterm Rücken.

„Guten Morgen, Herr Unteroffizier!“ sagte sie unbefangen. „Es ist ein Herr Oberleutnant hier, der auch Quartier machen will. Er ist zum Vater aufs Feld. Ich soll Sie wecken. Er will mit Ihnen sprechen.“

„Sprechen? Mich?“ sagte Hagmann entgeistert.

„Ja“, erwiderte die junge Frau, deren Kopf von hölzernen Löckchenwicklern verunstaltet war. „Es ist ein sehr netter, schneidiger Herr.“

„Gut. Wo ist er?“

„Auf dem Feld hinterm Haus, ich sagte 's doch schon.“

Die blanke Waffe in der Hand, sprang Hagmann die Treppe hinab.

Vor anschwellendem Dröhnen des Blutes in den Ohren hörte er das Motorgeräusch nicht mehr. Auch von dem Schrei der jungen Frau vernahm er nichts.

Mit einem Satz war er auf dem federnden Sitz der Maschine.

Der Fahrer rannte herzu.

„Hö, hö! Was denn los?!“ schrie er, noch mit dem Messer in der Hand.

Hagmann zielte nach den Beinen des Fahrers und zog den Abzug dreimal durch.

Wenige Schritte vor dem Krad brach der Getroffene schwirblig in die Knie.

Hagmann schmiß die Pistole in den Beiwagen.

Mit der linken Hand zog er schon die Kupplung an, rückte den Gangschalter ein, gab Gas, wobei er sich eisern zwang, den geriefelten Gummigriff nicht zu sehr zu drehen, damit der Motor nicht verreckte, ließ dann die Kupplung langsam einrasten und jagte zum Tor hinaus.

Das Kartenbrett rutschte herunter.

Schon bullerte die Maschine über die Bohlen der Brücke. Fünfzehn Sekunden, länger hatte der Handstreich nicht gewährt.

Als Hagmann sich umwandte, sah er von der Dorfstraße aus, daß der Kradfahrer ins Haus hinkte.

Der Unteroffizier fletschte die Zähne. Er spürte den sausen Wind am Gesicht. Ein unbändiges Kraftgefühl durchströmte ihn. Er schaltete den zweiten, den dritten, den Schnellgang. Prachtvoll, wie die Maschine zog!

XVI

Bis zu den ausgedehnten Waldungen um Pfaffendorf bei Königstein in der Sächsischen Schweiz raste Hagmann unterbrechungslos durch. Wehrmachtsautos, Soldaten, Offiziere, Panzer begegneten ihm. Er dachte an keine Gefahr. Einmal wollte ihn ein Feldpolizist zum Halten zwingen. Hagmann fuhr langsamer, schrie dem Kettenhund zu: „Kurier, Operations-Abteilung Oberkommando Wehrmacht!“ und gab wieder Gas. Manchmal gab er auch aus reinem Übermut Vollgas und ließ das Horn heulen. Obwohl das Benzin noch eine Strecke gereicht hätte, fuhr er die Maschine an einen Teich mitten im Wald und versenkte sie ins Wasser, das er vorher mit einer Stange lotete und tief genug fand.

Dann fraß sich Hagmann zum Bersten voll Schweinefleisch aus einer Weißblechbüchse, die er dem Beiwagen entnommen hatte und die bereits angerissen war. Im Beiwagen entdeckte der Fahnenflüchtige auch einen Feldstecher, den er schon während der tollen Fahrt umhängte.

Die Gewißheit, der Elbe nahe zu sein, gab ihm Zuversicht und Antrieb. Noch in dieser Nacht wollte er über den Strom, komme, was immer wolle. Ja, ihm kam der Einfall, ein paar Tage in dem zerklüfteten Felsengebiet der Sächsischen Schweiz unterzukriechen. Aber das nahm er sich nicht fest vor, denn zur Zeit fühlte er Sättigkeit, und er wußte, wie andere Gedanken man als Hungriger hat.

Serenas Karte half nun nicht mehr, denn Gottleuba lag weit hinter ihm. Ohne Landkarte kannte sich Hagmann erst im überelbischen Gebiet aus.

Trotzdem schlenderte er guten Mutes durch den Forst. Dichtes grünes Heidelbeerkraut mit kleinen Fruchtknollen bedeckte den Boden. Am Rand eines Holzschlages suchte Hagmann die Umgegend durchs Fernglas ab.

Vor ihm breiteten sich Hutungswiesen im Taleinschnitt. Auf der anderen Seite der Wiesen begann erneut stufenartig ansteigendes Fichtengehölz. Zwischen den dunklen, stachelästigen Stämmen schimmerten schroffe hellgelbe Sandsteinwände. Eine aus Latten gezimmerte und mit einem Bretterdach versehene Wilddraufe stand unter den Bäumen.

Da, in den Felsen, wollte Hagmann die Dunkelheit erwarten. Er fühlte sich sehr heimisch und geborgen im Wald.

Der Himmel trübte sich ein. Milchig stach die Sonne durch faseriges Gewölk.

Obgleich Hagmann von der höchsten Erhebung des Felskammes den Tafelberg mit den Ringmauern der Festung Königstein erspähen konnte und sich beim Weitermarsch nach den Lichtern des Königsteins — der kriegsgefangenen feindlichen Generalen als Aufenthalt diente und darum hell beleuchtet war —, richtete, ging Hagmann in die Irre. Er hätte nach Norden, nicht ostwärts, in die große Elbwindung hinter Bad Schandau gehen müssen. Aber das nördlich von seinem Standort gelegene Städtchen Königstein wollte Hagmann nicht berühren. Dennoch glaubte er, in östlicher Richtung höchstens eine Stunde bis zur Elbe zu brauchen.

Doch die Umrisse des Königsteins wurden von der Finsternis verschluckt. Von der Elbe war nichts zu entdecken. Regnerisch tiefhängende Wolken zogen schwer nach Süden.

Hagmann verhielt in einem Tännicht und lauschte. Samenzapfen plümpsten dumpf auf den nadelbestreuten Boden.

Entfernter klang das Knicken dürerer Zweige unter Wildhufen.

Jeden Augenblick erwartete Hagmann das Rauschen des Stromes zu vernehmen.

Er kam über einen abfallenden Hang auf eine hüben wie drüben von kirchturmhohen Fichten gesäumte Straße. Er lief und lief. Verwunderung erfaßte ihn, weil sich nicht der geringste Verkehr auf der asphaltierten Straße kundtat.

Erst nach halbstündigem Gehen merkte der Flüchtling vor entgegenkommenden Eilschritten auf.

Wacker ging er drauflos.

Schon von weitem hörte er den Ankömmling keuchen.

„Wer da?!“ rief Hagmann, stehenbleibend.

„Ich“, antwortete eine matte Stimme, die weder männlich noch weiblich, sondern nur erregt klang.

„Da weiß ich viel, wer, ich?“ fragte Hagmannforsch.

„Gott sei Dank!“ ächzte die Stimme des inzwischen Herangekommenen. „Hier spukt's — hier ist's nicht geheuer...“

„Wieso?“ begehrte Hagmann zu wissen.

Der Mensch — es war ein Mann — buckelte seinen Rucksack von den Schultern und hockte schnaufend darauf nieder.

Er sagte krähstimmig:

„Ich habe kaum noch Puste . . . Gehn Sie lieber nicht hier weiter! Mich hat 'n Engländer oder so was Ähnliches angehalten. Abgeschossener Flieger vielleicht. Hatte 'ne Pelzjacke an. Verflucht, denke ich, was will der? Seelenruhig schwafelt der Kerl was von Faie und hält mir 'ne Zigarette hin. Ich hab ihm 'ne Schachtel Hölzer in die Hand gedrückt und bin wie 'n Schneider davon. Er hat mir noch was von Fain dsänks nachgerufen . . .“

„Wo war das denn?“ fragte Hagmann.

„Gottchen, vielleicht stücker zehn Minuten von hier. Ich

bin auch fremd. Ich wollte nach Schandau. Die Züge fahren von Königstein nicht weiter. Bombenschaden auf der Strecke.“

„Sind Sie in Schandau zu Hause?“

„Nee, in Herrnskretsch. Dentist, wissen Sie. Hab künstliche Zähne bei Hutschenreuther geholt.“

Der Fremde verlangte ein Zündholz für seine Zigarette, die er während des Rennens in der Hand gehalten hatte.

Hagmann sah im Lichtschein, daß es ein untersetzter und beschränkt aussehender Mann in mittleren Jahren war.

„Ich geh zurück nach Königstein“, sagte er. „Gehn Sie etwa hier weiter?“

„Klar“, erwiderte Hagmann. „Wie weit ist's bis Königstein?“

„Vielleicht fünf Kilometer.“

„Na schön“, sagte Hagmann. „Danke!“

Beinah hätte er um einen Zug von der geradezu himmlisch duftenden Zigarette gebeten. Doch er beherrschte sich.

Den Namen des nächsten Ortes konnte ihm der Fremde auch nicht nennen.

Hurtig schwang er seinen Rucksack über und sagte:

„Glück zu auf'n Weg!“

„Wünsch ich auch“, entgegnete Hagmann. „Nun zeigen Sie wohl den Engländer an, was?“

„Denk nich dran. Hab andre Sorgen, jetzt, wo bald Schluß is!“

Damit endete das Gespräch.

Die beiden nächtlichen Fußgänger verfolgten ihre gleicherweise unheimlichen Wege in entgegengesetzten Richtungen.

Zunehmender Wind erhob sich.

Der zahme Engländer, wie ihn Hagmann bei sich nannte,

kam nicht zum Vorschein, obgleich Hagmann fest auf ihn rechnete.

Als der Verirrte endlich aus dem Wald fand, schlug irgendwo vor ihm ein Glöckchen elf Uhr. Wie düstere Haufen erspähte Hagmann bei genauem Zusehen Häuser im Dunkel.

Siefernder Sprühregen feuchtete ihm Gesicht und Hände. Er steckte die Hände in die Hosentaschen. Ihn fröstelte.

Der Nachtwind raunte geisternd durch die Kronen der Bäume am Weg.

Hagmann pochte an der ersten Haustür und mußte lange warten, bevor aufgeschlossen wurde.

„Um nichts in der Welt!“ sagte die Frau.

Sie könnten niemand mehr nehmen, in der Dachstube sei eine dreiköpfige Flüchtlingsfamilie. Drüben in der Sägemühle hätten sie Platz genug.

Die Frau ging ein Stückchen neben Hagmann und zeigte, wo die Straße zur Mühle abzweigte.

Hohe Bretterstapel grenzten an die Straße. Ein Wehrrauschte im Hintergrund.

Sowie Hagmann das Hoftor aufklinkte, begann wütendes Hundegebell. Die Halskette des vor seiner Hütte tobenden Köters rasselte übers Pflaster.

Türenschnellen.

Dann sah Hagmann jemand im schwachen Lichtschein huschen.

„Senta!“ rief eine Frauenstimme. „Kusch, Senta!“

Daß ihn ein weibliches Wesen empfing, berührte den Unteroffizier angenehm.

Bescheiden bat er um Unterkunft und tischte sein Märchen vom Quartiermachen auf. Er versäumte auch nicht, durch einige entsprechende Bemerkungen die Schwierigkeit seiner Lage besonders deutlich zu machen.

„Ihr braven Soldaten!“ sagte die Frau. „Freilich bekommen Sie Quartier. Das ist Ehrensache. Wir sind doch Christenmenschen.“

Aus der geräumigen, weißgetäfelten und neuzeitlich eingerichteten Küche, in die Hagmann geführt wurde, war leicht zu erkennen, daß er sich hier in einem herrschaftlichen Haus befand.

Es war eine quicklebendige weißhaarige Frau, die den hinter ihr eintretenden Unteroffizier freundlich durchs elfenbeingefasste Stielglas betrachtete. Sie schien befriedigt vom Aussehen des späten Gastes und bat, sich's im kleinen Wohnzimmer bequem zu machen, dieweil sie geschwind einen Imbiß richte. Denn Hunger würde doch bei den Soldaten mit lauter großen Buchstaben geschrieben.

Ziemlich ratlos ließ Hagmann diese betuliche Freundlichkeit über sich ergehen. Er setzte sich in einen Klubsessel und harrete der Dinge, die da kommen sollten.

Während der Vorbereitung erschien die geschäftige alte Dame hin und wieder, um den Unteroffizier aufs lebhafteste zu bedauern, daß er in solcher Regennacht unterwegs sein mußte. Auch Fragen mannigfaltigster Art stellte sie. Hagmann beschied ihren Wissensdurst bedenkenlos mit seinen üblichen Lug- und Truggeschichten, ja, er meinte dem vornehmen Haus etwas Besonderes schuldig zu sein, und da die Frau betont hatte, daß sie Christenmenschen seien und zudem ein großes Christusbild über der Blumenkrippe hing, gab sich Hagmann für einen angehenden Pfarrer aus. Einige Bibelsprüche wußte er für den Notfall noch, darunter den vom Licht nicht unter den Scheffel stellen, und einen anderen, der ungefähr so begann: Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete . . .

Davon nun, daß sie einen geistlichen Herrn im Haus

hatte, war die alte Dame so entzückt, daß sie ein Zehnerkästchen Zigarren mit goldenen Bauchbinden und Wein brachte, was Hagmann doch vorübergehende Gewissensbisse verursachte. Er entwickelte sich wahrlich zum abgefemtsten Hochstapler!

„Es regnet Bindfaden“, sagte die Frau, als sie auftafelte.

Hagmann nannte sie berechnenderweise gnä' Frau. Einige Male ließ sie sich's gefallen, bis sie, fein lächelnd, sagte:

„Die Gnädige begraben wir lieber. Ich bin Frau Harzig.“

„Harzig und Sägewerk! — Paßt zusammen“, erwiderte Hagmann. „Ich heiße Petersen. Entschuldigen Sie vielmals, daß ich mich noch nicht vorgestellt habe!“

„Das ist bei euch Soldaten kein Verbrechen“, sagte Frau Harzig. „Und jetzt, lieber Herr Petersen, lassen Sie sich's tüchtig schmecken! Ich gehe Ihr Bett aufschütteln. Alle schlafen schon, bloß ich bin eine Nachteule. Alte Leute brauchen nicht mehr so viel Schlaf.“

Herr Petersen tat sich keinen Zwang an, besonders nicht, als er alleinblieb. Er Futterte, was das Zeug hielt, auf Schinken gebackene Eier mit Weißbrot. Außerdem stand ein Stückchen im Napf geformte Bauernbutter bereit. Die Mahlzeit war nicht gering bemessen, und der Schmausende öffnete bald den obersten Knopf seines Hosenbundes, zumal das Schweinefleisch noch nicht recht verdaut war. Rüpelhaftem Rülpsen wehrte er nicht, solange die Frau des Hauses fernblieb. Auch den Moselwein kostete er reichlich. Diese Leute hatten sich gewiß in Beziehung auf Fresserei und Sauferei gut eingedeckt.

Hunderterlei Gedanken gingen Hagmann beim Essen durch den Kopf.

Vielleicht bleibe ich für zwei oder drei Tage hier, überlegte er. Früh verschwinde ich und kann unter Umständen einen

passenden Ort zum Übersetzen über die Elbe erkunden. Den Leuten wird weißgemacht, daß der Herr angehende Pfarrer als Quartiermacher in den Nachbardörfern zu tun hat. Genau so, jawohl! — Wo werden die Russen stehen? sann Hagmann auch. — Serena wird bei ihrem Mann in Bayern sein! Das schmerzte . . . — Was werden in diesem Haus noch für Menschen leben? Wie werden sie über den Krieg denken? — Tot war der Kradfahrer ja nicht, er humpelte ins Haus . . .

In solchen und ähnlichen sprunghaften Bahnen bewegten sich die Gedanken des Fahnenflüchtigen. Trotz der Wirrungen griff eines ins andere wie vorherbestimmt und formte ein getreues Spiegelbild seines derzeitigen Ichs.

Vogelfrei war er! Jeder konnte ihn stellen. Jeder konnte sich plötzlich als Feind erweisen. Deshalb: nur nicht vom vollen Bauch zur Sorglosigkeit verleiten lassen!

Frau Harzig führte ihn dann in sein Zimmer und zeigte ihm das Bad. Warmes Wasser sei noch da. Sie beteuerte immer neu, wie müde Herr Petersen gewiß wäre. Wohlwollend verabschiedete sie sich.

Das Zimmer lag im Erdgeschoß und hatte zwei Fenster nach dem Hof und eins nach dem Garten.

Hagmann wusch sich im Bad nebenan von Kopf bis Fuß und rasierte seine Wangen glatt, um früh der Würde des Hauses keinen Abbruch zu tun.

Vor dem Fenster nach dem Garten hinaus manschte der Regen ins Laub.

Das Schlagwerk einer Standuhr gongte den Fahnenflüchtigen in Schlaf.

Er lag nackt unter Eiderdaunen.

*

Des anderen Tages lernte Herr Petersen am Frühstückstisch die übrigen Familienmitglieder kennen.

Da war als erste die fünfundachtzigjährige, gichtleidende, aber geistig erstaunlich frische und sehr fromme Großmutter, die ihre verwitwete Tochter Mädél nannte, obgleich das Mädél gut und gern seine sechzig Jahre auf dem Rücken trug. Der Sohn Frau Harzigs, ein herzleidender Junggeselle zwischen dreißig und vierzig, wurde Kerlchen gerufen. Dieser schimpfte unverhohlen auf die Nazibucht, wie er sich ausdrückte. Gleichwohl sei er Parteigenosse, sagte er, und das mache ihm verdammtes Kopfzerbrechen. Als Betriebsleiter wäre ihm keine andere Wahl geblieben. Schließlich saß noch ein kaum schulentwachsenes und auffallend schönes Mädchen mit bei Tisch. Sie schaute den Unteroffizier vor Verlegenheit nicht an. Ihre Flechtzöpfe reichten bis in den Schoß. Kerlchen nannte sie Frätzchen, aber ihr Taufname war Leni. Sonst nahm niemand an der Mahlzeit teil, wenn man den dicken weißen Angorakater nicht rechnete. Das Gesinde und die Arbeiter speisten früher. Ein dralles, rundgesichtiges Mädchen bediente die Herrschaften, und Leni half, wo es sich als nötig erwies.

Zu der Sägemühle gehörte eine ausgedehnte Land- und Forstwirtschaft. Lenis Vater hatte auch Geld darin stecken.

Der Steckbrief des Mädchens lüftete sich nach und nach. Hagmann entnahm verschiedenen Andeutungen, daß sie eine Verwandte aus Schlesien war. Ihre Eltern besaßen dort Güter und Unternehmungen und wurden beinah stündlich als Flüchtlinge erwartet.

Leni hieß mit Zunamen von Meldegg. In ihrem Taschentuch prangte ein Goldkrönchen über den Anfangsbuchstaben ihres Namens.

Herr Petersen schützte Eile vor, als die Großmutter von

den Korintherbriefen des Apostels Paulus zu schwafeln begann, denn er wußte nichts mehr über diese biblischen Vorkommnisse. Die Greisin rief schon nach Dora, dem Dienstmädchen, daß die Bibel gebracht würde.

Selbstverständlich sei er herzlich willkommen, wenn er seine Obliegenheiten erledigt habe, sagte Frau Harzig.

Das Sägewerk lag seitlich der Dorfstraße, an der Häuser und Scheunen in zwei Reihen entlang standen. Das Wasser des angestauten Baches donnerte übers Wehr und wirbelte flockigen Gischt auf.

Hagmann stiefelte hinter den Holzplätzen, auf denen Arbeiter Stämme schälten, eine freie Lehne hinan bis zum Waldrand, von wo er einen ziemlichen Rundblick hatte.

Der Ort und die dazugehörigen Fluren lagen in dem weiten Talkessel, den nur nach Südosten zu unbewaldete, ineinander verschobene Höhenrücken, aus denen eine Straße zu Tal lief, abschlossen. Sonst waren rings Forsten. Grüne Saatäcker bedeckten schachbrettartig die Erde und verschwanden zuweilen hinter vorspringenden Holzabteilungen. An einer Verkehrsader konnte das Dorf nach Hagmanns Dafürhalten nicht liegen. Dies bestärkte sein Vorhaben, wenigstens noch einmal in der Mühle zu nächtigen.

Er ging in nordöstlicher Richtung und kam an die Straße, auf der er in der verflossenen Nacht hergekommen war. Im Hochwald fand Hagmann Wegzeichen des Gebirgs-Vereins an Baumstämmen, die eine Stunde bis Gohrisch wiesen. Rüstig schritt er dem Fußsteig nach, der sich bald so vielfach verzweigte, daß Hagmann doch aufs Geratewohl weitergehen mußte.

Frühjahrstrübes Wetter hing grau in der Luft. Aus den Waldgründen stieg warmes Nebelgebrodelt.

Beim Durchstöbern einer Rodungsblöße sah Hagmann

graugesprenkelte Federn zuhauf um einen Wurzelstubben verstreut. Zwei große Stiefelabdrücke im Mullboden vor dem Stock zeugten davon, daß hier ein Mann gesessen und ein Huhn gerupft hatte.

Sofort dachte der Fahnenflüchtige an den herumgeisternen Engländer, der möglicherweise auch Amerikaner sein konnte.

Kurze Zeit darauf sichtete er durchs Fernglas hohe, bergfriedartige Sandsteinfelsen, auf denen Krüppelkiefern wuchsen. Massig, hartkantig, in mehreren Schichten aufeinandergetürmt, erhoben sich die Felsen wie Gliedmaßen plumper Leiber über der von grünen Birken durchsetzten Kieferschonung.

Einen Bauern, der mit seinem rotgescheckten Ochsen- gespann geschältes Langholz abfuhr, fragte Hagmann nach dem kürzesten Weg an die Elbe.

Da brauche er bloß über den Abhang und dann durch die Fichten zu gehen, dort wäre gleich die Elbe, sagte der Fuhrmann, dem das Knie aus der abgeschabten Manchesterhose gefetzt war und der ein buntes Taschentuch um den Hals geknotet trug. Von den mit Ketten auf dem Rungenwagen befestigten Stämmen ließ der hagere Knecht seine in Holzschuhen steckenden Beine baumeln. Strohhalmes sahen über die Schäfte und die Hosen waren so weit emporgerutscht, daß man die nackten, abgemagerten Waden sah. Er rauchte eine stinkende, aus Zeitungspapier gedrehte Zigarette.

Als Hagmann sich entfernte, hörte er, daß die zwei in jenem fürchterlich radebrechenden Deutsch zusammen sprachen, das eigens zur Verständigung mit Kriegsgefangenen erfunden ward und das nur aus Haupt- und Tätigkeitswörtern besteht. Zuhörer konnten bei solchem Kauderwelsch den Deutschen schwerlich vom Ausländer trennen.

Jäh vor ihm abfallende Felsen ließen Hagmann verhalten. Er sah sich am drahtseilumspannten Rand eines stillgelegten Steinbruches. Zerbrochene schiefe Leitern führten hinab, deren Besteigen sicherlich Lebensgefahr bedeutete. Auf der Sohle stand grünliches Wasser, in dem verfaulte Hölzer trieben. Auf der anderen Seite des Bruches verwehrt wehende Hängebirken die Aussicht.

Als Hagmann den Krater umgangen hatte und eine Strecke über Geröll geklettert war, eröffnete sich eine hinreißend schöne Aussicht auf das malerische Elbtal.

Bleigrau schimmerte der Strom von den darüber ziehenden Wolken. Grüne Uferwiesen erstreckten sich wie Einfassungen, soweit man den Lauf der Elbe verfolgen konnte. Rechts stiegen die schrundigen Felsen der Sächsischen Schweiz steil empor. An den untersten Absätzen standen unter Grün halb versteckte Wochenendhäuschen. Bäume und Sträucher grünt in den Sandsteinwänden. Überall, wohin man auch blickte, lagerte tiefster Friede. Nicht ein einziges Schiff war auf dem Wasser zu sehen. Trutzig breit erhob der Lilienstein sein oben wie glatt abgeschnittenes Haupt.

Alllein Hagmann fühlte sich wenig zu Betrachtungen angeregt, so bezaubernd auch die Stromlandschaft sich darbot.

Er äugte durchs Fernglas und suchte sorgfältig Teilstrich um Teilstrich des Ufers ab.

Unterhalb des Steinbruchs versperrten Dächer den Blick. Der Flüchtling hörte an den heraufdringenden Geräuschen, daß eine belebte Straße im Tal entlangführen mußte.

Als nächstes faßte er das gegenüberliegende Ufer in die Doppelgläser.

Eine lange Gartenmauer, davor ein Fußweg, der sich zwischen Bäumen verlor. Zwei Frauen mit Einkaufstaschen

schlenderten auf dem Fußweg daher. Sie trugen beide wie Turbane gewundene Tücher auf den Köpfen.

Nun weiter links geblickt.

„Aha!“ entfuhr es Hagmann.

Fährbetrieb. Leute mit Handwagen, Bündeln, Koffern, Rucksäcken und sonstigem Gepäck ließen sich übersetzen. Ununterbrochen kamen neue Schübe aus der Straße zwischen den Häusern hervor und stauten sich vorm Landungssteg. Alles sah nach hastigem Aufbruch aus. Es bedurfte keiner besonderen Anstrengung, um durchs Glas die müden, verzweifelten Gesichter zu erkennen.

Jetzt ein wenig höher geschaut.

Da stand er ja, der Unvermeidliche! Hagmann piff durch die Zähne.

Ein Offizier in Stahlhelm und glänziggeputzten Stiefeln, die grüne Binde des OKW-Streifendienstes am Ärmel. Er prüfte die Papiere der Männer, gleichgültig, ob Soldat oder Zivilist. Es war genau so, wie Hagmann sich's vorgestellt hatte.

Er stieg den Abhang ungefähr zur Hälfte hinab, denn er wollte auch das diesseitige Ufer beaugenscheinigen.

Es hielt schwer, einen geeigneten Platz zu finden.

Schließlich erkletterte Hagmann eine Eiche, deren unterste Äste mit der Hand zu ergreifen waren.

Zwei lange, flach auf dem Wasser liegende Kohlenzillen schlingerten am Ufer. Starke Ankerketten hingen in den Eisenringen der kopfsteingepflasterten Mole. Vermutlich waren die Zillen entladen. Laufbretter führten an Land. Nach fast einstündiger Beobachtung glaubte der Spähende sicher zu wissen, daß keine Menschen in den Kajüten der Lastkähne wohnten, denn einige Knaben vergnügten sich damit, Steine an die geteerten Wände der Zillen zu werfen.

Hagmanns Hoffnung gründete sich auf eines der Beiboote, die vertäut neben den Zillen schaukelten.

Zur Vesperzeit bereits fand sich Herr Petersen wieder in der Sägemühle ein.

Baron von Meldegg nebst Gattin, samt Förstern, Direktoren, Verwaltern und einigen Bedienten war angekommen. Wie aufgeregte Hühner liefen die Frauen der Angestellten des Barons umher.

Sechs vollgepackte und offensichtlich schon lange vorher zur Flucht vorbereitete Lastzüge hielten auf Holzplätzen und Hof. Sogar Tarnnetze, in denen abgebrochene Zweige steckten, waren über die Planen der Fahrzeuge gezogen.

Für seinen Aufenthalt fürchtend, nahm Hagmann das Leben und Treiben wahr. Er beruhigte sich aber, als ihm zu Ohren kam, daß Herr von Meldegg und sein Anhang nicht hier zu bleiben, sondern in die Gegend von Passau weiter zu fahren gedächten. Auch Leni sollte mit.

„Waffenstillstand“, sagte Herr von Meldegg. „Aber natürlich Waffenstillstand, mein lieber Unteroffizier. Nur nicht mit den Bolschewiken!“ Er lebte in der felsenfesten Überzeugung, daß die Russen ganz Sachsen besetzen würden.

„Von mir aus“, sagte Hagmann.

Als sich der Baron über einen Koffer bückte, bemerkte Hagmann, daß sich die Umrisse einer Pistole in der Gesäßtasche seiner straff gespannten, wildlederbesetzten Reithosen abzeichneten.

Heimlich beschnarchte Hagmann später den Plattenkoffer von allen Seiten und fand ein Schildchen: Stabsveterinär von Meldegg, F. P. Nr. 02 186. — — —

*

Zwei Tage blieb Hagmann noch in der Sägemühle.
Die Russen hatten inzwischen den Spreewald erreicht.

An diesem zweiten Abend sagte Baron von Meldegg, der anderntags weiter wollte, zu Hagmann:

„Petersen, Sie sind ein gewichster Junge!“ Das Petersen betonte er merkwürdig.

Die Männer standen rauchend auf dem Hof. Der Baron kraute einem seiner mitgebrachten wertvollen spanischen Jagdhunde das Fell.

„Warum?“ fragte Hagmann aufhorchend.

„Seien wir ehrlich! Ich bin nämlich auch so — na, Sie wissen“, sagte der Baron leiser. „Aber ich habe sichere Papiere. Heißen Sie wirklich Petersen?“

„So eine Frage!“ entrüstete sich Hagmann, der innerlich zitterte. „Ich weiß nicht, was sie wollen.“

Verdammte Sorglosigkeit, wenn man einen vollgefressenen Bauch hat! Die Pistole steckte in der Feldbluse, und diese hing über einem Stuhl im Schlafzimmer . . .

„Fahren Sie mit mir! Sie brauchen nicht Verstecken zu spielen. Ich mein's ehrlich. Schade, wenn Sie mit Ihrem Schneid vor die Hunde gingen. Was sind Sie von Beruf? Können Sie Auto fahren?“

„Ich bin Architekt. Auto fahren kann ich, Herr Stabsveterinär“, antwortete Hagmann, der begriff, daß ihm von diesem glattrasierten Adligen keine Gefahr drohte.

„Woher wissen Sie, Menschenkind?“ fragte der Baron überrascht.

„Vom Offizierskoffer, Herr Stabsvet . . .“

„Still! Keinen Dienstgrad! Sie sind ja gerissner als ich glaubte, Sie — Theologe, Sie . . .“ Der Baron stieß Hagmann vertraulich in die Seite.

„Also, kommen Sie mit?“

„Nein“, sagte Hagmann fest. „Meine Mutter ist allein. Ich muß nach Hause.“

„Wohin?“ fragte der Baron.

„Bei Dresden“, erwiderte Hagmann.

„Sie laufen den Bolschewiken in die Arme!“

„Ich gehe trotzdem. Heute nacht noch gehe ich. Ich muß über die Elbe. Je näher der Front, um so größer die Sicherheit.“

„Nicht falsch, die Ansicht“, sagte der Baron. „Unseresgleichen hält sich meist möglichst weit vom Frontstrich weg. Und Sie glauben, daß Sie durchkommen? Über die Brücke bei Schandau können Sie nicht . . .“

„Ich komme durch!“ sagte Hagmann.

Mit Verpflegung, frischer Wäsche und Zigaretten vom Baron ausgerüstet, machte sich Hagmann gegen zehn Uhr nachts auf den Weg zur Elbe. Aus einem nicht zu beseitigenden Mißtrauen hatte er dem Baron seinen Namen nicht gesagt.

Er verfehlte den Weg ungeachtet der nächtlichen Dunkelheit nur geringfügig. Zwar gelangte er nicht zu dem bekannten Steinbruch, sondern mußte durch einen ausgedehnten zaunumhegten Pflanzgarten mit jungen Lärchen, deren weiche Nadeln seine Hände streiften. Doch schließlich fand sich Hagmann an jenem Hang, wo die große Eiche stand.

Das Elbtal war in undurchdringliche Schwärze gehüllt. Kaum ein Lichtchen flimmerte an den Ufern.

Autorattern, Peitschenknallen, Fuhrmannsfluchen, Kinderplärren klangen als brandender Lärm in die Nacht.

Hagmann stieg nach kurzem Lauschen einen lehmglitschigen Pfad hinab, den er mehr mit den Füßen ertastete als sah.

Auf der Straße ging es wild zu wie unter Verrückten.

Flüchtlinge, Pferdewagen, Autos, Soldaten, Handwagen strömten über die Elbbrücke bei Bad Schandau. Die Verkehrsstockungen nahmen kein Ende. Kopflos prügelten die Fuhrmänner auf den Pferden herum. Hupen gellten ungeduldig. Ein Personenwagen entließ knallende Fehlzündungen aus dem Auspuff. Der Wagen wurde von einem Offizier gesteuert, neben dem eine Frau saß und rauchte. Gespenstisch huschten Lichtscheine von Tarnscheinwerfern hier über trappelnde Pferdebeine, dort über speichenwirbelnde Wagenräder, da über die gebückte Gestalt eines nebenher schlappenden Mannes. Menschen zu Fuß drängten und rempelten hastend durch entstehende Lücken, die im nächsten Augenblick wieder verrammelt waren. Stimmen schrien suchend nach Angehörigen.

Hagmann drückte sich durch das wüste Gedränge und Geschiebe. Schaumflocken von den Gebissen wiehernder Pferde geiferten ihn an. Beinahe wäre er über einen verlorengangenen, breitgewalzten Tränkeimer gestolpert.

Drüben erblickte er im Schummerlicht einer aufgesperrten Haustür Soldaten. Sie waren feldmarschmäßig eingekleidet, mit Spaten und Sturmgepäck. Die Gewehre hingen unvorschriftsmäßig mit abwärts zeigenden Läufen über ihren Schultern. Der fahlgelbe Flackerschein kam von einem Hindenburglicht, das auf den Treppenstufen funzelte. Ein Gefreiter hielt seine blutende Hand ins Helle. Ein anderer wand Verbandsmull darum. Der Verwundete jammerte.

„Seid ihr von der OKH-Sturmbrigade?“ fragte Hagmann, nur um mit den Landsern ein Gespräch anzuknüpfen.

„Nee“, gab einer koddrig Antwort. „Sturmbrigade is nich. Türbrigade is!“

Nach Aussagen der Soldaten mußte das gesamte rechtselbische Gebiet geräumt werden. In allen Orten sei Panzer-

alarm. Bautzen, Kamenz, Hoyerswerda wären von den Russen besetzt.

„Bei uns in Görlitz hat Hinkejupp noch gequasselt“, sagte einer. „Berlin bleibt deutsch — Wien wird wieder deutsch! Ha, ha, ha! Alles Scheißhausparolen! Berlin is eingekesselt. Keine Maus rin, keine raus!“

Erregt von den Worten des Landsers ging Hagmann an Gartenzäunen hin, kam über eine menschenleere Straße, und hörte fünf Minuten darauf das glucksende Elbwasser.

Wenn es stimmte, daß die Russen schon so weit vorgedrungen waren, dann hieß es sich gewaltig sputen und keine Zeit versäumen.

Scharf ins Dunkel spähend, lief Hagmann die Uferböschung entlang.

Frischer Wind trieb aus wechselnden Richtungen durchs Elbtal und hellte den Himmel mählich. Einzelne Sterne blinkten.

Ziemlich zehn Minuten verflossen und Hagmann fand die Zillen nicht. Nein, so weit oben konnten sie nicht liegen. Entmutigt kehrte er um. Als er am Ausgangspunkt seiner Suche anlangte, sah er in der zunehmenden Helligkeit, daß die Zillen stromabwärts ankerten.

Totenstille lagerte über den Schiffen, die mit ihren schrägen, aufbaulosen Verdecken wie große Säрге aussahen.

Tastend betrat Hagmann das handbreite Laufbrett. Doch dieses schwankte so sehr, daß er zurücksprang und vorzog, sich auf das Brett zu setzen und auf dem Hosenboden hinüber zu rutschen. Selbst das erwies sich als nicht ungefährlich, denn Hagmann dachte dauernd an das kalte Wasser unter sich.

„Hallo!“ rief er auf der Zille, um sich gegen Überraschungen zu sichern. „Hallo, ist hier jemand?!“

Keine Antwort.

Beruhigt enterte Hagmann auf den Deckplanken bis zum Heck, wo das Beiboot lag. Er dachte auch beruhigt daran, daß die Schiffsleute meist Hunde mitführten. Ein Hund aber hätte bestimmt Laut gegeben.

Die Zille war gut ihre achtzig Meter lang.

Hagmann hangelte an den Händen von der Bordwand. Sein Körper schwebte frei überm Wasser, während ein Bein sich gegen die Wandung drückte, und das andere nach dem Boot angelte.

Dann ließ Hagmann sich fallen und ging sogleich in die Knie, um nicht durch die Fliehbewegung des Bootes das Gleichgewicht zu verlieren und über Bord zu stürzen.

Die Bugkette war um die Reling gewunden und ließ sich sonder Anstrengung lösen.

Von der Reling nahm Hagmann eine Stange und stakte in die Strömung hinaus. Plätschernd und schaukelnd glitt der Kahn vorwärts.

Breit und schwarz lag das Wasser. Das jenseitige Ufer war nicht zu erkennen. Rasche Wirbel ergriffen das Boot, als es aus der ruhigeren Randströmung geriet, und bevor es Hagmann hindern konnte, drehte er sich um seine eigene Achse. Beinahe wäre der Steuernde ins Wasser gestürzt, als die Stange keinen Halt mehr im Grund fand.

Er packte die Riemen, stemmte die Beine fest ein, und ruderte aus Leibeskräften los, denn er merkte, wie schnell er abgetrieben wurde. Als gar nicht einfach erwies es sich, Gewalt über das Boot zu bekommen.

Endlich lag das schwankende Fahrzeug quer zur Flußrichtung.

Hagmann zog die Riemen gleichmäßig durch.

„Hopp — hopp! Hopp — hopp!“ keuchte er zwischen

den zusammengebissenen Zähnen und atmete schwer durch Mund und Nase zugleich. Tropfen bespritzten ihm das erhitzte Gesicht und die Hände, wenn die Ruderschaufeln klatschend eintauchten.

Dann erkannte Hagmann das verstreute Balkengerüst des Landesteges der Fähre. So weit also war das Boot bereits abgetrieben. Gut, daß der Fährmann während der Nacht nicht auf seinem Posten war. Scharrend strich die Bootswand an mehreren, aus dem Wasser ragenden Bohlen entlang.

Auch die Landung war schwieriger als Hagmann angenommen hatte.

Er mußte das Boot noch minutenlang an der Böschung schwimmen lassen und hielt es nur mit leichten Steuerschlägen des linken Ruders dicht an Land, bis eine Einbuchtung im Ufer das Anlegen erlaubte.

Heilfroh spürte der Flüchtling festen Boden unter den Füßen. Eine Gelegenheit zum Aufsetzen oder Anketten des Bootes fand sich nicht, aber Hagmann hoffte, daß es in der Bucht liegen bleiben würde, so daß die Schiffsleute ihr Eigentum wiederfinden konnten. Im Grunde genommen war ihm das natürlich höchst egal. Mindestens einen Kilometer schätzte Hagmann die Strecke seines Abtriebs.

Ermattet von der Anstrengung hockte er im Schneidersitz auf seinen Fersen, denn er wollte nach dem Schwitzen keinen Wolf bekommen, und zündete eine Zigarette an. Es waren Overstolz-Zigaretten, die ihm der Baron gegeben hatte, in silbernen Packungen, mit einem Klebestreifen verschlossen.

Was nun?

Tja! Hier mußte er ungefähr in Höhe des Liliensteines sein. Soweit sich Hagmann entsann, standen da keine Häuser. Zu sehen war unmöglich. In der Dunkelheit durch das

absturz- und schluchtenreiche Gebirge zu streunen, wäre halsbrecherischer Wahnwitz gewesen. Um diese Nachtstunde bei Leuten Unterschlupf zu suchen, schien ebensowenig rätlich, da die Gegend schon zum unmittelbaren Hinterland der Front gehörte.

„Kotz, alles!“ fluchte Hagmann vor sich hin.

Überhaupt verspürte er Unzufriedenheit in höchstem Grade. Aber das schob Hagmann auf seine vorübergehend unklare und verfahrenene Lage. Sobald der Tag erst wieder graute und die Gegend einzusehen war, so daß man einen Entschluß zu fassen vermochte, würde alle Verzagtheit wie Kopfschmerz nach einer Pille vergehen.

Hagmann stapfte über die Elbwiesen und stieg über Steingeröll in den Büschen aufwärts.

Dabei wünschte er sich schon wieder Glück, daß es nicht regnete und daß der aufgeklärte Himmel auch nicht mehr danach aussah.

In einer Mulde fand der Fahnenflüchtige vertrocknetes vorjähriges Farnkraut. Das kam ihm wie gerufen. Er rupfte einige Armvoll der zähen Stengel, an denen das dürre Kräutlich knisterte, und bereitete ein Stromerlager hinter einem großen Stein, der den Wind abhielt.

Nun war's hier gut auszuhalten.

Hagmann verschlang den größten Teil der Verpflegung und rauchte mehrere Zigaretten, wobei er an den Spruch seines Vaters denken mußte: Besser, man hat was, als man hätte was!

Der Schlaf kam ganz von allein, als der Fluchtmüde eine Zeitlang in die wehenden Raschelreiser der Birke neben dem Stein geglottzt hatte.

XVII

Deutschland ist in jenen Tagen gewesen gleich einer Schafhürde, in die Wölfe eingebrochen sind. Aber die Schafe waren an der W o l f s z e i t ganz allein schuld. Blödsinnig vor Angst jagten bewaffnete Wächter die Herden durcheinander. Viele verreckten im Getriebe des allgemeinen Totentanzes. Hab und Gut gingen verloren. Andere bereicherten sich daran. Sie taten es vielleicht nur vorübergehend, weil sie kurze Zeit später auch krepieren. Und die wenigen, die mutige Vernunft zum Widerstand trieb, wurden erschossen oder an Laternenpfählen gehenkt.

Immer noch versuchte die Reichsregierung zum Werwolf aufzufordern.

Kinder, Frauen und Greise sollten aus dem Hinterhalt morden.

Wenige, verschwindend wenige folgten diesem Ansinnen.

„Jedes Haus ein Bunker, jedes Dorf eine Festung!“ heulte der Rundfunk. Plakate verkündeten, daß das Hissen der weißen Fahne auf einem Haus mit der härtesten Strafe, dem Tod für alle Bewohner, geahndet würde. Wohlgemerkt: für alle! Ob Weib, ob Kind, ob Alter am Grabesrand oder Säugling in der Wiege, ganz egal! Sippenhaftung, nannten sie das vom Reichskanzleibunker aus, weil sie dort wußten, daß ihre eigene Sippschaft wie ein Nest mit Giftottern vom Sturm der Armeen aus Ost und West zerquetscht werden würde.

Und die Generale, die den Krieg in Befehlsunterständen, Fieseler-Störchen und Kübelwagen verlebt hatten! Sie ver-

krochen sich in den letzten Schlupflöchern, um nun nicht selbst die Geißel, die sie geschwungen, fühlen zu müssen.

Manche fuhren in Motorbooten über die Elbe, weil sie glaubten, daß die Engländer und Amerikaner sie standesgemäßer behandeln würden als die Russen.

Aber vorher schickten sie noch Flieger über die in heller Auflösung begriffenen Heere. Die Flieger warfen Zeitungen und Flugblätter ab, in denen jeder lesen konnte:

„Soldaten! Ich habe befohlen, daß ab 15. 4. alle Soldaten aller Wehrmachtsteile, die abseits ihrer Einheiten, auf Straßen, in Ortschaften, in Trossen oder Ziviltrecks, auf Verbandsplätzen, ohne verwundet zu sein, angetroffen werden und angeben, Versprengte zu sein und ihre Einheiten zu suchen, standrechtlich zu erschießen sind!“
So gedruckt in der Donaufront, Folge 11, vom Sonntag, dem 22. April 1945.

Der Deserteur Hagmann hielt die Zeitung in Händen und las, las immer noch einmal.

Regentropfen wurden von Windstößen aus den Zweigen über ihm geschüttelt und pladderten aufs Papier.

Längst Gewußtes jagte ihm in dieser schwarz auf weißen Henkersanweisung schauderhafte Furcht ein.

Er wurde auch nicht ruhiger, als er das verwünschte Zeitungsblatt zusammenknüllte und in erzwungenem Galgenhumor für hinterlistige Zwecke verwandte.

Unbewußt überstandene Fährnisse mögen nachträglich als schrecklich empfunden werden. Die bewußte Gefahr aber lähmt Entschluß- und Tatkraft, wie der unheimliche Bann aus Schlangenaugen, dem die zitternde Maus erliegt.

Zögernd ging Hagmann weiter. Nasses Heidekraut wetzte an seinen Stiefeln. Oft verhielt er und spähte lange durchs Fernglas.

Ihm war, als ob sich seine Füße seit dem Lesen des Blattes schwerer fortbewegen ließen. Auch die voll Feuchtigkeit gesogenen Kleider zerrten schwer nieder, als wenn es Gewichte seien, die ihn zurückhalten wollten.

Als Hagmann längere Zeit bedenkenvoll eine schnurgerade durch den Wald verlaufende Schneise beobachtete, sah er bläulichen Rauch wölken.

Er fand Flüchtlinge, die sich von ihrem Wagentreck abgesondert hatten und hier warten wollten, bis sie wieder ins Heimatdorf bei Kamenz zurückkehren konnten. Die Menschen hatten ein notdürftiges Schutzdach gegen den Regen aus Reisig und vier senkrecht eingerammten Pfählen errichtet. Darunter schwelte das Feuer. Ein großer eiserner Topf mit Henkeln stand inmitten der Glut. Dampf brodelte und hob die Stürze manchmal hoch.

Es war ein Wendenbauer mit seiner Familie. Das Gesicht des Alten umrahmte ein weißer Bartkranz.

Er achtete kaum auf den hinzutretenden Soldaten, sondern bemühte sich, einer dicken Kaltblutstute, die ebenfalls unter Dach stand, irgendein Gesöff ins Maul zu füllen. Der Bauer redete dem störrischen, unruhigen Tier gut zu. Zwei weitere Gäule waren an die Wagenrungen gehalftet und mit tiefenden Planen bedeckt. Ihre Vorderbeine scharrten im Heu.

„Sie will fohlen“, sagte der Bauer, als Hagmann neben ihm stand.

Dieser griff dem bockig schnaubenden Pferd sogleich hilfsbereit ins Gebiß und klemmte das Maul auf.

Der Alte schüttete Tinktur aus einem Schnauztopf ein.

„Lausaer Rote Tropfen“, sagte er. „Eigentlich sollte sie erst Mitte Mai dran sein. Durch die Flucht geht's Hals über Kopf.“

Hagmann zog seine Feldbluse aus, die er an einen Aststumpf nahe des Feuers zum Trocknen hängte, und krempelte sich die Hemdsärmel auf.

Zwei Frauen saßen ratlos auf zusammengeschlepptem Reisig, das ein Knabe aus dem Wald brachte. Die jüngere Frau wartete ein kleines Kind. Sie sang leise und traurig.

Zwei Tage und drei Nächte fuhrwerkten die verzweifelten Leute schon auf der Landstraße, ohne Ruhe zu finden. Sie wußten nicht, wohin. Vierzehn Milchkühe, vier Färsen, einige Kälber, ferner Schafe, Schweine, Federvieh und einen Herdbuchbullen von elf Zentnern mußten sie zurücklassen.

Der Bauer erzählte es, während Hagmann Hand anlegte.

Die Stute wälzte sich jetzt auf der Streuschüttung, ihre Hufe keilten und stießen vor Schmerz in heftigsten Preßwehen, ihre schweißklebrigen Flanken zuckten.

Man sah, wie der geschwollene Bauch des Tieres gebläht wurde, und wie sich endlich der gekerbte Scheideneingang unter dem peitschenden Schweif im Drücken der Frucht erweiterte.

Der Alte, der längst gemerkt hatte, daß sein Helfer etwas davon verstand, stemmte seine Knie in den Leib des Pferdes und verstärkte den zunehmenden Wehendruck. Die Stute keuchte und stöhnte wie ein todkranker Mensch.

Hagmann zerfetzte die ausquellende Fruchtblase. Seine Hände färbten sich blutig. Er packte mit einer Hand die durchstoßenden kleinen Hufe und hielt sie fest. Mit der andern Hand seilte er den bereitliegenden Strick um die immer weiter zum Vorschein kommenden Vordergelenke des Fohlens.

Die jüngere Frau hatte ihr Kind in den Schoß der Alten gelegt und stand zur Hilfe bereit.

„Es liegt normal“, stieß Hagmann hervor. „Los!“

Ruckweise zogen sie, so wie die Wehen pulsierend im Leib der Mutter abklangen.

Endlich rutschte das geborene Pferdekind auf die Nadelstreu. Seine Vorderbeine waren überkreuzt. Der Kopf rutschte wie leblos zur Seite.

Wie die Muskeln sich unter der glatten, schleimnaß dampfenden Haut zu regen begannen, wie die schmale Kruppe zitterte, wie die Oberlippe leise zuckte!

Die ermattete Stute blickte hinter sich und ließ ein schwaches Wiehern der Erleichterung hören.

Der Alte stand krumm da.

Ein Wunderwerk, solch kleines Fohlen!

„Ein Brauner!“ sagte der Bauer befriedigt und kniff den Mund vor freudiger Wallung, daß sein Kinn bebte.

Sodann kniete er steifbeinig neben der Frau und half den jüngsten Familiensproß mit Strohwischen trocken rubbeln.

Schon zog der kleine Tolpatsch die überlangen Hinterbeine mit den zierlichen weichen Hufen an den Leib und stelzte unbeholfen ein Vorderbein auf, daß sein bisher wie leblos hängender Kopf hochgeschoben wurde.

Als ob diese Bewegung dem Neugeborenen erst das Vorhandensein eines Kopfes geoffenbart hätte, hob sich die rosa Schnauze und schnupperte kaum wahrnehmbar.

Hagmann kniete ebenfalls.

Wenn jemand behauptet hätte, er knie vor Begeisterung, so hätte Hagmann nur mit einem Kopfnicken antworten können.

Da öffneten sich die Lider im Gesicht des Fohlens. Seine Nüstern bliesen. Wie zwei dunkle Edelsteine schimmerten die glänzenden Tieraugen den Menschen an, der nun gar auf allen Vieren hockte und am liebsten gewiehert hätte vor Freude.

So nahe war Hagmann den Augen, daß er sein zu einer Winzigkeit verkleinertes Spiegelbild sehen konnte.

Die alte Frau setzte der Stute eine mehlverkleisterte Backschüssel mit Hafer und klarem Zucker vor.

Hagmann wusch sich und saß dann noch lange plaudernd am Feuer. Seine Kleider trockneten. Glücklicherweise hatte es zu regnen aufgehört.

Nur vom Verlust ihres Viehs sprachen die Leute und davon, daß sie so bald als möglich wieder zurückwollten. Etwas Trost hatten sie daran, daß ihr französischer Landarbeiter versprochen hatte, dazubleiben und auf alles zu achten. Dem Bauern bereitete den größten Kummer das Brachliegen einiger Kartoffeläcker.

„Was sollen denn die Städter essen im Winter, wenn wir kaum selber was zum Beißen haben!“ meinte er.

Der Mann der jungen Frau war sein einziger Sohn, der an der Eismeerfront gefallen war.

Vorm Essen murmelten die beiden Alten ein wendisches Gebet, in dem der Name Jesus Christus immer wieder Erwähnung fand. Sie sprachen das Christus hart und nur Krist aus.

Hagmann hatte den Kopf auch gesenkt, doch seine Gedanken weilten mehr bei den Fettaguen der Kartoffelstückchenbrühe auf seinem Teller, in der große Fleischbrocken schwammen.

Aller Augenblicke erhob sich der Alte und ging hinüber zu der Stute, die aufgestanden war, und an der das Fohlen, gleichfalls stehend, ungebärdig nach dem Euter stieß.

Alle ließen dann den Löffel ruhen und schauten zu.

Zum Abschied beschenkte der Bauer den Unteroffizier unter vielen Beteuerungen seines Dankes mit einer geräu-

cherten Leberwurst. Vom angebotenen Brot ließ Hagmann sich nur geben, was seine Meldekartentasche faßte.

Er gab allen die Hand, bevor er weitermarschierte.

Auch der Stute tätschelte er den Hals und streichelte dem Fohlen über die weiße Blesse. Der Kleine hatte ebenfalls weiße Vorderfesseln.

Die Sonne schien durch nebelndes Gewölk. Vögel erhoben ihre Stimmen im Wald.

Binnen kurzem beherrschte den Fahnenflüchtigen erneut das hemmende Gefühl von vorhin. So viel er auch bemüht war, nicht an den Zeitungsfetzen zu denken, sein Hirn hatte sich den Wortlaut unverlierbar eingepägt. Ganz von selber entwickelte es furchtsame Vorstellungen, die deutlich und mit zunehmender Genauigkeit einzelne Bilder entstehen ließen.

Schreckliche Bilder!

Am Ende der Schneise war auch der Wald zu Ende.

Eine Schotterstraße mit regenwassergefüllten Schlaglöchern und tiefen Radspuren führte vorbei. Auf dieser Nebenstraße mußte der Flüchtlingszug gerollt sein, um den Rückmarsch der Truppenverbände nicht zu behindern. Grüne Saaten zogen sich über die Ebene, die weit im Hintergrund von einer langen doppelten Baumreihe abgeschlossen wurde. Durch lückiges Gehölz erblickte Hagmann die Häuser eines Dorfes.

Im Feldstecher erwies sich, daß zwischen der Baumallee eine Rückzugsstraße der Wehrmacht sein mußte. Autos, langrohrige Panzerabwehrgeschütze, bespannte Infanteriegeschütze, marschierende Soldaten in Stahlhelmen, eine Batterie motorisierte Heeresflak. Zum Greifen deutlich sah Hagmann die weißen Ringe um die Geschützrohre, die die Zahl der abgeschossenen Panzer oder Flugzeuge angaben.

Und alles bewegte sich nach Westen, nicht nach Osten!
Rechtshin verlief die Schotterstraße im Wald.

Hagmann ging ein Stück, aber als ein Auto vor ihm auftauchte, trabte er ins nächste Unterholz.

Er traute sich auch nicht wieder zur Straße zurück. Wäre der Waldboden nicht durchweicht gewesen, so hätte Hagmann sich irgendwo bis zur Dunkelheit verkrochen. Aber der mächtige Trieb, nach Hause zu kommen, drängte ihn weiter.

Hohnstein mit seiner alten Burg tauchte aus der Verstrickung der Forsten auf. Altersgraue Walmdächer scharten sich um den viereckigen Torturm, auf dem eine Wetterfahne stand.

Knabenzeit-Erinnerungen wachten in Hagmann auf, da er mit Kameraden Radwanderungen nach Stolpen, wo die Gräfin Cosel von August dem Starken auf der Feste gefangengehalten wurde, unternahm und einst in der Hohnsteiner Jugendherberge übernachtete. Hagmann dachte auch daran, daß Hohnstein längere Zeit Schutzhaftgefängnis gewesen war.

Wenn er nicht das Stadtgebiet, dessen Ausdehnung er nicht kannte, umgehen wollte, mußte er die Verkehrsstraße überqueren.

Oft stehend und nach allen vier Himmelsrichtungen durchs Fernglas sichernd, näherte sich Hagmann der Straße.

Mächtige Buchen entzogen ihm noch den Blick. Aber das Rasseln und Rattern war schon sehr nahe.

Der Flüchtige wollte sich an die Straße heranschieben, und im geeignetsten Augenblick hinüberwechseln.

Vorerst gelang alles befriedigend, denn die Straße hatte links einen hohen Wall. Spechtklopfen klang aus einem Buchenwipfel.

Auf dem Bauch kroch Hagmann vor und blieb zwischen dicht beblättertem Gesträuch liegen.

Unweit von ihm ruhten einige Soldaten im Böschungsgas. Sie schliefen augenscheinlich, obgleich Hagmann meinte, daß sie sich dazu einen saumäßigen Platz erwählt hätten, und der vorderste hatte sogar seine Feldbluse ausgezogen.

Es blieb Hagmann keine Zeit, den Landsern viel Beachtung zu schenken. Seine ungeteilte Aufmerksamkeit galt dem Straßenverkehr.

Eben marschierte eine Gruppe Hitlerjungen mit geschulterten Panzerfäusten vorüber. Einer stieß den andern an und sagte etwas. Ausnahmslos schwenkten sie die Köpfe nach links und machten große, entgeisterte Augen. Jetzt kamen Frauen, die ihre Kinder an den Händen führten oder Gepäck schleppten. Auch sie sahen nach links und machten große entsetzte Augen. Einige weinten und sahen sich immer wieder um. Dann fuhren Lastwagen mit singender Infanterie vorbei. „Blumen am Wege, die blühn ja so schön . . .!“ hörte Hagmann den Gesang. Und auch die Feldgrauen sahen ausnahmslos nach links und machten große Augen. Die meisten hörten zu singen auf. Ihre Gesichter drückten teils Genugtuung, teils Empörung aus.

Verstört robbte Hagmann eine Strecke zurück. Er wußte nicht, was er denken sollte. Schauten die Vorbeikommenden nach ihm? Er konnte unmöglich zu sehen gewesen sein.

Hagmann kroch wieder vorwärts.

Blitzschnell erfaßte er die Lage: die Straße war frei, nur Flüchtlingsfuhrwerke nahten von der Kurve her, indes der letzte Lastkraftwagen schon zweihundert Meter weiter fuhr.

In schnellen Sprüngen gelangte Hagmann an den Pennbrüdern vorüber, querte die Straße, und flitzte in den dichten Wald.

Er hatte aber im Vorbeisausen einen Blick auf die drei Landser geworfen und meinte zum selben Zeitpunkt, er müßte zusammenbrechen und sein Herzschlag müßte stillstehen.

Die drei schliefen nicht, sie waren t o t !

Erschossen!

Wie von magnetischen Kräften angezogen, schlich Hagmann zurück und richtete das Glas auf die Stätte des Schreckens.

Eine beschriftete Papptafel lehnte an den Füßen des mittleren. Eiernudeln, stand in gedruckten Blockbuchstaben oben auf der Tafel.

Fiebernd las Hagmann die Handschrift:

„Kurt Katzer
Arthur Müller
Heinz Rank

Wir wurden erschossen, weil wir zu feig waren, unsere Heimat zu verteidigen, und ehrlos desertierten!“

Hinter dem feig war das e weggestrichen. Die Toten gehörten zur Division Hermann Göring.

Der entsetzt stierende Hagmann sah es an den weißen Borten und den blaugrauen Hosen des in der Mitte Liegenden, in dessen weit aufgesperrten Augen nur Weißes leuchtete. Der linke hatte über seine Uniformhosen in scharfen Brüchen gebügelte Zivilhosen gezogen. Die Gummihosenträger lagen im Gras. Eine blaue Schlossermütze war ihm vom Kopf gerutscht. Der rechte steckte gänzlich in Zivilkleidern, nur an den Füßen trug er genagelte Wehrmachtschuhe.

Die drei Unglücklichen waren in die Brust getroffen. Kleine Löcher im Stoff bezeichneten die Einschüsse. Blut sah Hagmann nirgends.

Der Wind spielte in den Haaren der Toten. Eine herabgerutschte Brille hing vom Ohr des rechts Liegenden.

Im Handteller des mittelsten sah Hagmann den schmalen Trauring.

Hagmann starrte nochmals auf das Schild.

Arthur, hieß der zweite! Arthur Müller . . .

Hagmann wurde von einer dermaßen unsäglichen Angst überwältigt, daß er im Dauerlauf davonstürmte.

Bis zum Einfall der Dunkelheit hockte er fast denkunfähig im verbergenden Laubwerk eines Buchenwipfels.

XVIII

Die Zwangsvorstellung, daß in Kirchlitz seine Häscher auf ihn spannten, konnte Hagmann trotz Aufbietung aller seelischen Widerstandskraft nicht von sich weisen, wenn es auch zeitweilig gelang, sie in den Hintergrund zu drängen. Dennoch entschloß er sich, nach Kirchlitz zu gehen.

An Straßenrändern fanden sich jetzt immer öfter geworfene Wehrmachtsgüter: Uniformstücke, Decken, Koppel mit gefüllten Patronentaschen, Gewehre, Sturmgepäck, Gasmasken, Feldflaschen und dergleichen mehr.

Zuweilen konnte Arthur Hagmann deutlich verfolgen, wie einer beim Ausreißen sein Zeug brockenweise weggeschmissen hatte.

Das beruhigte den Fahnenflüchtigen, weil er dahinter Leidensgefährten witterte.

Er schnallte sich ein Sturmgepäck auf und steckte eine scharfe Stielhandgranate in den Stiefelschaft. Es sah kriegerischer aus. Das Sturmgepäck enthielt für alle Fälle eine alte geflickte Knickerbockerhose und ein Paar zerlatschte Tennisschuhe. Ein ausgebleichtes, fadgelbes Polohemd, das wie ein Sack war, trug Hagmann schon unter der Feldbluse. Diese Sachen entstammten einer Schrebergartenlaube, die Hagmann gewaltsam aufgebrochen und in der er eine Nacht geschlafen hatte.

Je weiter der Fahnenflüchtige gen Osten marschierte, um so erstaunter war er, daß sich von der deutschen Wehrmacht fast nichts mehr zeigte. Manchmal ein zurückrollender Pan-

zer, ein Sturmgeschütz, das war und blieb alles. Deutsche Flugzeuge gab es anscheinend überhaupt nicht mehr.

In manchen Ortschaften sah Hagmann von weitem durchs Fernglas Volkssturmmänner in Räuberzivil. Ihren lungenrigen Bewegungen war anzusehen, daß sie nur darauf warteten, die verhaßten Armbinden abfetzen zu können.

Eine seltene Hitze brannte in diesen ersten Maitagen über den Fluren. Vielfach liefen die Dorfkinder schon barfuß.

Arthur Hagmann stieg etwa zwei Kilometer vor Kirchlitz im Wald über die Bahngleise und ging in einem Birkenwäldchen weiter. Kein Mensch begegnete ihm.

Aber aus Richtung Böhla knatterten bisweilen vereinzelte Gewehrschüsse, als ob jemand zum Zeitvertreib schieße.

Ein Schwarm Meisen flatterte pinkend vor Hagmann hin, der sich Birkenblättchen abriß und kaute, denn sein Magen knurrte vom Kohldampfschieben der letzten Tage. Die Blätter schmeckten bitter.

Nun sah er die ersten Häuser von Kirchlitz am Vorwerk. Schornsteine rauchten. Doch nicht ein einziges Lebewesen ließ sich außerhalb der Gebäude blicken. Irgendwie schien die Ruhe Hagmann verdächtig.

Er schlich rascher und unwillkürlich geduckt durchs Gemeinدهolz. Sowie er die Nord- und damit gleichzeitig die Längsseite des Dorfes sehen konnte, blieb das Fernglas vor seinen Augen unverwandt auf einen Punkt gebannt.

Auf den Kirchlitzer Kirchturm, von dem ein weißes Tuch als Fahne wehte!

Das Tuch hing am Stock des Kirchenbanners aus dem nördlichen Schalloch.

Lauernd spähte Hagmann um sich. Er nahm die Handgranate in die Hand.

Ihm wurde, als ob er von allen Seiten umstellt sei und

nichts wüßte von den Gefahren, die jeden Augenblick losbrechen konnten. Nach welcher Seite sollte er aus der Umzingelung auszubrechen versuchen? Das war die entscheidende Frage.

Kurze bellende Feuerstöße eines Maschinengewehres hackten von Böhla herüber.

Es war nie und nimmer ein deutsches Maschinengewehr! Dazu böllerte es viel zu langsam.

Hagmann befand sich in ungeheurer Aufregung. Ihn prickelte es unter den Fingernägeln: Sollte er die Uniform ausziehen?

Ein allerletztes hemmendes Empfinden machte ihn noch unschlüssig.

Da brummte ein schwankender Doppeldecker im langsamen Tiefflug über die Wiesen.

Hagmann erkannte auch ohne Glas sofort die roten Sterne an den Tragflächen.

Er nahm Deckung, kroch unter das verkrüppelte Salweidengebüsch im ausgetrockneten Wassergraben.

Das Flugzeug flog über der Bahnlinie und verschwand. Jetzt beobachtete Hagmann aus Luchsaugen das Dorf.

Nach einer Stunde wußte er immer noch nicht, ob er hingehen sollte. Kein Mensch war zu sehen.

Freilich, dort wehte das weiße Tuch vom Turm. Das hätte eigentlich eindeutig sein können. Aber der Fahnenflüchtige traute dem Braten nicht. Vorsicht! Vorsicht! tickte sein Puls.

Immer wieder nahm er den Feldstecher vor die von greller Sonnenblendung flimmernden Augen und hielt Ausguck.

Auf einmal zuckte Hagmann zusammen und richtete das Glas auf die aus Böhla nach Kirchlitz herüberführende Straße, die ungefähr drei Kilometer von seinem Standort entfernt war.

Russische Soldaten, die trotz der Wärme ihre langen Mäntel trugen, liefen im Haufen nach Kirchlitz zu. Maschinenpistolen oder Gewehre hingen auf ihren Rücken. Die meisten rauchten. Zwei fuhren auf Fahrrädern vornweg.

Gleich würde sich erweisen, was eigentlich die Glocke geschlagen: ob in Kirchlitz noch deutsche Truppen lagen, oder nicht.

Nichts geschah.

Die Russen zogen ruhig im Gänsemarsch ins Dorf.

Jetzt endlich schälte Hagmann in fliegender Eile die Kluft vom Leibe, riß das Sturmgepäck auf, und verwandelte sich im Handumdrehen in einen harmlos aussehenden Strolch. Die Knickerbocker ließ er mit den Schnallen nach unten hängen. Seine Uhr versteckte er im aufgestreifelten Hemdsärmel.

Nur die Pistole behielt Hagmann in der rechten Hosentasche und das Fernglas trug er auf der nackten Brust unterm Hemd.

Dann ging er den Herweg bis in die Nähe des Dorfes Särchau zurück. Er hoffte, einen Menschen zu treffen, der ihm die Lage hätte erklären können, aber die Menschen waren wie ausgestorben.

Aus der Fichtendickung unterhalb des Rauhsees vergewisserte sich der Flüchtling wiederum lange Zeit, ob nicht in Särchau deutsche Truppen waren.

Nichts.

Aber Hagmann vermißte hier die weiße Fahne auf dem Kirchturm.

Dann sah er einen Mann mit einem Sack auf der Schulter über die Hofseite des abseits gelegenen Bergmühlengutes gehen, wo noch der als Speicher umgebaute Rundturm einer früheren Windmühle stand.

Als die Sonne schon zur Rüste ging und wie flüssiges Gold in der Fläche des Rauhsees aufleuchtete, faßte sich Hagmann ein Herz und strebte dem Dorf zu.

Rauchdunst und Brandgeruch schwebten über den Feldern. Irgendwo mußte ein Brandherd sein. Noch immer ließ sich keine Seele blicken. Der Mann im Bergmühlengut war und blieb die einzige. Jeder Hausvater riegelte sich samt den Seinigen hinter Tor und Tür ein. Kein Bauer arbeitete auf dem Feld, obwohl Hagmann hier und da aufgefahrene Furchen zum Kartoffellegen sah. Er bemerkte Spuren von Raupenketten, die schwarz in eine maigrün sprossende Roggensaart eingedrückt waren. Wie Peitschenstriemen in ein unschuldiges Gesicht, dachte Hagmann.

Auf der Straße hielt ein gummibereifter Rollstuhl.

Der Insasse, dem augenscheinlich beide Beine fehlten, wähnte wohl ungefährdeter als die übrigen Dorfbewohner zu sein.

„Biste getürmt, he?“ fragte er den Daherkommenden, der gleichfalls den Mund zu einer Frage auftun wollte.

„Wieso?“ stellte sich Hagmann dumm. „Was heißt getürmt? Was ist denn hier los? Sind die Russen da? Ich suche meine Frau.“ Diese Lüge kam gewohnheitsmäßig über seine Lippen.

„Schon lange“, erwiderte der Krüppel. „Schmeiß dein Schießseisen lieber weg!“

Erschrocken fühlte Hagmann an seine Hosentasche und merkte, daß der Pistolenlauf sich durch das fadenscheinige graugrüne Gewebe gebohrt hatte.

„Sind hier Russen?“ fragte Hagmann, atemlos vor Erregung.

„Momentan nich. Manchmal kommt 'n LKW oder 'n Krad durch.“

„Ich kann das Ding doch nicht hier wegschmeißen“, entgegnete Hagmann und blickte sich suchend um.

„Nur keene Bange nich! Steck se dort unter die Schlammgrabenbrücke! Da guckt keen Aas hin.“

Hagmann befolgte den Ratschlag, und der Schwerbeschädigte nahm bereitwillig das Fernglas in seine Karre, die er geschickt wendete, um neben dem rüstig Ausschreitenden herzufahren.

„Ich hole mir das Glas später wieder“, sagte Hagmann. „Wo wohnst du?“

„Brauchste bloß nach Matuschek Paul zu fragen. Wo woll'n Sie dn hin?“

„Nach Kirchlitz. Ich wohne dort. Wie sieht's drüben aus?“ fragte Hagmann. „Kommt der Brandgeruch von Taldorf?“

„Nee“, entgegnete der Beschädigte, „das is'n Waldbrand am Rauhsee. War 'ne Stellung dort vom Volkssturm oder so. Die Iwans habn mit Leuchtspur reingeleiert, das alles puffte und krachte. Die Toten liegen noch 'rum. Vorgestern war's. Seitdem is Ruhe. Ich bin gestern mal mit meiner Karrete dort gewesen. Unser Ortsgruppenleiter is ganz schön zersiebt. — Hast du 'ne Zigarette?“

„Ich wollte auch grade nach einer fragen“, erwiderte Hagmann. „Demnach ist der Krieg doch aus, was?“

„Waffenstillstand is“, erwiderte der Krüppel, der am Mundstück seiner Pfeife katschte. „Keener weeiß was Genaues.“

Sein Rollstuhl lief allein die abschüssige Straße hinunter.

„Meinst du, daß ich gleich heimgehen kann?“ fragte Hagmann.

„Ja, was denn weiter? Du liebe Zeit! So 'ne Frage“, erieferte er sich. „Klar kannst lossappn.“

Rechts blieben Kirche und Kriegerehrenmal liegen.

Vor dem Kramladen am Dorfausgang bremste der Krüppel sein Fahrzeug, tippte mit dem Pfeifenmundstück an die Schläfe und sagte:

„Also, denn mach's jut! Ich kehre hier um. Ich spioniere noch 'n bißchen. Die andern gehn ja nich aus der Bude.“

„Mach's auch gut!“ sagte Hagmann. „Wiederschaun!“

Sich umkehrend, sah er dem Schwerbeschädigten nach.

Wie erstaunt war Hagmann aber, als er sah, daß dieser plötzlich blaue Wölkchen von sich paffte.

Alter Schnorrer! dachte Hagmann belustigt. Und gleich darauf dachte er: Armer Hund, fährst herum ohne Beine...

Den Heimkehrenden überströmte ein Frohgefühl ohne gleichen.

Am Unglück des einen mißt der andere sein Glück. —

Tiefatmend schaute Arthur Hagmann über die abend-dunkelnde Landschaft. Die Luft schien rein zu sein, obwohl wenig zu erkennen war. Vor ihm die abwechselnd hell schimmernde und unter den spärlich ziehenden Wolken schwarze Wasserfläche des Rauhsees, über dem weiße Nebel brauten, die sich auch nach den Wiesen hinüberzogen. Linkerhand die eichenbestandene Dammstraße. Weit im Hintergrund der tiefschwarze Strich des Waldes. Ruhe, als ob nie Schlimmes geschehen sei. Nur aus dem Fernen klang Motorenlärm von der Autobahn her, wo sicherlich der Vormarsch russischer Truppen vonstatten ging. Eine Kette Wildenten flatterte quäkend überm See und fiel ins Uferschilf ein.

Arthur stapfte durchs Gras am Seeufer. Der moorige Grund quatschte unter der Rasendecke. Die leichten Schuhe ließen Nässe durch. Nach etwa hundert Schritten bog er vom Ufer ab in den Hochwald.

Zum erstenmal ging der Heimkehrer ruhiger auf den Schneisen und atmete wohligh die herbe Luft des heimischen

Kiefernwaldes. Sonst war er dauernd stehengeblieben, um zu lauschen. Und zum erstenmal auch glaubte Arthur Hagmann nun das Gefühl ganz in sich wach, welch ein unsagbares Glück es bedeutete, nach Jahren so gesund an allen Gliedern heim zu kommen wie er.

Vor ihm lichtete sich der Wald. Hinter einer Schonung, in der es säuerlich nach Maiwuchs roch, wußte er das Dorf. Gedankenvoll schritt er den ausgetretenen Steg durch das niedrige Holz. Hundegeblaff kam von den Häusern her. Doch nicht ein erleuchtetes Fenster ließ sich entdecken. Furchtsam mochten auch hier die Dörfler hinter verrammelten Türen harren und nachts kaum ein Auge zutun.

Mutter wird ja nicht allein sein, beruhigte sich Arthur.

Nur den Fahrweg brauchte er entlang zu gehen, um an die Zäune der Obstgärten hinter den Gehöften zu gelangen. Auf die helle Scheunenwand mußte er zu. Jenseits der Scheune wußte Hagmann den Dreschgöpel des Nachbarn. Als Knaben hatten sie sich auf dem Göpelbaum herumfahren lassen wie auf einer Reitschule.

Stärker war mittlerweile die Dunkelheit geworden. Eine Kuh brüllte im Stall. Neben dem Wohnhaus blickte Arthur über blühende Apfelbäume nach dem Kirchturm, auf dem er trotz der Dunkelheit die weiße Fahne hängen sah.

Er pochte an die Haustür, doch sagte er sich gleich, daß dies wenig Sinn haben würde. Vor Angst getrauten sie sich nicht aus der Stube.

So ging Arthur in den Garten, horchte am Fenster der Wohnstube und vernahm das Knurren Scharrs.

Er klopfte und rief laut:

„Mutter, ich bin's, Arthur!“

Dann rannte er sofort zurück zur Haustür.

Türengknarr, behutsam schlüpfende Schritte im Flur.

„Arthur, bist du's denn wirklich?“ flüsterte eine Stimme.

„Ja“, sagte Hagmann unterdrückt und drängend, „mach auf, schnell!“

Das Schloß schnappte zweimal vor dem gedrehten Schlüssel, der Riegel wurde weggeschoben.

Arthur, der die Klinke gepackt hielt, öffnete.

„Junge!“ sagte die Mutter, und in den zwei Silben bebte die große Angst verflossener Tage.

„Sind Russen im Dorf?“ fragte Arthur hastig, der die Hand seiner Mutter drückte.

„Nein“, erwiderte Mutter Hagmann. „In Böhla, glaub ich. Manchmal kommen welche rüber. — Komm nur erst richtig rein!“

Sie schloß die Tür sorglich und stellte einen klobigen Dremmel unter die Klinke.

„Ich kann nicht schlafen“, sagte Mutter Hagmann. „Ich habe Angst. Wenn sie nun nachts ins Haus kommen?“

„Ach was“, beruhigte Arthur.

Scharr begrüßte den Heimgekehrten mit freudigem Gewinsel. Arthur entsann sich plötzlich, wie ihn der Vater einst mit vom Ferkelmarkt gebracht hatte. Da saß der kleine Hund im Schweinekorb und oben guckten die Ohren durch den Lattendeckel. Anfangs hatte Scharr immer so komisches Zeug gefressen: Kürbis, Zuckerrübenschnitzel und Fallobst.

„Ich habe Decken vor den Fenstern. Man sieht nichts von draußen“, sagte Mutter Hagmann. „Junge, daß du heim bist! Ich kann's noch gar nicht fassen.“

„Beruhige dich nur!“ erwiderte Arthur, während er auf dem Sofa niedersaß, daß die Spannfedern summten. „Das Elektrische brennt wohl nicht?“

„Nein, das Elektrische brennt nicht. Unsre Soldaten haben die Leitung durchgeschnitten.“

„Rindviecher!“ sagte Arthur. „Gib mir was zu essen, Mutter! Ich habe den ganzen Tag gehungert. Ich hätte schon nachmittags ins Dorf kommen können, da war ich hinter den Wiesen am Waldrand. Aber ich traute mich nicht.“

Während Mutter Hagmann geschäftig Brot, Butter und kaltes Hühnerfleisch brachte, erfuhr Arthur, daß die Flüchtlingsfrau aus Mittelwalde nach der Rede des Generals Guderian über die Elbe weitergeflohen sei.

„Kann ich mir denken“, meinte Arthur. „Sie hatte ja eine Heidenangst. Zuerst wollte sie auch nicht nach Kirchlitz.“

„Aber eine nette junge Frau“, lobte die Mutter.

Arthur langte tüchtig zu, ausgehungert, wie er war.

„Die Autos haben mir eine weiße Leghorn überfahren“, erzählte Mutter Hagmann währenddem. „Geschlachtet hätte ich sie nicht. Es geht ja alles drüber und drunter. Am letzten Tag, ehe die Russen kamen, haben unsre Soldaten noch einen Franzosen erschossen. Er hat drei Jahre bei Korichs als Knecht gearbeitet. Als es der russische Kommandant erfuhr, wollte er Leute aus dem Dorf erschießen lassen. Sie haben ihn an der Parkmauer begraben.“

„Den Franzosen?“

„Ja. — Was wird denn nun werden, Junge? Man weiß nicht ein und aus.“

„Abwarten“, antwortete Arthur unter Kauen. „Abwarten und Tee trinken.“

Mutter Hagmann saß schüchternen Gesichtes am Tisch. Ihre Züge nahmen, wenn sie nicht redete, leicht einen versonnenen Ausdruck an. Seit dem Tod ihres Mannes trug sie auch sommers ein dunkles Kopftuch. Ihre Arbeitshände lagen gefaltet auf der weißgescheuerten Tischplatte. Sie hatte müde umränderte Augen. Schlaflose Tage und Nächte waren Ursache genug, derart schlecht auszusehen.

„Leg dich hin, Mutter!“ sagte Arthur. „So geht das nicht weiter. Du mußt mal ordentlich ausschlafen. Morgen ist auch noch ein Tag zum Erzählen.“

„Wenn du meinst“, sagte die Mutter. „Jetzt bist du ja da . . .“

„Mein Brief ist wohl nicht angekommen?“ fragte Arthur, der keine Rührseligkeit aufkommen lassen wollte.

„Nein“, erwiderte Mutter Hagmann, „ich habe tagtäglich gelauert.“

„Zuletzt ging ja alles durcheinander“, meinte Arthur, der ein Stück von dem faserigen roten Fleisch mit der Gabel spießte. „Wer weiß, wo der Brief hingekommen ist. Er war ja leer. Na, und ich bin ja gut durchgekommen.“

„Gott sei Dank!“ seufzte die Mutter. Sie stand am Ofen und streifte ihre Strümpfe ab.

Das im Hals einer Flasche steckende Licht flackte.

Groß und schwarz bewegte sich der Schatten Mutter Hagmanns an der Wand. Eilfertig tickte die Wanduhr.

„Um elf“, sagte die Mutter. „Das Schlagwerk ist abgestellt. Man hört's draußen.“

„Hab nur keine Angst mehr“, entgegnete Arthur. „Schlaf ruhig! Ich muß mich noch waschen.“

„Mit Gottes Hilfe wachen wir wieder auf“, sagte Mutter Hagmann. „Gute Nacht, Junge!“

„Schlaf ganz ruhig!“ rief Arthur nochmals. „Du brauchst keine Sorge zu haben.“

Dann besann er sich und ging hinter der Mutter her, um ihr mit der Kerze die Bodentreppe hinauf zu leuchten.

„Sperre Scharr in den Stall ein“, sagte Mutter Hagmann noch.

„Ja“, erwiderte Arthur. „Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ klang es zurück.

Knarrende Treppenstufen. Schritte oben. Stille.

Allein geblieben, aß Arthur wiederum von Brot, Butter und Fleisch. Er kaute und schluckte weniger hastig als zuerst. Mit bloßem Oberkörper saß er am Tisch.

Vorläufig kann ich nichts anfangen, ging es ihm durch den Kopf. Irgend etwas wird sich im Laufe der Zeit schon ergeben. Und zu essen ist hier ja immer da . . . Sein Denken fühlte sich noch nicht recht zu Hause, es war noch unterwegs und nur der dringendsten Notdurft geöffnet.

Rote Wachsstreifen rannen an der Flasche herab. Der ziemlich abgeschmolzene Lichtstummel flackerte stärker. Arthur blies ihn aus.

„Schluß der heutigen Vorstellung!“ sagte er laut. „Scharr, komm!“

Gehorsam ging der Hund durch die geöffnete Stalltür.

Droben in der Kammer fand Arthur sein Bett frisch überzogen.

Er sog den herben Apfelgeruch ein und dachte an jene Nacht des Luftangriffes auf Dresden, die ihm schon sehr, sehr weit zurückzuliegen schien.

Die Kammer war voller Dunkelheit. Der Mond kam erst gegen Morgen herauf.

Arthur ließ die Hosen fallen wo er stand und kroch gähmend unter die Zudecke.

Er schlief sofort ein.

*

Gegen Morgen erwachte Arthur.

Seine Finger tasteten nach der schußbereiten Pistole, die vermeintlich zwischen Bettwand und Matratze stecken mußte. Erschrocken setzte der Heimgekehrte sich gerade. Erst dieser Schreck machte ihn ganz wach und ließ ihn merken, daß er sich nicht mehr unterwegs befand.

Heftig schleuderte Arthur die lästig warme Federdecke zurück, stieg schlaftrunken aus dem Bett und hielt sich an der hölzernen Kugel des Pfostens fest.

„Oaah!“ dehnte er die steifen Glieder und stieß die Fäuste nieder, daß die Dielenbretter unter seinen Füßen knirschten.

Durch das kleine Fenster fand Helligkeit herein. Ein breiter Streifen Mondlicht beschien den Kleiderschrank, neben dem die Nickelbeschläge eines dort stehenden Koffers glänzten.

Arthur trat barfuß ans Fenster und blickte aufatmend hinaus.

Käuzchen riefen überm Dorf. Die Teichfrösche quakten. Manchmal war mit einem Schlag Stille und nur ein einzelner Frosch ließ sich quarrstimmig als Vorsänger vernehmen, bis auch die übrigen wieder vereint einfielen. Maiglöckchenduft schwebte unwirklich süß und stark vom Garten herauf. Einsam wehte der Schall dreier Glockentöne über die schlafende Ortschaft.

Lange verharrte Arthur Hagmann reglos am Fenster, ohne besonderen Gedanken nachzuhängen. Er war ganz dem Gefühl hingegeben, daheim zu sein und den Krieg glücklich überstanden zu haben. Frühdämmerung zog schon rosig über den östlichen Himmel, als er sich rührte.

Im Umdrehen fiel sein Blick neuerlich auf den Koffer mit den blitzblanken Schlössern und erkennend gewahrte Arthur, daß er seinen eigenen Koffer vor sich sah, den die Wirtsleute von der Alaunstraße zu Dresden damals, als Arthur versetzt wurde, nach Kirchnitz geschickt hatten. Der Frachtgutzettel hing noch am Bügelgriff.

Arthur hob den Koffer an. Er wog schwer. Mutter hatte ihn unausgepackt weggestellt.

Hagmann setzte den Koffer flach auf einen ans Fenster

gerückten Stuhl, wobei der Inhalt rumpelnd durcheinanderflog. Aufspringend klickten die Schlösser unter des Mannes drückenden Daumen.

Als Arthur den Deckel öffnete, sah er im Mondlicht die Kuckuckspfeife.

Die Kuckuckspfeife! — — —

Serena! dachte er, während seine Finger das Spielzeug umschlossen.

Alles wurde wieder lebendig, die Kuckuckspfeife wirkte wie eine Wünschelrute, deren Kraft die Quellen des Versunkenen anrührte.

Und wieder lehnte Arthur Hagmann beim Fenster und starrte hinaus. Er sah nicht die wachsende Morgenröte, er hörte nichts von den stetig zunehmenden Geräuschen des kommenden Tages. Kaum, daß das Krähen der Hähne ihm ins Bewußtsein drang.

Beseelte Bilder stiegen aus den Gründen seiner Erinnerungen, wehmütig sanfte Bilder und solche in schreienden Farben, vor deren Brennen ihn Bangigkeit durchschauerte. Aber mehr und mehr wurde Bild um Bild grau vor seinen geschlossenen Augen. Nur noch dahinjagendes Grau sah er, jagende, wälzende graue Leiber, Wölfen ähnlich, unter denen die Welt in Schwärze versank.

Endlich tat der Heimgekehrte die Augen auf und erblickte die glutend steigende Sonnenscheibe hinter dem Turm der Kirche. Taghelle herrschte nun schon, und die Mutter hantierte längst im Stall.

Serena! dachte Arthur noch einmal.

Allein vor der neuen Sonne starb dieser Gedanke hin, wie die Sehnsucht in der Erfüllung stirbt.

Dann schaute Arthur in den Hof hinab und sah, wie sich die Mutter beim Schieben des beladenen Düngerkarrens aus

der Stalltür plackte. Kaum, daß sie über die Schwelle kam, vor der ein Brett zur besseren An- und Abfahrt lag.

„Morgen, Mutter!“ rief Arthur. „Laß doch stehen! Ich bin doch jetzt da!“

Rasch schlüpfte er in die Hosen, zog den Gürtel straff, und sprang barfuß und mit bloßem Oberkörper die Treppe hinunter.

Draußen packte Arthur die Griffe des Karrens, um den rauchenden Mist zum Dunghaufen zu fahren. Kleine Steinchen kribbelten an seinen baren Fußsohlen, so daß er vor Kitzel den Mund verzog und den schweren Karren schneller vorwärtsstieß.

Ein unbändiges Lebensgefühl spannte seine Muskeln.

Über das Geviert des Misthaufens war eine Bretterbahn gelegt, auf die es schwungvoll zu sausen galt.

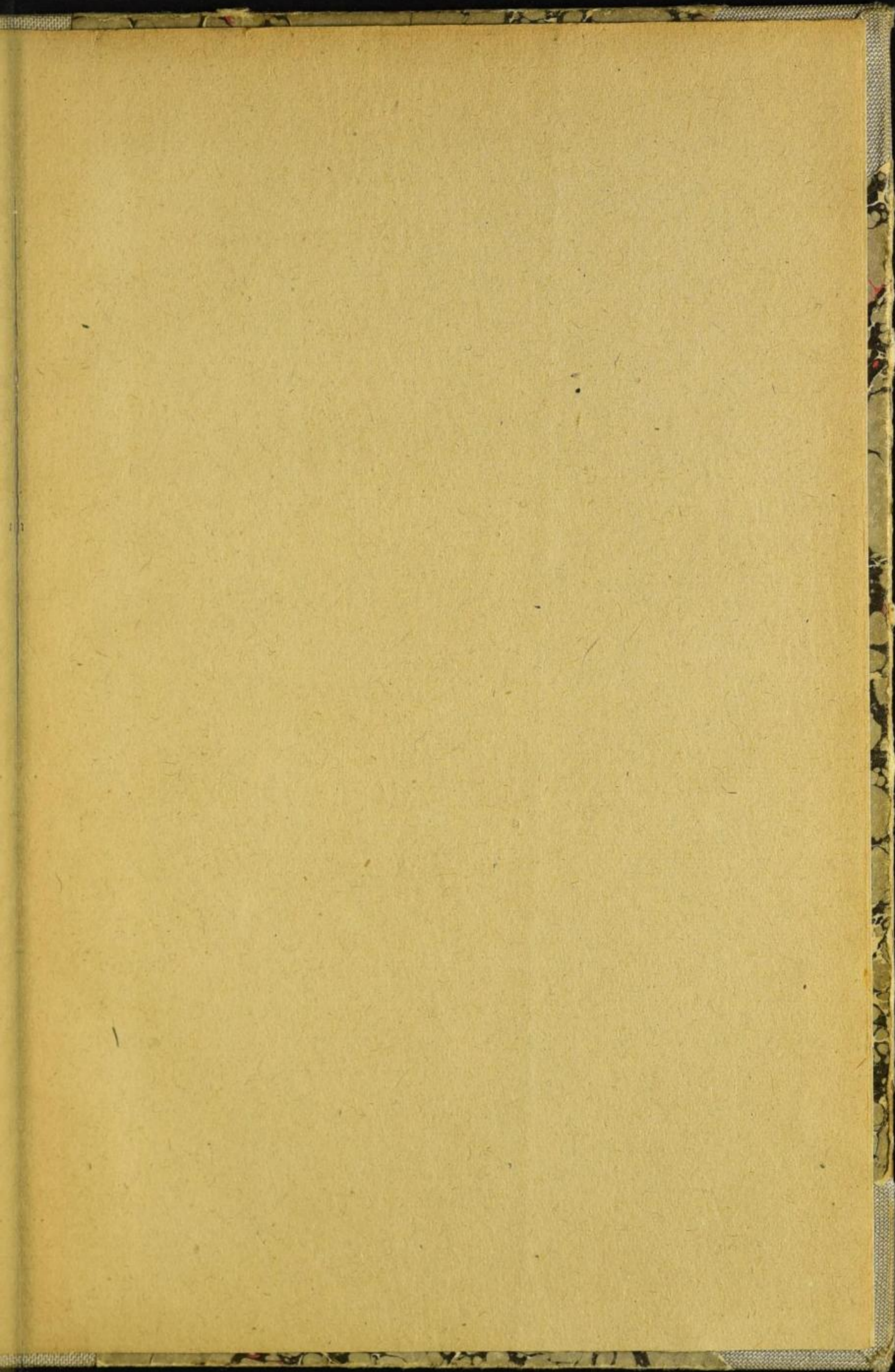
Schräg nach vorn geneigt stemmte Arthur die Fuhre mit trappend donnernden Beinen auf die Holzbahn. Aber das Karrenrad rutschte vom Brett, und Arthurs Füße versanken bis zu den Waden im Dung, als er das Mißgeschick zu verhindern suchte.

Lachend vor Übermut befreite er seine schmutzigen Beine aus dem jauchigen Untergrund.

Vor der Scheune stand Mutter Hagmann im Frühsonnenschein, sie lockte die Hühner und streute ihnen Hafer. Ihrem guten, stillen Gesicht war anzusehen, wie sehr sie sich freute, daß Arthur so mutig an die Arbeit ging.

„Lieber Gott, du!“ murmelte Mutter Hagmann dankbar und blickte aus verschwimmenden Augen in die Blüten eines Pflaumenbäumchens.

Die Sonne aber stieg höher und höher am friedlichen Himmel empor.



15. 02. 75

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

03. April 1997

06. Okt. 1998

SACHSISCHE LANDESBIBLIOTHEK



2 0224214

15. 02. 75

Datum der Entleihung bitte hier einstempeln!

| | | |
|--|--|--|
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |
| | | |

| | | |
|---|---------------|--------|
| Geschenk von: | | Preis: |
| AK-Hinw. | | |
| Fach 1 Dts. Lit. Wer | | |
| Bio K | | Bild K |
| SWK | | |
| Mag.-Stdnr. 24. 8° 919 ^R _x | | ZU: |
| ABGHKL Sonder-Aufst. ++ | Ausl.-V. / | ZU: |

K (A-8/9). 1905/48. 10 000

12/359

